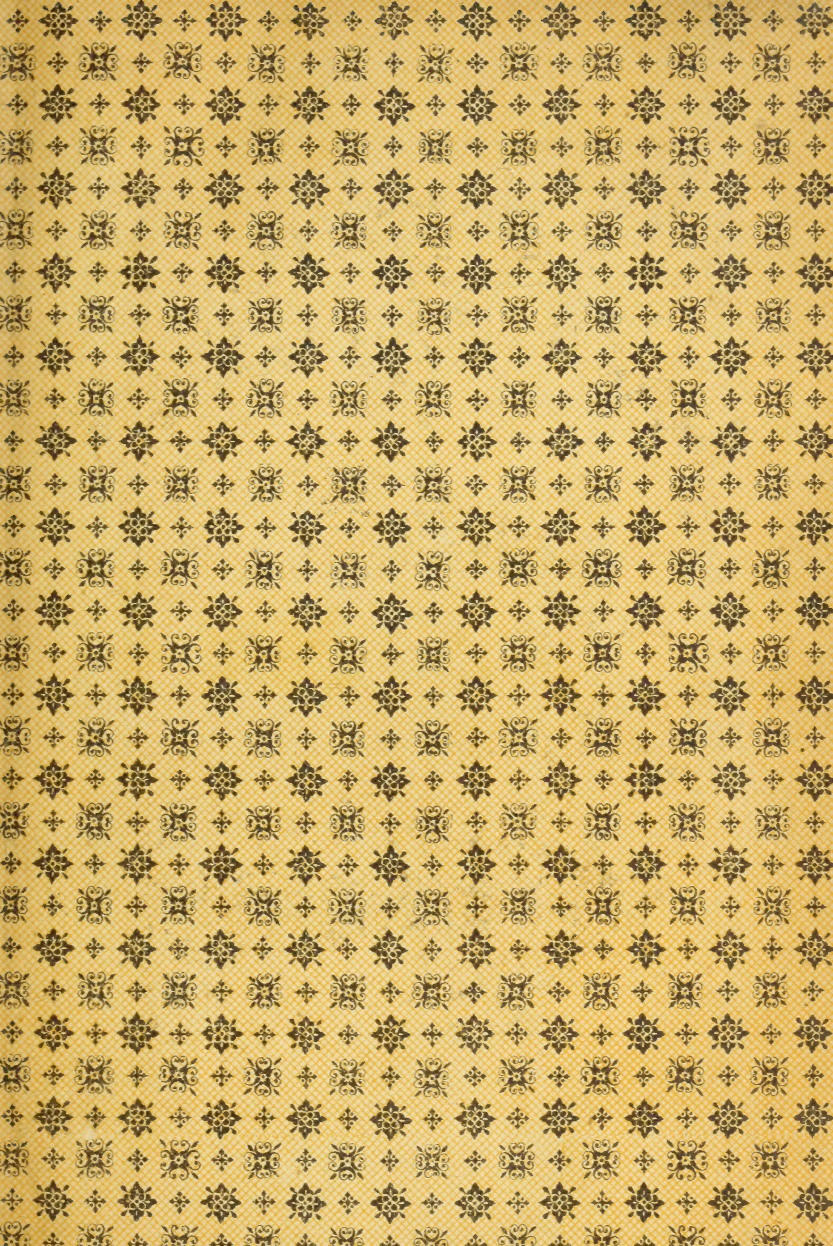
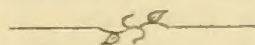

Aus der Bücherei Franz Pichler.



Auf heimischer Erde.



Auf heimischer Erde.

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.



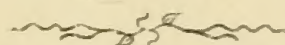
Erster Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Seite



Bei den drei Kiefern.



I.

Ein feuchter, dunkler Herbstabend lag über der Landschaft — es war um die Stunde, wo der Abend in die Nacht übergeht.

In den Häusern des abseits am Waldsaum liegenden Dörfchens erlosch Licht um Licht, während langsam ein schwerer, alterthümlicher Reisewagen an ihm vorbei auf der einsamen Fahrstraße zu dem Herrenhause dahinrollte, das jetzt Finsterniß und Nebel noch den Blicken der Kommenden verbargen. Wenn indeß das junge Mädchen im schwarzen Kleide, das allein im Wagen saß, neugieriger gewesen wäre, hätte sie, da eben der Vollmond über die Wipfel des Tannenwaldes emporstieg und leise mit seinen Strahlen hier und dort die Nebelschleier zerriß, die breite Façade des alten Gebäudes, seine vorspringenden Giebel und Erker durch das Wagenfenster erblicken und, wenn sie es aufgezogen, auch deutlich in einiger Entfernung die weite, silberschimmernde Fläche des Sees bemerken müssen, die es zu umgeben

schien. So aber hatte sie den Reisehut mit schwarzem Band und Schleier nachlässig im Schoß, den Kopf in die Wagenkissen gedrückt, die Augen geschlossen und fuhr nur zuweilen aus dieser Stellung halb in die Höhe, wenn die Pferde schärfer anzogen oder die Räder härter an einen Stein stießen. Aber auch dann öffnete sie kaum die dunklen Wimpern, starrte vor sich hin und versank wieder in ihr Grübeln und Träumen.

Jetzt hielt der Wagen in dem gepflasterten Vorhof des Hauses; sie war erwartet worden, auf der Schwelle stand ein Diener mit einer Leuchte, ein älterer half ihr beim Aussteigen. Wie sie leicht an seiner Hand vom Wagentritt herabsprang, ihren Hut in der Hand, das schwarze Flortuch um ihren Hals ein wenig verschoben, den Kopf zurückgeworfen, war jede Spur ihrer Träumerei verschwunden und sie mit jedem Nerv, mit jedem Gedanken in die Wirklichkeit zurückgekehrt. An dem prüfenden Blick, den der alte Diener auf sie richtete und den sie, mit großer Verstellung ihr Forschen hinter ihrer Unbefangenheit verbergend, erwiederte, konnte man leicht erkennen, daß sie sich gegenseitig noch durchaus fremd waren. Anfangs wechselten sie darum nach stummer Begrüßung kein Wort, sondern schritten schweigend über die steinernen Stiegen in die Hausflur des weitläufigen Gebäudes.

Erst hier sagte der Alte: „Sie werden von Ihrer langen Fahrt ermüdet sein, Fräulein Elsen, und der Ruhe bedürfen. Ich habe Auftrag von dem gnädigen Herrn, Sie nach Ihrem Zimmer zu geleiten."

„Ist Herr von Wolfram noch auf?"

„Der Freiherr begibt sich erst um Mitternacht zu Bett, aber er wünscht heute nicht gestört zu werden."

„So bringen Sie ihm meinen ehrerbietigen Gruß."

Damit waren sie eine Wendeltreppe hinauf und durch einen engen, nur an zwei Stellen von Lampen dürftig erhellten Gang geschritten. An seinem Ende öffnete der vorangehende Diener eine in der Mauernische fast verborgene Thür.

„Hier ist Ihr Gemach, Fräulein Elsen, vorausgesetzt, daß es Ihnen zusagt. Gefällt es Ihnen nicht, so habe ich Auftrag, Ihnen in diesem Theil des Schlosses dasjenige anzuweisen, was Ihnen am besten behagt."

„Ich danke noch einmal dem Freiherrn für so viel Güte, ich danke Ihnen herzlich für Ihre Bemühung."

Auf dem Tische brannten schon im silbernen Armleuchter zwei Wachskerzen; eine Magd ordnete in einem kleineren Nebenzimmer das Himmelbett mit Vorhängen und Decken. Nun ward auch der Reisekoffer des Fräuleins herbeigeschafft, und da sie die Fragen, ob sie noch etwas bedürfe, freundlich ablehnte und mit einer An-

muth, die ihrem selbstbewußten Wesen und Auftreten einen ganz eigenen verklärenden Reiz verlieh, dem alten Diener die Hand reichte und gute Nacht wünschte, so war sie einen Augenblick nachher allein. Sie horchte, bis der letzte Schritt der Davongehenden auf den Fliesen des Ganges verklungen und Alles still geworden war, dann erst schob sie leise den Riegel vor ihre Thür. Ihre Züge nahmen wieder die Milde, das Träumerische, Abgespannte an, welches ihr ursprünglicher Ausdruck war und den sie nur bei dem Eintritt in dies Haus, in eine ihr noch fremde Lebensstellung gewaltsam in Schärfe und Bestimmtheit verwandelt. Seit fünf Jahren war sie einen so dornigen Lebensweg gegangen, so oft gezwungen worden, mit den Lippen zu lächeln, während ihr Herz stückweis zerbrach, daß sie diese Maske des Trotzes, der Unbeugsamkeit wie ihr zweites Gesicht, wie einen Schild gegen die Welt und die Menschen zu betrachten gelernt hatte, unter denen sie sich nun einmal bewegen mußte. Schwer lassen sich im Drang des Dienens, in abhängigen Lebensstellungen der Adel des Herzens, die Freiheit der Gesinnung bewahren; auch die Seele dieses jungen Mädchens hatte ihren süßesten Duft, ihre erste Frische darüber verloren, sich längst in die harten Willensäußerungen Derer gefügt, deren Brod sie aß — das harte Brod der Knechtschaft. Wie oft hatte

sie das Wort der Wahrheit, ihres angebornen Stolzes auf der Zunge zurückhalten, wie oft den lauten Schlag ihres Herzens dämpfen müssen!

Eine bittere Erinnerung daran mochte sie auch jetzt überschleichen; ein böses, zuckendes Lächeln spielte um ihren feinen Mund. Das Halstuch hatte sie abgenommen, das Band ihres weichen, braunen Haares ein wenig gelöst, so kniete sie auf dem bunten Teppich des Bodens und suchte in ihrem Koffer nach Diesem und Jenem. Zuweilen unterbrach sie ihre Arbeit und schaute mit ihren klugen sinnigen Augen langsam und gedankenvoll in dem Raum umher, der nun bis zu den Ostertagen des künftigen Jahres wenigstens die Stätte ihrer geheimsten Empfindungen, ihrer Träume und Wünsche sein sollte. Weder an dem Gemach mit seiner grünen Sammettapete, den beiden hohen Fenstern, noch an den Geräthschaften darin hätte die vornehmste Dame viel zu tadeln gefunden. Vielleicht wären ihr die alterthümlichen Formen der Sessel, des Schrankes aufgefallen, die zu den ersten Offenbarungen des Rococcogeschmacks zu gehören schienen — allein das junge Mädchen hatte eine besondere Vorliebe für diese gewundenen Formen und Schnörkellinien, und fühlte sich von ihnen und den chinesischen Blumenvasen auf der Kommode noch inniger angeheimelt und freudiger überrascht, als von der Pracht

und der Kostbarkeit der ganzen Einrichtung. Wie in ihre Kindheit war sie zurückversetzt, in die Wohnung ihres Vaters, der noch viel mehr und prächtigere alte Kunstsachen und Bilder zusammengebracht, freilich nur, um einen Handel damit zu treiben. Ihr Lächeln verlor in diesem Angedenken seine Bitterkeit, in ihrem Auge leuchtete ein erhöhter Glanz — eine Weile ließ sie die Hände unbeschäftigt auf dem Rand des Koffers ruhen und sättigte ihre Blicke gleichsam an einer Umgebung, die sie so reich und eigenthümlich nicht erwartet hatte. Noch nahm sie dann ein Tuch, ein Häubchen hastig aus ihrem Gepäck, die innere Unruhe gestattete ihr schon kein längeres aufmerksames Suchen, sie stand auf und ging, die Arme über die Brust gefaltet, ein- und noch einmal durch die ganze Länge des Gemaches. Je sorgfältiger sie nun alle Gegenstände betrachtetete, die seidenen Gardinen, die reichen Decken, desto lauter drängte sich ihr die Frage auf: „Wofür halten sie Dich hier nun? Geht die Wunderlichkeit dieses alten Herrn von Wolfram so weit, Dich wie eine verkleidete Prinzessin zu behandeln, die er nur aus Scherz zu seiner Vorleserin macht?"

Darüber wandten sich ihre Gedanken fast unwillkürlich wieder den Verwickelungen zu, die sie hierher geführt. Vor zwei Monaten hatte sie in einem öffentlichen Blatt die seltsame Anzeige des Freiherrn gelesen,

daß er, da seine Augen schwach zu werden anfingen und er gichtgequält an seinen Lehnstuhl gebannt sei, ein junges Mädchen zur Vorleserin wünsche; er fordere außer der Kenntniß der französischen und italienischen Sprache von ihr die seltene Tugend des Schweigens, Enthaltung aller unnützen Spielerei auf dem Clavier und beständig ein Erscheinen in schwarzer Kleidung. Damals sah sie einer sorgenumdüsterten Zukunft entgegen. Die Stellung, in der sie sich bisher als Gesellschafterin bei der Gräfin Weilen befunden, war ihr durch den launenhaften und hochmüthigen Charakter ihrer Gebieterin, durch die vielfachsten Verletzungen gerade ihrer feinsten und tiefsten Seelenregungen verbittert und jetzt durch die bevorstehende Heirath der Gräfin mit einem jüngeren Manne nach ihren ernsten und strengen Anschauungen des Schicklichen und der Sitte unmöglich geworden. Sehr gegen den Willen der Gräfin, die sich allmählig an sie gewöhnt, hatte sie deshalb um ihre Entlassung gebeten und da sie darauf bestand, sie endlich erhalten. Lange aber wollte sich auch ihren eifrigsten Bemühungen keine neue Stellung bieten, die ihren Wünschen und Ansprüchen genügt hätte: etwas war sie doch durch den längeren Umgang mit der Gräfin, den Verkehr mit der vornehmen Welt, die sich ihr nicht ganz verschlossen und bei den Festen ihrer Gebieterin, wenn sie mit ihrer

wunderschönen Stimme ein Lied von Goethe oder Heine gesungen, sie oft mit ihren Lobsprüchen überhäuft hatte, verwöhnt worden und hatte ein ausschließliches Wesen angenommen. Andererseits erzeugten wieder die bitteren Erfahrungen, die sie zuletzt in diesen Kreisen gemacht, in ihrem Herzen eine solche Sehnsucht nach tiefster Stille und Einsamkeit, daß sie zuweilen daran dachte, mit ihren geringen Ersparnissen in irgend ein halbverschollenes Dorf zu flüchten und dort, allen Hoffnungen entsagend und frei von jeder Furcht, ihren Erinnerungen und ihrem Schmerz allein zu leben. Alle diese Betrachtungen und Gefühle wirkten vereint auf sie ein, als sie jene Anzeige des Freiherrn las, und gaben ihr in demselben Augenblick auch die Feder in die Hand, ihm zu schreiben. Schneller als diesen hatte sie nie einen ähnlichen Brief geschrieben, eine geheime Gewalt schien ihr Wort und Hand zu beflügeln und ihr im Voraus Erfüllung ihrer Bitte zu versprechen. Erst nach der Absendung des Schreibens kam ihr die ruhigere Ueberlegung, sie zog bei der Gräfin und Andern Kunde über den Freiherrn von Wolfram ein. Wenn sie das Lob der Einen wie den Tadel der Andern billig mäßigte, blieb immer so viel, daß der Freiherr ein wunderlicher aber großmüthiger Herr sei, mit seinen sechzig Jahren und altaristokratischen Ansichten, seinen romantischen

Liebhabereien, die er sich noch aus seiner Jugendzeit bewahrt, nicht recht für die Stimmung dieser Tage passe und sich darum auf eines seiner Güter, Waldsee, zurückgezogen habe, übrigens mit seinem einzigen Sohne Egbert in unversöhnlichem Zwiespalt lebe. Alle verhießen ihr, um so mehr, da es gegen den Herbst und Winter ginge, ein ebenso trauriges wie eintöniges Leben auf Waldsee und baten sie, ihren Entschluß nicht zu übereilen. Den Bedenklichkeiten, die in ihr aufzusteigen drohten, machte indeß die Antwort des Freiherrn ein schnelles Ende. Er nahm ihr Anerbieten an, er erhöhte sogar zu ihren Gunsten das Gehalt, das er ursprünglich für ihre Bemühungen festgesetzt, da er, wie er sich ausdrückte, von Allen gehört, daß eine gleiche Vortrefflichkeit sie in Tugenden und Talenten auszeichne, und er sich für beglückt halten würde, noch im Ausgang seines Lebens eine schöne Seele kennen zu lernen. Diese Worte überraschten sie, aber entschieden zugleich ihr Loos.

So war sie nach Waldsee gekommen.

Wie sie jetzt sinnend in der Mitte des Zimmers stehen geblieben war, konnte sie sich sagen: „Dein Eingang ist ein glücklicher gewesen, deine Erwartungen sind weit übertroffen worden. Du wolltest einsam sein, nun bist du es ja, durch Wald und See von den Menschen, von ihren Lügen, ihrer Eitelkeit getrennt, wenige Stun=

den deines Dienstes ausgenommen mit dir allein. Und dieser Dienst wird nicht allzuschwer sein. Du hast so viel schlechte Musik hören und bewundern, so oft wider deinen Willen mit weinendem Herzen dem Clavier Tanzmelodieen entlocken müssen, daß es eine Wohlthat für dich ist, einmal damit aufzuhören. Und schwarze Kleider trägst du ja gern — um was, um wen alles trauerst du nicht!"

Da die Vorhänge ihrer Fenster noch nicht niedergelassen waren und der Mond, der immer höher am Himmel aufgestiegen, seinen glänzenden Schimmer auf die hellen Scheiben warf, trat sie näher und öffnete, so geräuschlos sie es vermochte, den einen Flügel. Der heftig hereinströmende Wind verlöschte die beiden Kerzen, so daß sie im Dunkeln an der Fensterbrüstung stand, während von unten aus gesehen ihr Antlitz und ihre Gestalt vom Mondlicht umstrahlt und wie verklärt erscheinen mußte. Es bot sich ihren Blicken ein entzückendes Schauspiel. Meist hatten sich die Nebel aufgelöst, nur hier und dort flatterten sie noch wie dünne Streifen eines silbernen Gewebes an den Wipfeln der Bäume, zogen so über die stillwallende Fläche des Sees und ballten sich dichter und fester an dem jenseitigen fernliegenden Ufer zusammen. Ihr zu Füßen breitete sich auf einer Landzunge, die sich in den See allmälig

enger werdend ausstreckte, der Park des Schlosses aus — alte, mächtige Stämme, jetzt freilich mit schon halb entblätterten Kronen, hoben sich bis zu ihrem Fenster empor, dazwischen lagen Blumenbeete, Rasenflächen, dicht von Epheu umschlungene Lauben. Zumeist aber fesselte sie ein hellerleuchtetes, kleines Haus — einem Pavillon ähnlich, das auf der äußersten Spitze der Landzunge fast in das Wasser hineingebaut lag. Obgleich der Raum, der sie von ihm trennte, nicht unbeträchtlich war, glaubte sie doch zuweilen einen fröhlichen Lärm lauter Stimmen, Gesang und das Klingen der Gläser herüberschallen zu hören. Diese geräuschvolle Lust stand im seltsamen Widerspruch zu der tiefen, fast ängstlichen Stille in dem großen Gebäude, im Garten und rings um sie her. Weit bog sie sich über das Fenstergesims und schaute die Front des Schlosses entlang, um wenigstens den Schein eines Lichtes, eine noch so leise Bewegung zu entdecken — aber alles blieb düster, traurig, lichtlos. Wer wohnte denn nur drüben, der es wagen durfte, unter den Augen des stolzen und gebieterischen Freiherrn ihm zu trotzen? Denn ohne sich einen Grund für ihr Gefühl angeben zu können, fand sie in dem Jubel und dem Klang wilder Lieder, den der Wind jetzt deutlicher zu ihr trug, eine Beleidigung gegen den Ernst und die Schwermuth ihrer Umgebung.

Indem verkündigte die Schloßuhr mit unangenehmem, kreischendem Schall die elfte Stunde. In dem Pavillon klangen noch einmal die Gläser in einem lauten: „Hoch!“ zusammen, dann traten mehrere Männer über die Schwelle in den Garten hinaus. Deutlich konnte sie sehen, daß man Abschied von einander nahm, daß Alle bis auf Einen in die beiden Kähne stiegen, die im Schatten der Weidengebüsche und Binsen hart am Ufer verborgen lagen. „Gute Nacht! Gute Nacht!“ hinüber, herüber — es waren fröhliche kräftige Stimmen. Die Ruder schlugen das Wasser, nun stießen die Kähne ab. Eine Furcht ergriff das Mädchen, daß man sie am Fenster, von dem sie hinablauschte, erkennen möchte, und sie flüchtete tiefer in das Dunkel des Gemachs. Anfangs näher, dann immer ferner verrauschte der eintönige Schlag der Ruder. Da sie sich sicher wähnte, eilte sie wieder zu ihrem früheren Platz. Unerwartet aber trafen sie so die Blicke des Mannes, der, was sie nicht beachtet hatte, im Garten zurückgeblieben und unzweifelhaft der Bewohner des Pavillons war. Sie erkannte freilich nur die Umrisse einer schlanken und hohen Gestalt, um so schärfer mußte sie selbst in dem klaren Mondlicht seinen Blicken ausgesetzt sein und hastig, über ihre eigene Unvorsichtigkeit wie über seine Gegenwart erröthend, schlug sie das Fenster zu und ließ, als sei sie noch nicht

geschützt genug, die Vorhänge nieder. Nicht einmal die Kerzen wagte sie anzuzünden, um sich auch durch ihren Schatten nicht ihm zu verrathen, so löste sie im Finstern ihr Haar und suchte ihr Lager.

Bei der Dienerin, die sie am nächsten Morgen bediente, mochte sie nicht nach dem Bewohner des Gartenhauses, nach seinem Namen und Treiben auch nur in entferntester Weise forschen; zu dem Freiherrn ward sie erst um Mittag beschieden.

Wenn nicht schon auf ihrer ganzen, zweitägigen Reise, so hatte sie doch in der Nacht und den Morgen über Zeit genug gefunden, sich auf diese Unterredung vorzubereiten, um, so viel an ihr lag, einen ersten günstigen Eindruck hervorzurufen. Sie hatte wieder ihre ernste und entschlossene Miene angenommen, die ihr ein älteres Aussehen gab, als es ihren Jahren zukam und sie es in Wirklichkeit besaß, aber zugleich ihre Würde und die Ruhe ihrer Haltung verstärkte. Schön, regelmäßig schön hätte sie kaum ein Schmeichler nennen können; man mußte sich allmählig an ihre aufgeworfene Lippe, an ihre kleine Stirn, die etwas matte Farbe ihrer Haut gewöhnen, ehe man trotz dieser Mängel dem milden Reiz ihres Gesichts gerecht ward. Eigen war ihr der strahlende, blitzähnliche Glanz der Augen, wenn sie im leidenschaftlichen Gespräch oder im Feuer der

Erregung ihre dunklen Wimpern, die sie anfangs halb geschlossen hielt, plötzlich aufschlug. Heute umschloß ein einfaches schwarzes Seidenkleid ihre feinen Glieder bis hoch an den Hals hinauf, weite Spitzenärmel umgaben ihre schmale Hand. Ihr Haar umrahmte fast ihr Antlitz mit seinen breiten Flechten.

In seinem Bibliothekzimmer erwartete sie der Freiherr von Wolfram in einem kunstvoll geschnitzten, mit dunkelbraunem Leder überzogenen Sessel. Bei ihrem Eintritt erhob er sich ein wenig, auf einen Stock gestützt, und grüßte sie mit leichtem Nicken des Kopfes. Auf seinem trotz des Alters und vieler tief in die Stirn eingeschnittenen Furchen noch männlich schönen und geistvollen Gesicht malte sich eine gewisse Enttäuschung, als ihm das junge Mädchen ganz nahe getreten war und er jeden ihrer Züge unterscheiden konnte. Er mußte sich ein anderes Bild von ihr entworfen haben und die Spannung, die ihn bei ihrem Eintritt beherrscht und, als er zuerst ihren Namen ausgesprochen: „Fräulein Dorothea Elsen", seine Stimme leise erbeben ließ, wich jetzt von ihm und auf einen Sessel deutend und sie zum Sitzen einladend, sprach er weiter: „Fräulein Dorothea Elsen! Seien Sie mir willkommen in Waldsee. Ich bereue fast, soviel Jugend und Lebenslust, als sie besitzen, in diese Oede gerufen zu haben. Es wird hier

wenig Zerstreuung für Sie geben, nicht einmal Naturschauspiele, schöne Aussichten, romantische Gegenden, für die man in Ihrem Alter so empfänglich zu sein pflegt, von allen andern Vergnügungen gar nicht zu reden."

„Herr Baron, ich habe es seit dem Tode meiner Eltern immer für ein großes Glück gehalten, einsam zu sein."

„Sie sind schon lange verwaist?"

„Seit fünf Jahren."

„Und standen dann immer allein, ohne Freunde, ohne Verwandte in der Welt?"

„Ich habe von Seiten meiner Mutter eine zahlreiche Verwandtschaft; alle, wie ich glaube, sind vom besten Willen für mich erfüllt, aber ich habe ihre Hülfe nie in Anspruch genommen, könnte es auch nicht; ich muß, Herr Baron, wie mein Vater, in eigenen Schuhen stehen."

Der Freiherr lächelte über den entschiedenen Ton des Mädchens, aber er fing schon an, sich mit ihrer Erscheinung, so sehr sie auch seiner früheren Vorstellung von ihr widersprechen mochte, zu versöhnen. „In allen Lagen des Lebens", sagte er, „wie rühmlich ist solcher Muth, solcher Stolz. Er allein läßt uns die Widerwärtigkeit des Daseins, im Grunde vielleicht das Dasein selbst ertragen. Nur wenn wir es uns täglich nach des

Dichters Wort aufs Neue erbeuten, ist es erst unser Eigenthum. Bleibt freilich noch die große Frage", und dies warf er mehr vor sich hin, als daß er sich bestimmt an sie gewandt, „ob dies Leben überhaupt der Qual und des Lärms, der Verwirrung und des Schmerzes werth ist, die es erregt."

Er traf da eine Saite, die oft in ihr erklungen und die auch jetzt bei seiner Berührung widerhallte. „Ich glaube, Herr Baron", antwortete sie, „wenn ich eine Meinung darüber wagen darf, daß wir uns eben bescheiden müssen, daß es nie weder hüben noch drüben eine Lösung dieses Räthsels geben wird. Alles zu leiden und nichts zu wissen, das ist unser Loos. Und was uns dann noch im Dasein festhält? Es wird für Alle, die im Elend leiden, unter fremder Unterdrückung, in den Ketten widersinnigster Verhältnisse langsam verkümmern, während sie sich doch so leicht von ihnen befreien könnten, die Pflicht, für die andern die Gewohnheit sein."

„Die Gewohnheit geb' ich Ihnen zu; wir leben, weil wir eben da sind — aber die Pflicht, was ist sie? Wollen Sie ihr eine Göttlichkeit verleihen?"

„Ja, Herr Baron, nur dieser Anker hält das Lebensschiff im Sturm. Und wenn wir darum leiden, dafür sterben — dann wissen wir ja, wozu wir auf Erden gewesen."

„Einem Wahn, einem Irrthum des Geistes sich opfern!“

„Immer noch besser als dem Nichts!“

Nun flammte ihr Auge, ihr Gesicht hatte ihre frühere, etwas erzwungene Starrheit verloren. Verwundert, doch mit Wohlgefallen betrachtete sie der Freiherr schweigend einige Minuten. „Schade“, sagte er darauf, „schade, daß Ihre Mutter so früh gestorben, welch' eine Tochter wären Sie ihr geworden!“

„Herr Baron“, stammelte die erglühende Dorothea, denn ihr fielen plötzlich die Gerüchte von dem langjährigen, unversöhnlichen Zwist des Freiherrn mit seinem Sohn ein, und sie fühlte erschrocken, daß sie mit ihren unbedachten Aeußerungen einen wunden Fleck in dem Herzen des alten Mannes berührt habe. Auch ihm verschattete eine finstere Erinnerung das Gesicht, er wandte es von ihr ab und schloß die Augen, als schmerzten ihn die Strahlen der Mittagssonne, die voll stechenden Glanzes durch die Scheiben fielen. Rasch erhob sich Dorothea und zog die Vorhänge zusammen. Darüber gewann der Freiherr seine Fassung und Kälte wieder.

„Ich danke Ihnen, mein Kind; es ist nun schon entschieden, daß wir uns gegenseitig verstehen, obgleich“ — und wieder erschien sein freundliches, nur ganz leise

überlegenes Lächeln — „Sie eine viel größere Philosophin sind, als ich; wir wollen gute Freunde werden. Und wenn wir uns nun zuerst über unsere gegenseitigen Pflichten einigen, so schenken Sie mir Ihre Abende und speisen, wenn es Ihnen so gefällt, mit mir, darf ich Sie darum bitten, immer in dieser Kleidung. Schwarz steht allen Frauen gut. Ich stelle Ihnen dafür mein Haus, meinen Garten, Wagen und Pferde zu Diensten. Endlich sagen Sie mir offen, wenn Ihnen Waldsee und meine Gesellschaft nicht mehr behagt; ich mag das geheime Leiden, das Verschweigen der wichtigsten Dinge, der Forderungen unseres Herzens aus leeren Rücksichten nicht ausstehen; ich rechne auf Ihre volle Aufrichtigkeit. Auf diese Bedingungen einen ehrlichen Handschlag!"

Dorothea drückte die rechte Hand, die er ihr damit entgegenstreckte, leicht an ihre Lippen: sie empfand ein wunderbares Vertrauen für den alten Herrn.

„So ist unser Bund denn geschlossen", redete er weiter, „und es bleibt mir nur noch übrig, Sie als Hausherr mit den Bewohnern Waldsees bekannt zu machen. Im Schloß, so nennen die Leute das Vorderhaus noch aus Zeiten her, die nun vergangen, sind wir Beide und der alte Andreas, dessen Bekanntschaft Sie schon gemacht, die einzigen Personen von Wichtigkeit; drüben in dem Pavillon am See" — Dorothea horchte

hoch auf, obwohl sie ihre Erregung unter der vornehmsten und kühlsten Gleichgültigkeit zu verbergen wußte, und nur die Hand, wie in zufälliger Bewegung, auf die Brust legte, deren Wallen zurückzuhalten — „drüben also", fuhr stirnrunzelnd Wolfram fort, „wohnt seit einer Woche mein Sohn Egbert, der unerwartet und sehr zur Unzeit heimgekehrt. Zum Glück herrscht keine Gemeinschaft, keine Verbindung zwischen dem Schloß und dem Pavillon, Sie brauchen das Begegniß mit einem Manne nicht zu fürchten, der Ihr schönes Wort von der Pflicht als eine überwundene Thorheit betrachtet. Ihm wird es genügen, zu wissen, daß Sie meine Freundin sind, um Ihnen nie in den Weg zu treten. Alles, was von mir kommt, weht ihn wie Gifthauch an."

In steigende Verbitterung redete sich so der Alte hinein, und Dorothea, der jede Heftigkeit, welche die Schranke der Form durchbrach, im Grunde verhaßt war, suchte umsonst nach einem Wort, einem Einwand, der den Zürnenden besänftigen oder doch seine Gedanken auf einen andern Gegenstand richten könnte.

Zuletzt sagte sie entschlossen: „Um so mehr werde ich dies Zusammentreffen zu vermeiden suchen, da ich schon gestern Abend, als ich mein Fenster schloß, von Herrn Egbert, wie ich nicht zweifeln kann, gesehen worden bin."

„Sie thun Recht daran, es ist das keine Bekanntschaft, die Freude bringt.“

„Jeder Verkehr mit Andern, scheint mir, hat seine Schmerzen, sein Unangenehmes — den ausgenommen, den wir mit unseren Erinnerungen und der Kunst führen.“

„Dann wollen wir für diesen Winter dem letzten wenigstens vertrauen, daß er uns über dem Sumpf der Langeweile hält.“

Und da er nach der Uhr, die ihm gegenüber auf der Console stand, einen flüchtigen Blick warf, glaubte Dorothea dies als ein Zeichen ihrer Entlassung deuten zu dürfen und stand auf.

„Gehen Sie, mein liebes Kind“, sagte ihr Wolfram, „gehen Sie jetzt, um vier Uhr bitte ich Sie, wieder herabzukommen.“

Darauf nickte er noch mit dem Kopfe genau so, wie bei ihrem Eintritt, erhob sich halb in seinem Sessel, mit tiefer Verneigung entfernte sich Dorothea.

Noch unter dem Eindruck dieses Gesprächs, das sie im Ganzen wohlthuend berührt und ihr von dem Freiherrn die vortheilhafteste Meinung gegeben, den Stimmungen, die es in ihr erweckt, nachhängend, schritt sie durch die breite Flur des Hauses und kam, selbst nicht recht wissend wie, in den Garten hinab.

Ein kühler, scharfer Wind spielte mit dem gelbröthlichen Laube, das die Stege zum Theil bedeckte, und riß noch ein und ein anderes letztes Blatt von den Bäumen, als wolle er seine reiche Siegesbeute damit vermehren. Aber die glänzendste Octobersonne verklärte mit ihren goldigsten Strahlen dies Spiel und ließ es in solchem Schimmer weniger grausam erscheinen; dazu blitzte weithin durch die längst entblätterten Gebüsche, nicht mehr dem Auge verborgen, die Fläche des Sees wie ein mächtiger Schild von leuchtendem Stahl mit goldenen Buckeln darauf. Dorothea's blasse Wangen färbten sich höher und ihr gewöhnlich etwas schwerfälliger Schritt bekam eine schnellere, freiere Bewegung. Alles an und in ihr wurde wie neu belebt und beseelt von dem erfrischenden Hauch der Natur. Wie so ganz anders, ursprünglicher und reiner war es hier, als in den Gärten der großen Stadt, durchsichtiger war die Luft, offener zeigte sich die Natur in ihren geheimsten Reizen. Die Verwüstung des Herbstes beachtete Dorothea nicht, es störte sie nicht, wenn das Laub unter ihrem Fuß raschelte — im Gegentheil, diesen eigenthümlichen Ton empfand sie bis in die feinsten Fibern ihres Herzens als ihrer Melancholie wahlverwandt, lieb und vertraut — es rausche darin, hatte sie einmal gesagt, das Leben des Alls unerklärlich süß und schaurig aus.

Und dann gab es im Garten auch noch wohlgepflegte und gut erhaltene Stellen — Beete mit spätblühenden Blumen, Astern und purpurnen Georginen, wie ein Kranz um die ein wenig verkümmerte und verwitterte Statue einer Flora geschlungen, eine weinumrankte Laube, Gewinde, die von Stamm zu Stamm sich rankten, die breite Buchenallee, die jetzt im farbigsten Schmucke von dem Schlosse in gerader Richtung zu dem Pavillon führte.

Letzterer war ein rundes, zweistöckiges Gebäude; um das obere Stockwerk lief eine Gallerie mit eisernem Gitter, an Sommerabenden mußte sich dort eine herrliche Aussicht über den See und das jenseitige, berg- und waldgeschmückte Ufer im Sonnenuntergang aufthun. Die Fenster aber, die Dorothea in der vergangenen Nacht hell erleuchtet gesehen, waren jetzt alle von den herabgelassenen grünen Jalousieen bedeckt. Neugierig betrachtete sie aus einiger Entfernung das Haus, im Laubgange stillstehend, — näher zu gehen, hielt sie wegen ihrer Stellung zu dem Freiherrn nicht für schicklich — und verglich so unwillkürlich in Gedanken den kleinen Raum, der, irdisch genommen, Vater und Sohn trennte, mit dem großen und wie es schien unausfüllbaren Abgrund, der sich zwischen ihren Seelen aufgethan.

Darüber überhörte sie, daß die Thür des Pavillons

sich öffnete und ein junger Mann im dunkelgrünen Jagdrock, eine Flinte über die Schulter geworfen, hinaustrat, ein Windspiel sprang ihm voran ...

Das laute Gebell des Hundes, als er Dorothea gewahr wurde, schreckte diese aus ihrer Träumerei. Aufsehen, den Herankommenden an dem ausdrucksvollen Gesicht als den Sohn des Freiherrn erkennen, war ihr eins. Erst wollte sie fliehen, dann faßte sie sich und blieb, unter den Zweigen der Buche, unbeweglich wie vorher ...

Der junge Mann pfiff indeß ruhig seinem Hunde, richtete einen flüchtigen, gleichgültigen, ja wie die beleidigte Eitelkeit es ihr sagte, vornehm verächtlichen Blick auf sie und schritt dann zwischen den Bäumen hindurch, über die Rasenbeete hinweg, als sei es ihm lästig, auch nur an ihr vorübergehen zu müssen.

Mit bebenden Lippen stand Dorothea; doch verfolgte ihn ihr Blick, bis er im weiten Umweg um das Schloß auf der andern Seite ihr in einem dichteren Gehölz entschwand. Diese Verachtung hatte sie nie erfahren und sie war sich bewußt, sie weder in ihrer Stellung noch in ihrer Erscheinung, die immer doch zu den seltenen und anziehenden gehörte, zu verdienen. Zugleich war ihr Stolz und ihre Mädcheneitelkeit unheilbar verletzt — heftiger stieß ihr Fuß in die Haufen des dürren

Laubes, daß es ängstlich kreischend auseinanderstob, mit zorniger Hand riß sie einen kahlen, niederhängenden Zweig des Baumes herab und zerbrach ihn ein-, zweimal: so kam sie in das Schloß zurück.

II.

Schon bis tief in den November hinein war die Jahreszeit vorgerückt, allein das Wetter hatte noch immer seine herbstliche Schönheit bewahrt, der Himmel nach den Nebeln des Morgens seine Klarheit und oft seine durchsichtige Bläue wiedergefunden.

In gleicher Ungetrübtheit hatte sich das Verhältniß Dorothea's zu dem Freiherrn erhalten, der verwandte Zug ihrer Gemüther, der sie trotz der Verschiedenheit ihres Alters und ihres Geschlechts beim ersten Gespräch zu einander gezogen, verband sie fest und fester. Von Allem, was sie that oder redete, war Wolfram eingenommen; wenn sie ihm vorlas, sagte er oft, nie habe er eine reinere und zugleich lieblichere Stimme gehört; je verbitterter und grämlicher er seit Jahren gewesen, desto nothwendiger wurde ihm jetzt die heitere Ruhe und das stille Walten Dorothea's, nachdem er sich einmal widerstandslos diesem Zauber hingegeben. Täglich wuchs so seine Neigung zu ihr und schon hatte er sich

daran gewöhnt, sie seine Tochter zu nennen, als ersetze sie seiner Seele, die nach einem Gegenstande ihrer Liebe verlangte, den verlorenen Sohn. Besaß Dorothea auch nicht in ihrem vorwaltend verständigen Wesen die volle, ungetheilte Hingebung einer Tochter, so glich doch ihre Sanftmuth und der anmuthige Zug, den sie ihren geringsten Handlungen zu geben wußte, diesen Mangel aus. Dazu fühlte sie sich bald heimisch in Waldsee, die Einsamkeit und Abgeschlossenheit dieses Landlebens that ihr wohl; in der Unterhaltung des Freiherrn, der in seinen jüngeren Jahren große Reisen unternommen und von ihnen noch mit erstem Entzücken erzählte, fand sie bald für ihre Phantasie, bald, wenn er von jenen letzten und tiefsten Fragen sprach, die zu berühren und mit deren Lösung sich zu quälen für feiner entwickelte Seelen ein gleiches Bedürfniß wie das Einathmen der Luft für das körperliche Leben ist, die reichsten und dauerndsten Anregungen für ihr Gemüth.

Gab es einen dunklen Punkt in diesem Stillleben, so war es die Gegenwart Egbert's.

Nicht, wie sein Vater erwartet, hatte er den Pavillon nach kurzem Aufenthalt verlassen; sein Diener äußerte in der Schenke des Dorfes, der junge Herr gedenke auch einmal einen Winter in Waldsee hinzubringen und die herrliche Jagd, die sein Vater nur zum Ver=

gnügen der Wilddiebe zu besitzen scheine, zu benutzen. Zwar kam Egbert nie in das Vorderhaus, betrat nie den Garten, wenn der Freiherr an einem schöneren Tage im Mittagssonnenschein sich in den Gängen auf einem Rollstuhl umherfahren ließ, und entfernte sich rasch, begegnete er einmal zufällig Dorothea, ohne Gruß, mit demselben kalten und fast verächtlichen Blick, den sie schon seit ihrem ersten Zusammentreffen an ihm kannte, nach einer andern Seite: aber es lag in seinem Verweilen an diesem Orte bei dem noch unausgetragenen Zwist mit dem Vater, in den lustigen Gelagen, die er wöchentlich mit seinen Freunden feierte, so viel Trotz und Hochmuth, eine so tiefe Verletzung kindlicher Ehrfurcht, daß es auf Dorothea bald wie ein Alp drückte, den Pavillon immer vor Augen zu haben. Das erfuhr sie nun freilich, daß Egbert ein Recht habe, in Waldsee zu wohnen, indem das Gut das Eigenthum seiner Mutter gewesen und ihm als Erbe anheimgefallen sei, daß der Freiherr anfangs daran gedacht, es bei dem Tode seiner Gattin zu verlassen und sich auf sein Stammgut zurückzuziehen, endlich aber von langjähriger Gewohnheit, Vorliebe für die Gegend und seiner Krankheit gleich gefesselt, geblieben sei. Nach dem Grunde des Zwiespaltes zu forschen, der um so unerklärlicher erschien, je günstiger sich Alle über den jungen Freiherrn äußerten, je

beliebter, wie Dorothea schon bemerkt, er bei den niedern Leuten der Umgegend war, lag ihrer verschwiegenen Natur fern, doch reizte sie das Geheimniß und gern hätte sie durch eigenen Scharfblick oder günstigen Zufall in der Seele dieses jungen Mannes lesen mögen, der nicht nur den Vater haßte, sondern auch an ihr in unerschütterlicher Gleichgültigkeit vorüberging.

Ueberdies hatte Egbert seine Eigenthümlichkeiten, die auch allein in dieser Einsamkeit die unbeschäftigte Neugierde und Theilnahme eines jungen Mädchens erwecken mußten. Jeden Tag um dieselbe dritte Stunde des Nachmittags verließ er, gleichviel in welchem Wetter, seinen Pavillon und schlug den Weg nach der zum Gute gehörenden Haide ein, die, bei dem Dorfe beginnend, sich wohl eine Meile weit im Halbkreis bis an das andere Ufer des Sees fortzog. Spät, meist hoch in den Abend hinein, kehrte er heim, und daß diese langen Spaziergänge nur seiner Jagdlust gedient, war schon darum unwahrscheinlich, da er nie eine Beute, nicht einmal eine Schnepfe oder eine wilde Ente mitgebracht: dies wußte Dorothea von Andreas, der sich am härtesten und spöttischsten über die „Jagdabenteuer" und „Haidefahrten" des jungen Herrn aussprach. Was hatte er aber dann nur in dem zu dieser Jahreszeit doch nicht eben anlockenden Kiefern-, Tannen- und Fichtenwalde zu suchen?

Vor Kurzem hatte Dorothea mit dem Freiherrn den äußersten Rand der Haide befahren. Herr von Wolfram traf dort an einer tiefen Sandgrube, die von drei einzelnstehenden Kiefern beschattet wurde, seinen Förster, war ausgestiegen und hatte ein angelegentliches Gespräch mit ihm begonnen; der Wagen war auf sein Geheiß, damit Dorothea die ganze Ausdehnung der Haide kennen lerne und wenigstens „die Natur zur Unterhaltung" habe, weiter gefahren und hatte ihn erst nach geraumer Zeit auf seinem Standpunkt bei den Kiefern wieder erreicht. Da hatte sie nun gesehen, daß eine absonderliche Vorliebe dazu gehören müsse, in diesen feuchten Sandwegen, unter den traurigen und schaurigen Bäumen mit ihren schwarzen Nadeln umherzuschweifen. Hier bestärkte Alles ein schwermüthiges Herz in seiner Schwermuth, einen finstern Sinn in seinen wilden und düstern Gedanken.

Gehörte Herr Egbert zu diesen unglücklichen, verzweifelnden, den Andern und sich selbst verhaßten Naturen? War die lärmende Fröhlichkeit, die zuweilen den Pavillon erfüllte, nur der Versuch, geheime und verzehrende Schmerzen auf Augenblicke zu betäuben?

Auch heute, wo Dorothea bis in die Dunkelheit hinein in ihrem Gemach allein gesessen und jetzt zu dem Freiherrn hinabkam, hatte sie diesen Gedanken nach-

gehangen. Der gnädige Herr, sagte ihr Andreas, sei gegen seine Gewohnheit nach dem Essen eingeschlummert und schlafe noch: so blieb sie in einem der vorderen Zimmer — müssig, müde, in einem Sessel, den sie sich dicht an das Fenster gerückt, um in die Finsterniß und auf den See hinauszublicken. Es war ihr schon recht, daß sie noch so für sich hinträumen und sich selbst genießen konnte. Die Lampe auf dem Tisch hatte der Diener hinuntergeschraubt, damit ihr zu helles Licht sie nicht störe. Dies Halbdunkel entsprach ihrer Stimmung, das Licht träumte wie ihre Phantasie in die Schatten leise hinein.

Plötzlich erschreckte sie ein ungewohntes Geräusch, im Vorsaal rief eine trotzige und scharfe Stimme: „Fort da, ich habe mit Niemand Lust zu reden, als mit meinem Vater!“ Es war ihr, als würde der alte Andreas gewaltsam bei Seite geschoben, die Thür ward aufgerissen, Dorothea sprang auf. Da stand auf der Schwelle Egbert, er trug wie immer sein grünes Jagdkleid, die Flinte über die Schulter geworfen . . . sein Gesicht war verstört, sein Haar zerzaust, brennend sein Auge, aber vor Allem schrecklich seine Stimme, als er jetzt ausbrach: „Wo ist mein Vater?“

Langsam und furchtlos kam ihm Dorothea entgegen, die Dämmerung im Gemach verschleierte fast ihre Züge,

er sah nur, daß sie ihre feine Hand fest auf den Tisch legte: „Ich bitte Sie, Ihren Herrn Vater jetzt nicht zu stören — er schläft."

Egbert aber drückte verächtlich die Lippen zusammen und wollte so schweigend an ihr vorüber zu der Thür, die zu dem Wohnzimmer des Freiherrn führte. Schneller indeß kam sie ihm noch zuvor, sie stellte sich vor die Thür und sagte in ihrer kühlen und bestimmten Weise, die sie immer in ihrer größten innerlichen Aufregung fand: „Noch einmal, mein Herr, bitte ich Sie zu warten — ich werde Sie nie in Ihrem Zorn über diese Schwelle lassen."

So viel Ruhe und Kühnheit setzte ihn offenbar in Erstaunen, vom Haupt zur Sohle schien er sie zu messen: schön war sie auch in diesem Augenblick nicht, allein ihr blasses Gesicht, das stolz und fest ihn anschaute, die Hand, die sie wie abwehrend gegen ihn erhoben, ihr schwarzes Gewand — Alles vereinigte sich, ihr einen ergreifenden Ausdruck von Würde und Hoheit zu verleihen. „Aber wer sind Sie denn", sprach er hastig, „wie dürfen Sie es wagen, mir den Eintritt zu meinem Vater zu weigern?"

„Ich bin Ihres Vaters Dienerin."

„Dann sollten Sie wissen, daß es Ihnen nicht zusteht, mir zu trotzen", entgegnete er hart — „denn

ich, ich werde nie mehr in Ihnen sehen als eine Dienerin."

So laut und heftig hatte er geredet, daß darüber der Freiherr erwacht war und nun auf seinen Stock gestützt in der Thür hinter Dorothea erschien.

„Was gibt's?" herrschte er Egbert an, während Dorothea, zum Bleiben entschlossen, da sie eine entsetzliche That von Jedem der beiden Männer befürchtete, sich in die Fensterbrüstung zurückzog.

„Was es gibt?" rief Egbert. „Eine schmähliche Verrätherei! Oder wie wollen Sie es sonst nennen, wenn ein Vater dem Sohne die Braut zu rauben und mit einem Andern zu verheirathen sucht?"

„Es kommt auf die Gründe an, mein Herr Brausekopf", erwiederte der Alte.

„Gründe? Und danach sollte ich Sie fragen? Tausende haben Sie für einen! Das Mädchen ist arm, bürgerlich, die Tochter Ihres Försters — und endlich, oder besser zuerst, sind Sie der Vater und ich der Sohn!"

„Richtig! Und setzt noch hinzu, daß die ganze Geschichte eine Thorheit von Euch und daß, glücklich genug! das Mädchen jetzt auf dem Wege zu ihrem wahren Heil ist."

„Sie irren, ich bin noch zur rechten Stunde gekommen, um Anna von der feigen Flucht zurückzuhalten,

zu der Sie durch Drohungen das Mädchen und ihre Aeltern bestimmt haben."

„Durch Drohungen? Ich? Junge!" rief hart auf ihn zutretend der Alte: „Wahre Dich mit Deinen Lügen!"

„Und Sie haben nicht mit dem Förster gesprochen, haben ihm nicht, was weiß ich, für Geld versprochen, wenn er das Mädchen von hier entfernte? Doch so oder so, sie wird mein! Das wollt' ich Ihnen sagen. Dann mögen Sie mich enterben, ich brauche Sie nicht, Ihren ganzen Zorn auslassen — ich bin Mann's genug, ihn zu ertragen. Und wenn Alle wissen, warum Sie meine Mutter geheirathet, nun, so mögen es auch Alle erfahren, daß ich, Ihr Sohn, eine arme Förstertochter geheirathet, weil ich sie liebte — und entscheiden, wer von uns beiden besser gehandelt."

Keines Wortes mächtig, knirschend vor Grimm, erhob der Alte seinen Stock und holte, seine Krankheit vergessend, zu einem wilden Schlage aus. Mit angstvollem Schrei stürzte Dorothea zwischen Beide, denn Egbert war keinen Schritt gewichen und erwartete flammenden Auges, mit dem Kolben seiner Flinte sich schützend, den Angriff des Vaters. So traf der Schlag, von dem glatten Kolben abgleitend, die Schulter Dorothea's, zugleich aber sank der Freiherr, den Kraft und Aufregung verließen, mit jähem Fall auf den Boden

nieder. Einen Blick noch warf Egbert auf den hingestürzten Vater, auf Dorothea, die zwar betäubt von dem Schlage, doch ohne einen Laut des Schmerzes auszustoßen, ihm ihr Gesicht mit einem unbeschreiblich rührenden Ausdruck der Trauer und des Gefaßtseins zugleich zuwandte, dann eilte er in den Vorsaal und rief die Diener herein — er selbst betrat das Gemach nicht mehr.

Bald erholte sich der Freiherr von seiner Ohnmacht, seine erste Frage war nach Dorothea, und sein Auge leuchtete auf, als er sie auf einem Kissen ihm zur Seite knieen sah.

„Das war ein schrecklicher Auftritt für Sie, mein Kind", sagte er mit noch bebender Stimme, „wir Beide, er und ich, sind schon eher daran gewöhnt."

Schweigend hörte ihm Dorothea zu, es lag nicht in ihr, auch nur durch eine zustimmende Miene sein Verfahren und seine Heftigkeit zu billigen. Im Gegentheil, sie fand Egbert in seinem Recht, daß er seine Liebe nicht einer aristokratischen Laune seines Vaters opfern wollte; in Einem wenigstens mußte nach ihr der Mensch frei von allen Vorurtheilen, von den Ansichten der Andern, von jeder Form, nur er selbst sein — in seiner Liebe. Wolfram schien ihre Gedanken zu ahnen, und suchte den ungünstigen Eindruck, den er auf Dorothea gemacht, zu verwischen. Nach seiner Behauptung

wünschte weder der Vater des Mädchens, noch sie selbst eine Verbindung mit Egbert; Beide aber erschräken vor seinem Jähzorn und wagten nicht, ihm offen ihre Abneigung zu gestehen; Anna hätte längst gewählt und würde ohne die plötzliche und unerwartete Heimkehr Egbert's schon verheirathet sein, dieser aber, das müsse ja Dorothea heut selbst gesehen haben, sei einer Gewaltthat fähig, und so habe er vorgeschlagen, das Mädchen aus dem Walde zu entfernen und nach einer entlegeneren Stadt zu Verwandten zu schicken, inzwischen werde Egbert's tolle Leidenschaft allmählig verlodern.

Ganz überredete er Dorothea freilich nicht; er merkte nur in ihr eine erhöhte Theilnahme für Egbert's bedrohte Liebe. Vor dem Reiz, dies Geheimniß zu ergründen, vor dem Mitleiden mit den Liebenden, und einem ihr selbst noch unerklärlichen Verlangen, Anna zu sehen, hielt ihre gewohnte Zurückhaltung endlich nicht mehr Stand. Schon am nächsten Tage war sie in den Nachmittagsstunden auf dem Wege nach dem Försterhause. Der Freiherr wollte heute allein und ungestört sein, Egbert hatte sie einen Kahn besteigen und nach dem andern Ufer des Sees fahren sehen: so glaubte sie vor jeder Entdeckung sicher zu sein.

In der Nacht war ein leichter Frost eingetreten, der am Tage fortwährte; ein dünner Reif lag auf den

Wegen, den Furchen des Feldes und hing glänzend an den kahlen Zweigen und Aesten der Bäume, Alles gleich eben, trüb, unendlich eintönig und verlassen; es war ein Sonntagnachmittag, Niemand begegnete ihr, matt verklangen die Glocken der kleinen Kirche. Dorothea's Auge folgte den dünnen, feinen Rauchsäulen, die aus den Schornsteinen des Dorfes emporwirbelten, und ergötzte sich an dem Spiel des Windes mit ihnen — jetzt schimmerten sie noch bläulich, eine hochaufgerichtete Säule, jetzt hängten sie sich wie ein Spinnengewebe an einen Baumast, dann zerflatterten sie — nun waren sie verschwunden. Niemals war ihr die Natur so leb- und seelenlos und in ihrer Unempfindlichkeit so grausam erschienen. Nichts milderte die allgemeine Erstarrung, das Gefühl des Leeren, der Oede; überall, wo sonst der Blick im Schatten, auf grünem Rasen ausruhen konnte, wo er sonst von dichtstehenden, hochumlaubten Bäumen und Fichtengebüschen wie eingefangen war und nur durch schmale Lücken und Brüche hinaus zum Sonnenlicht und in die Ferne drang, hinderte ihn heute nichts — frei, ungehemmt vermochte er über die Fläche zu schauen: ach, nur in eine kalte, stille Unermeßlichkeit. „Ist dies", fragte sich Dorothea leise, „ist dies ein schreckliches Bild der Ewigkeit?"

An der Sandgrube und den Kiefern war sie nun

vorüber — auf einem Stege, der sie in einigen Krümmungen unter Fichten und Tannen zum Jägerhause führte. Inmitten des Waldes lag ein tiefes Moor, das zuweilen in einem feuchten Frühjahr fast das Ansehen eines Teiches gewann und an dem hier und dort Wasservögel nisteten. Rechts von ihm, eine kleine Strecke in die Haide hinein, lag auf einem Hügel die Försterei.

Von dort oben betrachtete schon lange ein junges Mädchen, vor der Hausthür stehend, die Kommende; jetzt, da sie bemerkte, daß sie zum Jägerhause hinauf wollte, ging sie ihr einige Schritte entgegen, so daß sich Beide am Fuße des Hügels begegneten. Nie vordem hatte Dorothea mit einem stärkeren Schlagen ihres Herzens in das Antlitz eines Mädchens geblickt, als da in das rosige, selbst im Schatten der Sorge noch liebliche Gesicht Anna's. Eins wußte sie gleich und empfand es wie einen Stich ins Herz, daß um Anna ein Duft von Frische und Natürlichkeit wehe, wie um die zartesten rothen Blumen der Haide — ein Reiz und ein Duft, der ihr nun einmal fehlte.

„Sie bringen uns Nachrichten vom Schlosse, mein gnädiges Fräulein“, redete Anna hastig auf sie ein, „wir erwarten sie in ängstlicher Besorgniß. Hat Herr Egbert endlich den Vorstellungen seines Vaters nachgegeben?“

„Nein; es ist im Gegentheil ein so scharfer Wortwechsel zwischen ihnen ausgebrochen, der mich das Aeußerste befürchten läßt — darum bin ich zu Ihnen gekommen, Fräulein Anna. Vielleicht gelingt es uns, die erzürnten Gemüther zu versöhnen, Frauenhände binden ja leicht wieder zusammen, was die bösen Männer zerrissen."

„Aber es ist nichts mehr zu verknüpfen — es ist Alles zerrissen."

„Auch zwischen Ihnen und Herrn Egbert?" rief, sich vergessend, Dorothea; sie begriff selbst nicht, welche geheime Macht so plötzlich und gewaltsam ihre Verschlossenheit durchbrach.

Eine Weile blieb Anna wortlos — ein Schatten nach dem andern flog über ihr Gesicht und sie blickte mit ihrem dunkelblauen Auge Dorothea so furchtsam an, daß diese, um jeden etwa in Anna's Seele aufsteigenden Verdacht zu beschwichtigen, mit dem herzgewinnenden Zauber ihrer Stimme sagte:

„Vergeben Sie mir, daß ich mich unberufen in Ihr Geheimniß dränge, halten Sie mich nicht für Ihre Feindin — da ist meine Hand zum Schutz und Trutz gegen wen Sie wollen."

„Fräulein Elsen", entgegnete Anna, immer noch schwankend und zaghaft, „wie so gern möcht' ich Ihnen vertrauen, aber dies ist ein Geheimniß, das mir nicht allein gehört!"

„O!“ brach da Dorothea in überströmender Empfindung aus, „wenn Sie Egbert lieben, wie konnten Sie ihn fliehen wollen? Fliehen auf das Geheiß seines Vaters! Wenn Sie ihn lieben, gehören Sie zu ihm, wie vermögen Sie da nur eine Secunde sich dem Einspruch der Welt zu fügen!“

„Wenn ich ihn liebte! Aber ich gehöre ihm nicht, ich mag ihm nicht angehören. Seien Sie selbst Richterin zwischen uns. Als er vor zwei Jahren seine Reise ins Ausland antrat, war ich eben noch ein Kind. Schon damals mit seinem Vater verfeindet, war er oft zu uns in den Wald hinausgekommen, es gab etwas zwischen uns wie erste und innigste Freundschaft. Vielleicht fesselte es ihn, der zehn Jahre älter war, als ich, am meisten, daß er mich belehren, unterrichten, erziehen konnte, daß er bei mir auf keinen Widerspruch stieß. O, Fräulein Elsen, gewiß, wir waren uns gut, wie bitter hab' ich geweint, als er Abschied nahm! Dann schrieben wir einander in langen und immer längeren Zwischenräumen, ich merkte, wie viel uns trennte, wie wenig uns im Denken und Fühlen gemeinsam war. Egbert ist eine stolze, jähzornige, ausschließliche Natur, ich bewunderte ihn, aber ich liebte ihn nicht mehr. Als er nun wiederkam, begann meine Qual. Er verlangte mein Herz, das mir selbst nicht mehr gehörte, und doch wieder

nicht der alten Freundschaft zu ihm ganz vergessen konnte. Dies Schwanken, mein Irren hin und her, führte alles Elend herbei. Ich entschloß mich endlich, ihn zu fliehen — da, als ich gestern in den Wagen steigen wollte, überraschte mich Egbert. Nun war Alles vergeblich, was ich auch sagen mochte. Alles sei falsch, erlogen, Alles habe mir sein Vater eingegeben, ich sei ein Kind, das man zu seinem Glücke zwingen müsse, dabei blieb er; in heftigster Empörung, mich von sich stoßend, ist er dann zum Schloß geeilt."

So — und ausführlicher, erregter, erzählte Anna.

Wie im Bewußtsein, daß solche Herzensgeständnisse am schönsten in der stillen Einsamkeit der Natur klingen und nur dort, wenn sie mit den Tönen des All's sich harmonisch verschmelzen, ihr Tiefempfundenes bewahren, hatten die beiden Mädchen nicht das Haus betreten und gingen langsam unter den Fichten auf und nieder. Jede hatte allmählig zu der Andern ein innigeres Zutrauen gefaßt, in dem Blick ihrer Augen, durch die Laute ihrer. Stimmen. Vergebens aber drang Dorothea, die in solch' äußerster Entscheidung jede Halbheit haßte, in Anna, sich ernstlich von Egbert zu trennen, wenn es einmal ihr Herz so beschlossen, und ihm jede Hoffnung zu nehmen. Ein solches Aussprechen eben fürchtete Anna, seine Gewaltsamkeit würde sie wider

ihren Willen fortreißen; wenn er zu ihr redete, sei sie verloren, müsse sie ihm folgen; das Sicherste sei die Flucht, weit, weit weg von ihm. Stirbt so in bitteren Seelenkämpfen die erste, unglückliche Liebe, fragte sich Dorothea, oder ist es nur die Besorgniß vor einer traurigen Zukunft, die sie von hinnen treibt? Zuletzt mochte sie nicht mehr widersprechen; schweigend gab sie ihre Zustimmung zu Allem, was Anna vorher beschlossen.

„Und nun, Fräulein Elsen", sagte sie, „reden Sie mit ihm. Aus welch' besserem Munde könnte er meinen Entschluß erfahren, als von Ihren Lippen! Sie werden die mildesten Worte finden und Sie haben einen Glanz im Auge, der ihn besänftigen wird. Lächeln Sie nur: er gab mir vor langer Zeit ein Trauerspiel Shakspeare's zu lesen, Romeo und Julia — ach! da hab' ich ihm gleich gesagt, ich würde wie Rosalinde vergessen werden. Geben Sie ihm auch dies kleine, goldene Kreuz, es ist das Kreuz seiner Mutter, das er mir beim Abschied schenkte; dann wird er wissen, daß es aus zwischen uns ist, Alles aus ... bis auf die Erinnerung, denn vergessen werd' ich ihn nicht!"

Dorothea hatte nicht vermocht, der stürmischen Beredsamkeit des jungen Mädchens Einhalt zu thun. Still stand sie da, sie hielt das Kreuz in der Hand — wie hatte sie es nur empfangen? Nun schloß Anna sie noch

eben so stürmisch, unwiderstehlich, wie vorher ihre Worte geflogen, in die Arme, küßte sie — lächelnd und doch die Augen mit den Wimpern verschattend ... da war sie entschwunden, den Hügel hinauf — und über die alleinstehende Dorothea warf die Sonne, die in den grauen Abendnebeln dunkelroth versank, einen feurigen Schein. Rosalinde: tönte es in ihr nach, war sie denn Julia? Still, fast unbewegt stand sie, der stärker sich erhebende, schneidend kalte Wind, das Wachsen der Dämmerung mahnten sie an den Rückweg. Ueber ihr Gesicht zog sie den Schleier, um es vor der scharfen Luft und dem Reiffrost zu schützen, den der Wind ihr entgegentrieb; das Kreuz, das ihr Anna gegeben, verbarg sie in ihrem Busen. Einen gefährlichen Auftrag hatte sie übernommen, aber es war jetzt zu spät, ihn zurückzuweisen, und sie hätte es auch nicht einmal gewünscht. Wie schmählich hatte dieser Egbert sie verachtet, wie grausam verletzt! Jetzt konnte sie ihrerseits ihn demüthigen und seinen Schmerz als ein Schauspiel genießen. Allein dies Gefühl befriedigter Rache war nicht das bestimmende in ihr; eine Unruhe, die sie nie gekannt, eine tiefe Bewegung hatte sie ergriffen, durch Alles, was geschehen, was sie vernommen, war ihre Phantasie wie gebannt, bezaubert ... wußte sie es, daß ihre Lippen heimlich seinen Namen flüsterten, war

es eine unwillkürliche Offenbarung der Seele? Und dennoch legte sie sich mit der uns Allen angeborenen Selbstlüge diese Sehnsucht, dies Verlangen nach ihm dahin aus, daß sie nur eine Versöhnung zwischen Vater und Sohn stiften, uneigennützig „fremdes Glück" befördern wolle. Da ihr Gedanke eilte, beflügelte sich auch ihr Fuß; schneller als bei ihrem Hingang hatte sie die Sandschlucht mit den Kiefern erreicht. Bis zum Schloß dehnte sich frei und eben ohne Baum und Strauch das Blachfeld aus. Ein röthlicher Schein lag darüber, in letzter Sonnengluth schimmerten die hohen Fenster des Schlosses. Ueber der Haide standen grauweiß Wolken und Nebel, an ihren Rändern goldleuchtend, im Wind schüttelten sich die Wipfel.

Von dem raschen Lauf und ihrer steigenden Aufregung schlug ihr das Herz so übermächtig laut, daß sie tief Athem schöpfend unter einer der Kiefern stehen blieb und fast erstarrte, als jetzt vom Schlosse her Egbert in stürmischer Eile nahte. Wie zur Vertheidigung faßte sie nach Anna's Kreuz.

Diesmal schritt er grad auf sie zu. „Ist Ihr Auftrag vollzogen?" fragte er mit bitterem Hohn.

„Ich hatte keinen Auftrag, mein Herz trieb mich zu Fräulein Anna."

„Ihr Herz? Ich möchte doch wissen, was das mit

meiner Liebe zu schaffen hat.“ Und heftiger fuhr er fort. „Wozu dies Hineindrängen in mein Leben? Hindere ich denn Ihre Pläne? Mein Vater mag Sie zu seiner Tochter und Erbin machen, mich soll's nicht kümmern.“

„Ich habe“, sagte sie zornglühend im Gesicht und erhob ihren Schleier, damit der Blitz ihres Auges ihn treffe, „nie solche Beleidigungen gehört; ich halte es für unwürdig, darauf zu antworten, aber noch viel unwürdiger eines Mannes, sie gegen eine Frau auszustoßen.“

„Beleidigungen?“ entgegnete Egbert erstaunt. „Doch es ist Ihre Sache, wie Sie meine Worte auffassen, ich hatte nicht im Sinn, Sie zu beleidigen. Denn sollten Sie, Sie allein, die geheimen, längst gehegten Pläne meines Vaters nicht kennen? Ganz arglos als seine Vorleserin nach Waldsee gekommen sein, ohne Hoffnung — auf ein großes Glück?“

Die Bestürzung, die seine Rede in ihrer Haltung und ihren Zügen hervorrief, war so sichtlich, tief und schmerzlich, daß Egbert davor, wie im Gefühl einer Schuld, ihr zu viel gesagt zu haben, erröthete.

Endlich faßte sich Dorothea in ihrer beleidigten Würde: „Wenn ich solche Gedanken bei Ihrem Herrn Vater auch nur vermuthete, würde ich so, in diesem Augenblick, von hinnen gehen und Waldsee nie wieder

betreten. Allein ich muß glauben, daß Ihr Haß Sie irreführt. Wie niedrig müssen Sie von mir denken, um mich solcher Dinge für fähig zu halten! Und was that ich Ihnen, das Sie dazu berechtigen könnte? Ist es denn eine Schuld, arm geboren und elend zu sein? Gibt die Niedrigkeit meiner Stellung den Reichen und Glücklichen ein Recht, mich auch niedrigster Gesinnung anzuklagen?"

„Vergebung, mein Fräulein", bat nun Egbert. „Mein Irrthum ist nur zu verzeihlich, und Sie begreifen, daß die Freunde meines Vaters nicht gut die meinigen sein können — doch trotz alledem noch einmal Vergebung!"

Wie er darauf, zum erstenmal sie grüßend, an ihr vorüber wollte, hielt sie ihn zurück. Ein verhaltener Groll bebte in ihrer Stimme:

„Ich bitte Sie, mich noch eine Minute anzuhören; fürchten Sie nicht, daß ich Sie mit meinen Klagen belästige, ich rede weder von mir, noch für mich. Fräulein Anna ist zu ihrer Reise entschlossen, sie hofft zu Ihnen, daß Sie ihre Ruhe nicht noch einmal stören werden. Leider hat sie die schlechteste Wahl getroffen, als sie mich zu ihrer Botschafterin an Sie machte. Denn was klänge Ihnen aus meinem Munde nicht verhaßt? Und wie besäße ich die Beredsamkeit der Liebe,

selbst die entflieht? Sie hat dies selbst empfunden und mir ein Zeichen gegeben, das besser als jeder Ausdruck Ihnen ihre Gefühle und die Unwiderruflichkeit ihres Entschlusses verkündigen wird — nehmen Sie dies zurück."

Vergebens aber hielt sie ihm das kleine goldene Kreuz entgegen — er rührte sich nicht, wie eine Erscheinung starrte er sie an, die in strengster Haltung wie die Göttin eines unabwendlichen Geschickes erschien, er konnte ihren Blick nicht mehr ertragen, er verbarg sein Gesicht in den Händen.

Die Sonne war untergegangen, grau in grau verschwammen alle Farbentöne. Feld und Haide lautlos und düster, wie die Beiden auf der öden Fläche sich gegenüber unter den Zweigen der Kiefer in gleicher Schweigsamkeit und Traurigkeit standen.

Dorothea aber glaubte seine Thränen zu sehen, sein Schluchzen zu vernehmen — und doch war er still.

„Herr Egbert", wagte sie zuletzt zu sagen.

Er ließ die Hände herabsinken. „Sie!" rief er aus, „Sie halten das Kreuz meiner Mutter!"

„O!" erwiederte sie in zürnendster Aufwallung, denn ihr klang nur der alte Haß, die alte Verachtung aus seinem Ruf entgegen. — „Nun haben Sie ja Grund, mich zu hassen, tödtlich zu hassen, diesseits wie jenseits! So nehmen Sie doch!"

„Nie werde ich es zurücknehmen“, wehrte er ab. „Aber Sie selbst müssen erstaunen und erschrecken, daß der Zufall Ihnen, grade Ihnen dies Kleinod gab!“

„Mir? Aber wer bin ich denn, daß ich davor erschrecken müßte?“

Eine Weile betrachtete er sie mit unverkennbarer Verwunderung, er schüttelte den Kopf, dann stieg ein anderer Gedanke in ihm auf: die Verstellungskunst dieses Mädchens war außerordentlich, sie wußte eine Unbefangenheit, eine Unwissenheit in einer Sache zu erheucheln, die ihr doch so klar wie der Tag, so bekannt in jeder Einzelheit sein mußte, so eng mit ihrem Kommen nach Waldsee zusammenhing ... Dies Spiel, diese Täuschung erregte seinen Unwillen wie seine Verachtung. Er bereute es, einen Augenblick sie für edel und hochherzig gehalten und sich selbst allzugroßer Härte gegen sie angeklagt zu haben — sie war und blieb ein listiges, ränkevolles, gefährliches Geschöpf, er wandte sich ab von ihr: „Sie sind die Tochter Ihrer Mutter!“ sagte er kurz und schritt an ihr vorbei in die Haide.

Kraft, ihn zurückzuhalten, eine Erklärung von ihm zu fordern, besaß Dorothea nach diesem Wort nicht mehr, das ihr um so schrecklicher tönte, je dunkler und geheimnißvoller es für sie war. In ihrer Erinnerung gab es nichts Heiligeres und Lieblicheres, als das Bild

ihrer Mutter — und das wagte dieser Egbert zu entweihen! wagte mit seiner grausamen Hand in ihre innerste Seele zu greifen! Warum war sie denn nur ein Weib, die dies schweigend dulden mußte und sich nicht rächen konnte? Wäre sie ein Mann gewesen, sie hätte ihn getödtet — wenigstens glaubte sie es. Fortan hatte sie nichts mehr mit ihm zu schaffen, weder in der Wirklichkeit, noch in ihren Gedanken — es war der Ausdruck ihres tiefgereizten Gefühls, es sollte ein Zeichen ihrer Feindschaft sein, daß sie das Kreuz seiner Mutter weit von sich schleuderte in den Sand.

Im Schlosse angekommen, erfuhr sie, daß der Freiherr bis kurz vor ihrer Rückkehr mit seinem Notar hinter verschlossenen Thüren gearbeitet und daß nur der alte Andreas einmal von ihnen hereingerufen sei: sie versank in ein Meer von Unruhe, Zweifeln und Furcht. Alles fing sie in diesen Räumen zu beängstigen an. Sollte Egbert mit seinem beleidigenden Verdacht Recht gehabt haben, Wolfram zu ihren Gunsten seinen einzigen Sohn enterben wollen? In welchem Lichte mußte sie dann der Welt erscheinen; sie, die strenge, tugendhafte Dorothea eine Erbschleicherin! Schon der Gedanke empörte sie; zwar war sie fest entschlossen, fortan auch das kleinste Geschenk des Freiherrn zurückzuweisen und lieber ihr Verhältniß zu ihm aufzulösen, als sich solchem

Argwohn auszusetzen, allein in Egbert's Augen wusch sie dies nicht rein, ihm blieb sie eine verächtliche Heuchlerin. Eben hatte sie ihn noch aus ihrem Gedächtniß verbannen wollen, jetzt berührte sie diese Betrachtung am schmerzlichsten. Jahre ihres Lebens hätte sie darum gegeben, ihn durch einen glänzenden unwiderleglichen Beweis von der Reinheit ihrer Absichten, der Großmuth ihres Herzens zu überzeugen. Aber wodurch? Schritt sie nicht hier wie an einer von dichtester Finsterniß bedeckten Schlucht dahin, wo jedes Ausgleiten, jedes zu kühne Auftreten ihres Fußes vielleicht sie in den Abgrund stürzte? Nichts wollte sie an diesem Abend zerstreuen, ihre aufgeregte Phantasie kein Buch, keine Arbeit, die sie vornahm, beruhigen — ganz leise sang sie die eine und die andere Strophe eines Liedes, aber es fielen ihr nur traurige, düstere ein — alle endend mit dem Untergang des Schönen, in Tod und Grab. So oft sie am Fenster ihres Gemachs ruhelos vorüberging, hob sie die Vorhänge und schaute nach dem kleinen Hause hinüber, ob noch kein Licht Egbert's Rückkunft verkündete. Dann lauschte sie hinab nach dem Geräusch seiner scharfen und schnellen Schritte in den Gängen des Gartens — nie hatte sie sich sonst um sein Außenbleiben gekümmert, nie mit solcher Angst des Herzens ihn herbeigesehnt, als heute ... und doch haßte sie ihn so sehr! Hatte er sich

mit Anna ausgesöhnt? Tauschte er jetzt vielleicht mit ihr die süßesten Liebesworte, während sie in Sorgen um ihn die Stunden der Nacht durchwachte? Oder irrte er allein in der Haide, einsam mit seiner Verzweiflung, mit dem entsetzlichen Blick, den er auf sie geworfen, als sie ihm das Kreuz entgegenhielt? . . . „Welch' eine Thörin bist du doch!" mußte sie sich da selbst sagen. „Was kümmert dich sein Gehen oder Kommen? Sein Glück oder sein Schmerz? Bist du ihm denn etwas?"

Doch saß sie wartend. Da schien ein unruhiges Hin- und Herlaufen in dem Schlosse, das zu dieser Stunde sonst in Stille und Schlummer lag, das dumpfe Geheul seines Hundes, ihre trüben Ahnungen mit schreckenvoller Erfüllung zu bestätigen. Im Sprung war sie von ihrem Sitz an das Fenster geeilt — im matten Schein einiger Laternen bewegte sich eine Gruppe von Männern dem Pavillon zu, in ihrer Mitte trugen sie — laut riefen es Dorothea's Lippen: „Egbert!"

Schneller fliegt kein Pfeil, als sie aus ihrem Gemach, den Corridor entlang, die Treppenflucht hinab in den Garten stürzte — ein Diener kam ihr schon entgegen: „Es ist ein großes Unglück geschehen, Fräulein Elsen, wir haben Herrn Egbert in seinem Blute schwimmend bei den Kiefern gefunden." Kaum auf ihn hörend, flog sie weiter. An der Schwelle seines Hauses erreichte sie

den Verwundeten. Die Männer, die ihn trugen, hielten einen Augenblick . . . er lag da, auf der Tragbahre mit geschlossenen Augen, todtbleich die Züge, Nachtreif und Staub in den wirren braunen Haaren, von der rechten Schulter herab tropfte eine breite Blutspur durch die Tücher, die man nothdürftig um seine Wunde geschlungen.

Ihr aber, die ihn noch vor so kurzer Zeit in blühendster, muthigster Jugend gesehen und ihn nun so wiederfand, entstellt, zerrüttet, eine Beute des entsetzlichsten Todes — ihr aber war's, als spränge in ihrem Herzen Ader um Ader, als müsse in dem einen Ruf: „Egbert!“ mit dem sie an der Bahre niedersank und seine herabhängende Hand mit Küssen bedeckte, auch ihr Leben, sich zu einem letzten Hauch mit dem seinen vereinend, dahinfliehen.

Ihr Schrei ließ ihn das Auge aufschlagen; nur wie durch einen Flor sah er die Gestalten um sich, die flackernden Lichter der Laternen — sie aber erkannte er gleich, mit dem Ausdruck des tiefsten Widerwillens schloß er sein Auge . . . nur seine Hand lag noch immer starr und kalt in der ihrigen.

III.

Wochen waren vorübergegangen — der Schnee des Winters bedeckte die Landschaft.

In aufopfernder Hingebung hatte Dorothea an Egbert's Lager gesessen; in den gefährlichsten Stunden eines langdauernden Wundfiebers war sie nicht von ihm gewichen. Weder die Vorstellungen des Arztes, der um ihre eigene Gesundheit sorgte, noch die Rauhheit und Härte des Kranken gegen sie hatten sie zum Aufgeben dieser freiwillig übernommenen Pflicht gebracht. Ein unerschütterlicher Glaube beseelte sie. „Wenn er genesen soll", sagte sie, „wird er nur durch mich genesen."

Und während Alle an Egbert's Aufkommen verzweifelten, verließ nur sie die Hoffnung nicht. Nie zeigten sich ihre Ruhe und Milde, die heitere Geduld ihres Wesens in schönerem Glanze, als bei dieser Prüfung; vor dem Hauch des Geschickes, das ein theueres Leben in ihre Hand gelegt, flog alles Kleinliche, was an ihr haftete, ihre Verstellung, die kühle Verständigkeit, die so

oft ihre ursprünglich warme Empfindung erkältete, gleichsam von ihr, wie Fäden eines Spinngewebes, die ein schönes Bild umsponnen. Inmitten des Winters und der Traurigkeit eines Krankenzimmers fühlte sie, daß es wie der erfrischende Zug eines ersten Frühlingstages über sie gekommen und sie wie vom Sonnenschein durchleuchtet sei. Einen Namen hatte sie für dies Gefühl nicht, aber es erfüllte sie mit einer solchen Stille des Glücks, daß sie nur in ihrer Kindheit eine ähnliche Süße und Freudigkeit genossen zu haben sich erinnerte. Vor der nächsten Sorge, Egbert zu retten, waren die Beängstigungen, die sie gequält, die Fragen über ihre eigene Zukunft, die sie sich gestellt, verschwunden, alle Kräfte ihres Willens auf diesen einen Punkt gerichtet. Daß er selbst keinen Blick, keinen Laut des Dankes für ihre Hingebung hatte, berührte sie nicht, eher wäre es ihr in dieser Stimmung unleidlich gewesen, wenn er sich ihr dankbar und verpflichtet gezeigt. „Ich will einmal so handeln; was hat seine Gesinnung dabei zu schaffen?“ Das war ihr Ausspruch.

Eins nur erfreute sie, daß der Freiherr ihr Thun nicht allein billigte, sondern dadurch zu einem milderen Auftreten gegen seinen Sohn bestimmt wurde; er wollte sich doch in der Sorge für sein Kind von keiner Fremden übertreffen lassen. Mehrmals des Tages sandte er

in der ersten Zeit der Krankheit, wo Dorothea fast nicht aus dem Zimmer Egbert's kam, hinüber, um sich bei ihr nach dem Befinden des Verwundeten zu erkundigen — aber an das Bett des Sohnes trat Wolfram nicht, selbst in der Stunde nicht, als die Aerzte ihn aufgegeben und nur jenes Unbegreifliche, das mit uns spielt, gleich grausam, gleich launenvoll, ob wir es Zufall oder Vorsehung nennen, und die Hand Dorothea's ihn rettete.

Das Dunkel, das über Egbert's Verwundung lag, konnten nur Vermuthungen durchbrechen, keine Gewißheit, da er selbst ein hartnäckiges Schweigen darüber behauptete. An jenem Sonntag war sein Diener spät Abends vom Dorfe dem Schlosse zu unweit der Kiefern vorbeigegangen, hatte in der Sandschlucht ein leises Stöhnen vernommen und hinzutretend in dem hingestürzten, blutbedeckten Mann seinen Herrn erkannt. Wie lange er schon so gelegen, wer ihn verwundet — Niemand wagte dies zu bestimmen. Eine Kugel steckte ihm vorn in der rechten Schulter, sie war tief eingedrungen, der große Blutverlust, die Kälte der Nacht, in der er hilflos dort gelegen, hatten die Gefährlichkeit der Wunde gesteigert. Am Morgen fand man dann abseits von den Kiefern Egbert's Pistole und das Kreuz seiner Mutter fast dicht neben einander im Sande. Die Diener des Hauses

waren einstimmig darin, die That den Wilddieben aufzubürden, die seit einiger Zeit, von dem jenseitigen Ufer des Sees herüberfahrend, die Haide unsicher machten; auch der Freiherr schien sich zu dieser Ansicht zu neigen. Eine andere schrecklichere Erklärung war längst in Dorothea aufgetaucht, in jenem Augenblick, als sie ihn in den Garten hereintragen sah, als sie vor seiner Bahre niederfiel. Aber sie verschloß diese Meinung tief in sich und setzte den finstern wilden Blicken, mit denen Egbert sie oft so fragend anstarrte, als erwarte er auf ihrer Stirn die Antwort zu lesen: Ich weiß es — dieselbe Gelassenheit wie immer und den ruhigen Glanz ihres Auges entgegen. Seine Kälte und Härte zu ihr änderte sich auch mit seiner fortschreitenden Genesung nicht. Daß sie ihm vorlesen durfte, hatte er ihr erlaubt, ein und ein anderesmal, seit er das Bett verlassen, Schach mit ihr gespielt, aber doch immer unmuthig das Spiel unterbrochen: sie mache ihm das Gewinnen zu leicht. Jedes herzlichere Gespräch vermied er, sie blieben bei den Fragen und Antworten des oberflächlichsten Verkehrs. Und auch sonst besserte seine Genesung die düstere Stimmung nicht, in deren Banden er lag, rief nicht jenes Vollgefühl des gleichsam neu gegebenen Daseins hervor, das sie sonst zu begleiten pflegt; seine Verschlossenheit und sein Trübsinn nahmen im Gegentheil

mehr und mehr den Charakter einer unüberwindlichen und unheilbaren Schwermuth an. Dorothea hatte doch recht geurtheilt, als sie die nächtlichen Gelage, die er in der ersten Zeit ihres Aufenthaltes in Waldsee mit lustigen Freunden feierte, nur für Versuche hielt, einen großen Schmerz zu betäuben. Jetzt aber brach er unter dem Vorwand seiner Krankheit jeden Umgang mit den alten Genossen ab, er wollte Niemand mehr bei sich aufnehmen, Niemand sehen. Nie sprach er von der Haide, dem Försterhause: nie von Anna, es war, als habe er seine Vergangenheit begraben. Gegen die Weihnacht erhielt Dorothea einen Brief des jungen Mädchens aus der Stadt, nach der sie geflüchtet, wie als Antwort auf ihre Zeilen, worin sie ihr Egbert's Verwundung und Genesung mitgetheilt. Anfangs zwischen Staunen und Schmerz getheilt las Dorothea, daß Anna sich in Kurzem verheirathen werde — es betrübte sie für Egbert, daß ihm nun jede Hoffnung auf den Besitz der Geliebten entrissen sei, es betrübte sie in ihrer nachdenklichen und grübelnden Weise, hier wieder ein Beispiel von der Unbeständigkeit der Freundschaft, von dem jähen und im Grunde furchtbaren Wechsel des Höchsten und Heiligsten in uns zu treffen — und zuletzt erglühte dennoch ihr Gesicht in dem rosigsten Glanz einer Freude, einer Hoffnung, von der sie sich keine Rechenschaft geben konnte

noch mochte. Dem Freiherrn glaubte sie dies Ereigniß nicht verschweigen zu dürfen; er erwiederte nur: er habe es erwartet und Anna niemals für das, wie er sich ausdrückte, seltene und auserlesene Mädchen gehalten, das den ebenso starren und trotzigen, als scheuen und traurigen Sinn Egbert's auf die Dauer zu beruhigen und zu beglücken vermöge; der Vorwurf, er sei wegen Anna's bürgerlicher und geringer Herkunft gegen diese Heirath gewesen, sei ungerecht und er hoffe, daß Egbert selbst das noch einsehen werde. In solchen Aeußerungen fand Dorothea die Anzeichen einer freundlicheren Gesinnung des Vaters zum Sohne, die Vorboten einer Versöhnung, die herbeizuführen ihr Lieblingswunsch war — dann konnte sie mit erhobenem Haupte Waldsee verlassen, dann hatte sie Egbert gezeigt, welche Seele in ihr wohne, und ihm zehnfach seine Beleidigung mit edeln Thaten vergolten.

Das war einer der sonnigsten und freundlichsten Tage des Februars, als Dorothea ihn zum erstenmal wieder in seinem grünen Jagdrock sah, zum Ausgehen bereit. Er stand von ihr abgewandt und musterte gerade seine Waffen, als sie bei ihm eintrat. Unwillkürlich schrie sie auf und hatte Mühe, da er sich zu ihr kehrte, den Schrecken aus ihren Zügen zu verbannen. Schweigend schloß er den Pistolenkasten.

„Sie wollen ausgehen, Herr Egbert?“ Zu dieser Frage ermannte sie sich, als er den Schlüssel umdrehte.

„Erlauben Sie es noch nicht?“

„Ich habe ja nichts zu gestatten oder zu verbieten und der Arzt hat schon lange gewünscht, daß Sie einmal einen weiteren Spaziergang als durch den Garten machten.“

„Das soll heut’ geschehen — ich will bis zu den Kiefern.“

Jetzt faßte sie nach der Lehne eines Sessels, sich daran zu halten, die Muskeln ihres Gesichts aber regten sich nicht mehr — „die Kiefern“, stammelte sie . . .

„Haben Sie noch immer nicht vergessen, Fräulein Elsen, daß ich Ihnen dort ein hartes Wort gesagt?“

Sie erhob, wie abweisend, daß dies nicht die Ursache ihrer Bestürzung sei, die Hand, er aber achtete nicht darauf: „Seien Sie nicht unversöhnlich“, sprach er weiter. „Sie haben damals das Kreuz meiner Mutter von sich geworfen, jetzt würde sie selbst es Ihnen wiedergeben — verschmähen Sie es nicht, weil es von mir kommt und Sie an mich erinnern wird.“

„Im Namen Ihrer Mutter denn — ich will es tragen.“

Während sie das Kreuz aus seiner Hand nahm, küßte und um ihren Hals hing, schwiegen beide, nur mit

den Augen folgte sie jeder seiner Bewegungen und die seinen suchten ihr auszuweichen. Sein Mantel lag auf einem Sessel, er nahm ihn um.

„Gehen Sie allein?“ fragte sie wieder, schon ganz mit erstickter Stimme, in der Gewalt eines finsteren Gedankens, der in ihr aufgestiegen.

„Allein.“

„Herr Egbert!“

Unaufhaltsam stürzten die Thränen über ihr strenges, starres Gesicht und hüllten es wie in einen Silberschleier ein. Diesem Anblick, diesem Ton konnte er nicht widerstehen; dieser Ton aber verrieth auch, daß sie um sein Geheimniß wisse und gab ihm seinen früheren düstern Trotz wieder. Von der Schulter glitt ihm der Mantel herab und schleifte auf dem Boden nach, als er befehlend zu ihr sagte: „Still da, Fräulein Elsen! Daran rühren Sie nicht! Mit wessen Auge Sie sahen, was unter den Kiefern geschah — gleichviel, Sie müssen dann auch wissen, warum es geschehen.“

„Sie verwirren meine Seele. Sollte die Botschaft, die ich Ihnen von Anna brachte, Ihnen diesen Todesschmerz bereitet haben? O mein Gott, wie elend bin ich dann!“

„Nein, und abermals nein!“ entgegnete er rauh. „Sie haben nichts mit meinen Thaten, nichts mit meinen

Gefühlen zu schaffen. Warum heften Sie nur Ihre Blicke fort und fort auf mich? Warum quälen Sie mich mit Ihrer Aufopferung, Ihren Diensten, Ihrer Zärtlichkeit? Den Abgrund zwischen uns überbrücken Sie doch nicht! So lassen Sie doch einen Unglücklichen, den die Welt von sich stößt, wie er sie, seinen Lebensweg allein und ungehindert gehen!"

„Warum?" fragte sie zurück, so mild, wie der letzte, leiseste Klang einer Harfe austönt, und ihr Auge, durch den Flor ihrer Thränen schimmernd, hatte etwas von dem Glanz eines Sterns, sie neigte ihren Kopf auf die Brust, dann erhob sie ihn muthig, rosig überglüht von der Stirn bis tief hinab in den Nacken — „warum? Weil ich Sie liebe, Egbert. Und nach diesem Geständniß fühlen Sie wohl, daß ich Sie lassen muß."

Bis zur Thür war sie schon gegangen, ehe er sagen konnte: „Aber das ist ja der Schrecken größter! Und nun sind Sie und ich verloren!"

Darauf antwortete Dorothea nicht mehr, sie floh durch den Garten, sie verschloß und verriegelte ihr Gemach, sie saß da in Thränen, in namenloser und doch süßer Qual. —

Zur ungewöhnlichen Stunde wurde sie heute zum Freiherrn gerufen.

Nie hatte er so ernst und mild zugleich ausgesehen.

Dicht an seiner Seite nahm sie ihren gewohnten Platz ein; schon wollte sie nach einem Buche greifen, obgleich all' ihre Gedanken bei dem vereinsamten Egbert waren, aber Wolfram wehrte ab: „Lassen Sie, mein Kind, heute will ich Sie unterhalten."

Nur mit halbem Ohr hörte sie ihn, doch wandte sie sich ganz zu ihm, so daß er das goldene Kreuz auf ihrer Brust bemerkte — und da sie über seinen Blick erröthete, neigte er lächelnd den Kopf: „Ich sehe, daß Sie Ihren Frieden mit Egbert geschlossen haben, und ich verstehe mich zu gut auf die Sprache Ihrer Augen, um nicht aus ihnen herauszulesen: mach' nun auch den deinigen, alter Murrkopf! Und es wäre Zeit. Meine Schmerzen wachsen und meine Tage schwinden. Viele Stöße, wie den letzten, wird dieser alte Leib nicht mehr aushalten. Ich glaube, ein Mittel gefunden zu haben, Alles zu schlichten und mir einen friedlichen Abend zu sichern. Sie gehören dazu, mein liebes Kind, und wenn Sie meine Beichte gehört, werden Sie mir meine Bitte nicht abschlagen. Vor achtundzwanzig Jahren war ich grad so wild und zornig, wie Egbert, nur toller und lebenslustiger, er hat das Schweigen und das Kopfhängen von seiner Mutter geerbt. Auf Reisen, in den lustigsten Vergnügungen, welche die jetzige, armselige Welt nicht ahnt, hatte ich mein Vermögen verzehrt, verspielt, ver-

jauchzt — um meine Verhältnisse wieder in Ordnung zu bringen, heirathete ich ein reiches Mädchen ... ich rede zu Ihnen, als wären Sie meine Fürbitterin im Himmel. Nun, Gott hab sie selig! schön war sie nicht und was Ihnen auch Egbert sagen mag, nicht liebenswürdig, wenigstens nicht für meinen Sinn, sondern launenvoll, herrschsüchtig, von stillem Wesen und ohne Freudigkeit. Indeß, wenn man nur sonst in der Ehe Achtung vor einander und hinlängliche Beschäftigung hat und ein Zufall, der uns ins Verderben locken könnte, durch des Glücks unverdiente Gunst uns fern bleibt, so schleifen sich die Spitzen und Härten der Charaktere gegenseitig ab, oder man lernt sie durch die Gewohnheit ertragen — so erging es mir in der ersten Zeit mit Frau Elisabeth. Der Sohn, das einzige Kind, das uns geboren wurde, nahm ihre ganze Sorge und Liebe in Anspruch — was von Wärme, Licht und Leben in ihr war, strömte auf ihn aus. Schon früh erwiederte Egbert diese Zärtlichkeit mit gleich grenzenloser Anhänglichkeit, während er sich von mir, wie im geheimen Widerwillen, abwandte. Da kam die Versuchung, das Unglück — der eine Name nennt's so gut wie der andere. Ganz heil und wohl lebt man einmal nicht in so geschraubten und unnatürlichen Verhältnissen, ein Tag brach an ... und nun, Dorothea, zürnen Sie einem alten Manne

nicht, der nicht, um neue Irrungen und Schmerzen heraufzurufen, sondern die alten zu lösen, Ihnen sein Geschick enthüllt. Ich sah Ihre Mutter, ich liebte sie."

Kaum merklich zuckte Dorothea zusammen; wie auf den Flügeln des Windes, so schwebte ihre Seele in einem Seufzer zu Egbert hin, neben seinem Vater saß nur ein regungsloses, entgeistetes Bild von Stein.

Erst nach einer Weile, in der er selbst nach Fassung gerungen, erzählte Wolfram weiter: „An eine Verbindung konnten wir beide nicht denken und Ihre Mutter liebte mich nicht genug, um je ihre Leidenschaft über ihren Verstand siegen zu lassen. An diesem Verhältnisse trug ich allein die Schuld. Zuweilen ergreift uns, wenn wir längst über die Jahre der Jugend hinaus sind, mit unwiderstehlicher Gewalt der Sturm heißer und jäher Leidenschaften und reißt uns um so weiter und zu gefährlicherem Sturze mit sich fort, je mehr wir gegen ihn anzukämpfen versuchten. Frau Elisabeth und Ihre Mutter waren Freundinnen gewesen, manchen Sommermonat hat sie hier auf Waldsee zugebracht. So ließ jeder Tag meine Liebe wärmer erglühen, jeder vermehrte den Reiz ihres Umganges, den Zauber ihrer sanften und rührenden Schönheit. In Allem war sie das Gegenbild Elisabeth's, das Mädchen, das, wie ich mich selbst verstehe, für mich allein geboren war und das mir deßhalb

eben das Schicksal entzog. Aber diese Erinnerungen sind so traurig für mich, wie schmerzlich ergreifend für Sie. Das Alles ist ja Staub geworden, aufwirbelnder, verfliegender und verstreuter Staub! Es folgte ein Bruch zwischen den Freundinnen, Frau Elisabeth bestand auf Scheidung von mir — mühsam gelang es den Verwandten, eine nothdürftige äußerliche Versöhnung zwischen uns zu stiften. Der äußerste Schritt und das Aufsehen vor der Welt wurden vermieden — ich ging wieder auf Reisen; Jahre lang blieb ich fern von Weib und Kind.

„Inzwischen hatte sich Ihre Mutter mit Ihrem Vater verheirathet, ich hörte nichts von ihr, als das Empfindlichste für meine Neigung, daß sie in ihrer Ehe glücklich und zufrieden sei. Von der Stunde an hielt ich mein Loos für geworfen — ich wagte nicht über ihr Glück den Schatten vergangener Tage fallen zu lassen und ihre Träume durch die Erinnerung an mich zu verwirren und zu trüben. Nicht mit reuigem, aber doch mit einem zur Versöhnung geneigten Herzen, kam ich nach Waldsee zurück. Wer jedoch nicht vergeben wollte, war Frau Elisabeth. Nie hatte sich in ihrem Gedächtniß die Kränkung verwischt, die ihr die Untreue meines Herzens zugefügt. Immer aufs Neue beschäftigte sich ihre Phantasie damit und malte ihr die früher

so heiß geliebte und unschuldige Freundin in den dunkelsten Farben vor — Entstellungen der Wahrheit, Verläumdungen, das Geschwätz der Nachbarn und Freunde, das von einem ehelichen Zwist unzertrennlich ist, hatten in meiner Abwesenheit auch den kleinsten Funken ihrer Neigung zu mir, wenn er je in ihr geglüht, erstickt und ihr Herz steinern gemacht wie ihr Antlitz. Die Rachsucht dieses Weibes war unersättlich, nicht zufrieden mit dem Elend, das sie mir bereitete, hatte sie auch die Seele ihres Kindes mit demselben Haß und Trotz genährt und sie lebte lange genug, um die Frucht ihrer Erziehung in den heftigsten Auftritten zu sehen, die zwischen mir und dem heranwachsenden Jüngling vorfielen. Heimlich flüsterte man schon damals in unserer Umgebung: unser Streit würde so weit gehen, bis der eine seinen Haß in dem Blute des Andern stille. Das hat nun ein gütiges Geschick verhindert. Elisabeth starb, als Egbert sein neunzehntes Jahr erreichte — von einer Aenderung seiner Gesinnung, einer Umkehr zu mir konnte nicht mehr die Rede sein; dazu hab' ich mich nie auf das Gewinnen eines widerstrebenden Herzens gut verstanden, ich bin zu rauh, zu ausschließlich, zu alt für die Mühen einer solchen Eroberung. Eins brachte mir Elisabeth's Tod — größere Ruhe. In Egbert's Wesen und Benehmen trat eine gewisse Mäßigung ein, die ihn

nicht wie früher Ursachen zum Zwiespalt suchen, sondern sie lieber vermeiden hieß. Selten kamen wir zusammen, noch seltener sprachen wir mit einander. „Du rechts — ich links!" nach diesem Wahlspruch handelten wir. Wie mein Leben sonst verfloß, das wissen Sie — es ist das Leben eines Einsiedlers, ich bin fertig mit mir und meiner Welt, die neue, die um mich entsteht, gehört mir nicht mehr, ihre Freuden entzücken mich nicht, ihre Götter bete ich nicht an, ihre Hoffnungen theile ich nicht. Es ist da wie ein Sonnenstrahl in mein Dunkel gefallen, als ich Ihren Brief empfing, als ich bald durch Nachforschen erfuhr, daß sie die Tochter der Frau wären, die ich am innigsten geliebt, um die ich am härtesten gebüßt — für mich gab es kein Zaudern, kein Schwanken: Sie gehörten in mein Haus. Und wie licht ist hier Alles geworden seit Ihrem Eingang! Sie haben mich erheitert, Sie haben Egbert gerettet — tiefer sind wir beide noch in Keines Schuld gewesen, als in der Ihrigen. Von einem so wohlthätigen und lieblichen Hausgeist soll man sich nie trennen — aber freilich, wie kann man Sie festhalten, liebes Kind? Nun gibt es ein einfaches Mittel, glaub' ich, was uns zu einer Familie macht; schon vor Egbert's Krankheit wollte ich es Ihnen mittheilen, ich verschob es dann auf eine bessere Stunde. Ihre Aeltern sind todt, Sie

stehen für sich allein da in der Welt, lassen Sie den besten Freund Ihrer Mutter, auch Ihren besten Freund, Sie seine Tochter nennen — zärtlicher als ich liebt Sie doch Niemand auf Erden und Egbert wird solche Schwester nicht verschmähen."

Als er längst geendet, saß Dorothea noch still in ihrer lauschenden Stellung, die Wimpern über die Augen geschlossen, die Hände zusammengelegt im Schooß. Ihre Erschütterung war unbeschreiblich, aber ebenso fest auch ihr Entschluß. Nur rang sie umsonst nach Worten, ihn in schonendster Weise zu äußern ... einen Kuß drückte sie schüchtern auf die Hand des Freiherrn und stand auf. „Meine Bitte hat Sie überrascht", sagte der, „aber ich verlange nicht heute, nicht morgen eine Antwort von Ihnen, mein theueres Kind, wir Beide bedürfen nach solchen Geständnissen der Ruhe und Sammlung." Er strich noch leicht über ihre Stirn, ihre weichen Haare hin — so entließ er sie.

Einmal indeß aus seiner Gegenwart, von dem Gedanken befreit, ihn in sein Angesicht zu kränken, erhob sich Dorothea mit der ganzen Kraft ihres Willens, ihrer Weiblichkeit. Rasch nahm sie Hut und Mantel. Noch einmal blickte sie hinaus nach dem See, zum Pavillon hinüber ... das Wetter war schön, am glänzenden Himmel eine glänzende Sonne, ein leichter Wind, der zum

Wandern aufforderte und Frische ins Herz wehte. Eben erst, hörte sie im Hinaustreten aus dem Schlosse, sei auch Herr Egbert gegangen; sie könne ihn noch erreichen und, wie Andreas meinte, es sei besser, wenn das Fräulein mit ihm wäre, als daß er allein die Haide durchstreife.

Ueber das Feld schritt er dahin, den Kiefern zu. Lange betrachtete sie mit erröthendem Wohlgefallen seine hohe, kühne Gestalt, das Flattern seines dunkelgrauen Mantels — dann eilte auch sie. „Herr Egbert!“ rief sie. „Herr Egbert!“ Und da er sich umwandte und sie erwartete, hatte sie ihn bald erreicht. Er begrüßte sie nicht, sie wagte nicht einmal den Blick zu ihm zu erheben. Lautlos gingen sie dicht neben einander über den knirschenden Schnee. Hoch und erhaben standen die drei Kiefern, wie einsame Säulen in der Oede, ihre niederhängenden Zweige und Aeste von unzähligen gefrorenen Schneeflocken und Eistropfen bedeckt, wie von ebenso vielen Diamanten, dazwischen, durch diese glänzend weiße Hülle drängten sich die schwarzen dunklen Nadeln.

Dorothea's Auge irrte noch immer am Boden.

„Suchen Sie da“, fragte er, „die Spuren meines Blutes?“

„Ach, Herr Egbert, warum mahnen Sie mich daran?“

„Und sind Sie mir nicht gefolgt, weil Sie fürchteten, diesmal könnte meine Kugel glücklicher sein?"

„Nein!" entgegnete sie mit festem Ton. „Sie wissen ja, daß Ihre Kugel nicht allein Ihr Herz, sondern auch das meinige zerreißen würde. Ich bin gekommen, Ihnen Lebewohl zu sagen, ich gehe nicht wieder nach Waldsee zurück."

„Aber, Fräulein Elsen —"

„Hier, unter diesen Bäumen, haben Sie mich schwer beleidigt, habe ich Ihnen und mir selbst gelobt, nie auf die Pläne Ihres Vaters einzugehen, ich bin da, mein Wort zu halten; ich kann nicht seine Tochter, ich kann nicht Ihre Schwester sein."

„Sie sind nicht — meine Schwester?" wollte Egbert rufen, aber ein guter Genius oder das Jauchzen seines Herzens ließ ihn das letzte Wort nicht aussprechen, das einmal laut geworden, mit dem ausgesprochenen Verdacht gegen ihre Mutter, nie von Dorothea's Hochsinnigkeit hätte verziehen werden können. Er war wie geblendet von ihr oder nur von den Sonnenstrahlen, die hellgoldig über ihr Antlitz dahinglitten.

„Sagen Sie Ihrem Vater", fuhr Dorothea fort, in der Hast ihrer Rede den Schmerz betäubend, der immer heftiger sich in ihr regte, „sagen Sie ihm, wie sehr ich ihn verehre, wie ich ihn beständig lieben werde,

doch seine Güte annehmen, hieße das Andenken meines Vaters, meiner Mutter beschimpfen — und wäre ich noch tausendmal ärmer und verlassener, als ich bin — ich bin nur ihr Kind."

„Und darum wollen Sie uns verlassen, Dorothea?" Nie hatte er sie noch bei ihrem Mädchennamen genannt. „Und mich wählen Sie aus, dem Vater diese Botschaft zu bringen? Wird er nicht glauben müssen, ich trüge die Schuld Ihrer Entfernung, mein Haß, meine Eifersucht verjage seinen Liebling aus Waldsee? Und doch wollen Sie uns Beide versöhnen!"

„Wenn ich gehe, sind Sie wieder sein einziges Kind. So lange stand ich zwischen Ihnen und Ihrem Vater. Da er der Liebe bedarf, wird er die Ihre suchen. Mir bleibt nur eins — rasche, augenblickliche Trennung."

„Und Sie glauben, daß ich Sie lassen werde? Nein, Dorothea", und er hatte schon, ehe sie widerstreben konnte, ihre beiden Hände ergriffen. „Wollen Sie es denn nicht sehen, daß es mich zu Ihnen drängte, seit jenem Augenblick, wo der Schlag meines Vaters Sie traf — für mich traf und mir in der Raserei meines Zornes ein Furchtbares erspart blieb? Ich kämpfte bis zum Letzten, was der Mensch vermag, gegen Ihr Bild an, gegen eine Neigung, die unbezwinglich wurde und doch verbrecherisch und entehrend für mich erschien.

Die Vergangenheit klagte Ihre Mutter, die Gegenwart Sie an. Ich that Alles, Sie zu verachten, zu hassen, und mußte Sie wider Willen lieben. Sie entrissen mich der ersten Liebe, ohne zu ahnen, daß Sie damit nur eine glühendere Leidenschaft entzündeten. In solchen Seelenqualen erscheint das Ausruhen im Tode als eine Wohlthat, ist es vielleicht auch! Aber selbst als ich hier lag, den Tod auf der Stirn, verließen Sie mich nicht, Ihre theueren Züge folgten mir bis in das Dunkel jener Nacht, die ich für ewig dauernd hielt..."

Da riß sie sich los, seine Worte drohten sie zu ersticken; als er ihr dann wieder nahte, seinen Arm um ihren Nacken legte, sie unter seiner Berührung zitterte, war eine wunderbare Veränderung mit ihr vorgegangen. Schlank stand sie vor ihm, blühender, rosiger, als je — nicht eine Spur erinnerte mehr an ihre Starrheit, ihr steifes, gemessenes Wesen. Sie weinte nur, und in diesen Thränen glich sie der Rosenknospe, die im Gewitterregen sich zur herrlichsten Blüthe erschließt...

Stumm reichte sie ihm die Hand — so kamen sie nach dem Schlosse zurück, vor den Sessel des Freiherrn — und während Egbert sein Haupt zum erstenmal vor ihm beugend sagte: „Dein Sohn — Deine Tochter!" verbarg Dorothea niedergesunken ihr verschämtes Gesicht an den Knieen des Greises.

Beatrix.

1861.



I.

Im Schlosse zu Kaltenburg feierte man die Heimkehr und den Geburtstag der Gräfin Beatrix.

Vor vier Jahren hatte bald nach einer dunklen und seltsamen Begebenheit, welche die ganze Landschaft in Aufregung versetzt, Gräfin Beatrix in Begleitung ihres Oheims das Schloß verlassen und fortan in Frankreich, in England, in Italien gelebt. Erst die Krankheit ihres Vaters rief sie von ihren Wanderfahrten zurück, eine kurze Stunde vor seinem Tode war sie eingetroffen — zur rechten Zeit noch, um seinen Segen, oder, wie es bei denen hieß, die ihr nicht wohlwollten, seine Verzeihung für eine große Schuld zu erhalten. Jetzt, nach sechs Monaten der Trauer, im Ausgang des Octobers, prangte das Schloß im Lichterglanz, seine Portale und Fensterbogen waren mit dem letzten grünen Laub, den letzten Blumen des Herbstes geschmückt. War auch Gräfin Beatrix bei der älteren Dienerschaft, dem Prediger des Dorfes und den wenigen bürgerlichen Guts-

besitzern der Umgegend nicht beliebt, so beeiferte sich doch der Adel, ihre ganze vornehme Verwandtschaft, sie mit Huldigung und Freundlichkeit zu überschütten, sie hieß die erste Dame der Provinz. Ihren guten Grund hatte die Feindschaft der einen, wie die Neigung der andern. Sein Lebenlang, von dem Augenblick, wo er als Hauptmann sein Landwehrbataillon in das Geschützfeuer von Möckern geführt, er voran, zu Fuß, am Kopf und am linken Arm verwundet, galt der alte Graf Otto von Kaltenburg für einen Freund des Volkes, „Mirabeau" nannten ihn spöttisch auf den Provinziallandtagen die Ritterbürtigen, und der Bruder seiner Frau, dem nach der Meinung seiner Vettern an Witz und Geist Niemand gleich kam, pflegte für die „Gehirnverrückung" des Schwagers jene französische Kugel verantwortlich zu machen, die ihm die Stirn getroffen. In eigensinniger Laune hatte es da der Natur gefallen, in seiner einzigen Tochter Beatrix das Widerspiel seines eigenen, freundlichen, offenen und leutseligen Wesens zu schaffen. Die Erziehung, die sie durch ihre Mutter erhielt, that dann das Uebrige; später, als der Vater eingreifen wollte, war es zu spät, die Bestimmtheit und Willenskraft der Tochter unbeugsam geworden. Wie überall, ließ auch in dieser sonst von dem großen Verkehr abgeschiedenen Landschaft das Jahr 1848 die Gegensätze schärfer hervor-

treten, die Stände im bittersten Haß sich von einander abschließen. In sich mochte Beatricens Gesinnung edel, ihre Seele rein sein, in ihren Aeußerungen, in ihrem Auftreten lag eine verletzende Kälte. Ihr gegenüber wurde den Kranken und Armen, die sie unterstützte, das Wort des Dankes, das: „Gott segne Euch!“ schwer auf den Lippen. Eine schlanke, hohe Gestalt, mit dunklem gescheitelten Haar, die Augen mehr streng als mild, wie sie eben im Ballkleid, einen Rosenkranz auf der Stirn, die Wangen leicht vom Tanze, von befriedigter Eitelkeit über die Bewunderung, die ihr in diesem auserlesenen, ihr allein zusagenden Kreise zu Theil ward, von Festesfreude geröthet, mit anmuthigem Lächeln, flüchtigen Schritts durch den Saal schwebte, eine fesselnde Erscheinung; aber so war sie nicht immer; es gab Zeiten, wo kein Lächeln die harten Linien ihres Mundes milderte, wo auf ihren Augenbrauen statt der Heiterkeit eine finstere Drohung saß, dann entschwand auch der trügerische Schmelz der Jugend, der sie heute wie ein rosiger Duft umhauchte. Gräfin Beatrix stand in ihrem sechsundzwanzigsten Jahre. Freilich für die, denen das Glück es erlaubte, in ihrer Nähe zu weilen und ihr huldigen zu dürfen, ging das Alles in der Betrachtung unter, daß die Gräfin eine der reichsten Frauen, vielleicht auch eine der liebenswürdigsten war, wenn man nur erst den

Zugang zu diesem verschlossenen Herzen gewonnen. „Sie ist wie Pallas", sagten die jüngeren Edelleute, die von der Universität oder dem Kadettenhause her die Kenntniß der Mythologie, „schon um die Vorstellungen in einem Cirkus besser zu verstehen", als letzte Reliquie der erlernten und wieder vergessenen Wissenschaften bewahrten; wie in jeder Gesellschaft, fanden sich auch hier einige tiefer Blickende, die sich selbst gern für Psychologen ausgaben und nach „seelischen Problemen" forschten, ihnen erschien die Gräfin wie in einen Schleier gehüllt, jenen Schleier, der das geheimnißvolle Bild von Sais umschloß und hinter dem nur die Wahrheit, das Nichts, in erschrecklicher Hoheit zu erblicken war; die Alten, die Ernsten endlich, wenn sie von einer tollen Laune oder einem unbegreiflichen Entschluß Beatricens hörten, begnügten sich, den Kopf zu schütteln: „Alle Kaltenburgs haben einen Sparren zu viel und einen Sinn zu wenig!"

Viel Duft, viel Glanz von Lichtern, Edelsteinen, von strahlenden Augen, Musik und Lachen, vom leisesten verschämten, das einer Rosenknospe mit sanft sich aufschließenden Blättern gleicht, bis zu dem wilden, langhinschallenden, das aus dem Nebenzimmer herübertönt, wo einige ältere Cavallerie-Officiere um einen kleinen Tisch, bei gutem Burgunder in hellgeschliffenen Gläsern, sich „Anekdöten" erzählen, das Rauschen der Kleider, das

Geflüster der Lippen, dazwischen der Klang von Goldstücken — in dem Gemach zur linken Hand spielt der Oheim mit andern Herren ... es ist in dem langen, breiten, aber ein wenig gedrückten Saal, der nur durch die Kunst eines geschickten Tapezierers höher erscheint, oben in dem ersten Stock des alten Schloßgebäudes; sieben Fenster, von denen das mittelste als Thür auf den Balkon hinausführt, schauen den Hügel hinunter, über den Schloßhof hinaus in den dichten Buchengang, der die Anhöhe hinansteigt — seinen schwächsten Schein wirft der aufgehende Vollmond durch die zusammengeballten Wolken über die halb vom Herbststurm entblätterten Bäume.

Einer von allen Gästen schien von der Beobachtung dieses Schauspiels, dem Kampf zwischen Licht und Schatten, ihrem beständigen Wechsel, mehr als vom Tanze der Gesellschaft und selbst den vielen schönen Frauen und Mädchen angezogen zu werden, die dicht an ihm vorübereilten oder unweit von ihm auf den Sophas und den hohen Lehnstühlen an den Wänden des Saales saßen. Eine Weile hatte er schon still in der Nische eines Fensters gestanden und hinausgeblickt; mühsam ein Gähnen unterdrückend, schaute er sich um: ein freundliches, wenn auch durch nichts ausgezeichnetes Gesicht, der Trotz, der es sonst beleben mochte, war dem

Ausdrucke der Befriedigung gewichen, den die Sitte der Welt jedem „Gebildeten" bei solchen Festlichkeiten vorschreibt. Einmal überflog er noch mit klugem, sicherem Auge den Saal — „seelenlos", das stand in seinen Zügen geschrieben, als er es wieder senkte und im Gewühl unbemerkt die große Flügelthür zu gewinnen suchte. Hier und dort folgte ihm wohl der verstohlene Blick eines Mädchens, einer Frau; „guten Abend", sagte ihm einer der Herren und schüttelte ihm die Hand — die Gesellschaft aber hatte nicht Acht auf ihn und schon war er dem Ausgang nahe, als ihm die Gräfin, Arm in Arm mit einer Freundin, entgegenkam.

„Sie wollen uns schon verlassen, Herr Werner?" fragte sie freundlich und doch, wie es dem jungen Manne schien, mit einer gewissen Herablassung. „Ihnen hat unser Fest nicht gefallen, gestehen Sie es nur, nicht einmal getanzt haben Sie."

„Gnädige Gräfin, ich darf nicht."

„Sie dürfen nicht?" rief die Freundin wie zweifelnd.

„Nein; die gnädigen Damen mögen selbst entscheiden: vor zwei Jahren, an einem Sylvesterabend, tanzte ich mit einer Freundin, ich versprach ihr, im kommenden Jahre den ersten Tanz nur mit ihr zu tanzen."

„Nun?"

„Wenige Tage nachher starb sie an einem Herzschlage."

„Ah!“ entfuhr es Beatricens Lippen. „Und Sie haben Wort gehalten?“

Werner verneigte sich leicht.

Die Gräfin senkte ihre langen Wimpern über die Augen und dann, sie plötzlich öffnend, warf sie einen hastigen Blick, wie Werner fand, einen spöttischen Blick, auf ihn. „Wissen Sie, daß ich Sie auf die Probe stellen möchte?“

Wenn es ihre Absicht gewesen, ihn zu verwirren, so hatte sie sich doch in Herrn Raimund Werner getäuscht. „Ich hoffe, gnädige Gräfin“, entgegnete er ruhig, „Ihre Kampflust ist befriedigt und Ihr Sieg sicher, wenn der Gegner nach solcher Herausforderung sich schweigend zurückzieht.“

Vornehm winkte sie auf seine tiefe Verbeugung mit dem Fächer ihm ihren Abschied zu.

„Ein schöner junger Mann,“ sagte die Freundin leise zu Beatrix. „Wer ist er nur? Ich sehe ihn zuerst bei Dir.“

„Ober-Ingenieur bei der Commission, welche die Eisenbahn durch unsere Provinz legt. Er hat sich dem Oheim gegenüber bei dieser undankbaren Aufgabe, da auch der äußere Theil unseres Parks von den Schienenlinien berührt wird, so höflich und freundlich bewiesen, daß der es für nöthig hielt, ihn einzuladen; er wohnt

überdies dicht in unserer Nähe und leitet die Arbeit von hier aus."

Damit waren die Mädchen an das Ende des Saales gelangt, hatte Herr Raimund den breiten, steinernen Schloßhof durchschritten und ging eben durch das alte, wappengeschmückte Portal.

„Vornehm und langweilig!" redete er in sich hinein. „Ich hätte davon bleiben sollen, Jeder für sich, Gott für uns Alle, aber was thut man nicht Alles der Form, der Rücksicht wegen! Ein verlorener Abend mehr, — wer die Stunden zählen müßte, die man schon verloren! Aus Eitelkeit, aus Leichtsinn ... Und die Welt rollt doch und dein Leben mit ihr, unermüdlich, rastlos; ihr Rad zerreibt deine Hoffnungen, deine Pläne, deine Werke, dich selbst — glücklicherweise auch deine Gegner, die Hindernisse, die dir entgegenstehen, Alles zu demselben unterschiedslosen Staub. Wer nur das Ende von dem Allen wüßte, das Ende!"

Einen Augenblick blieb er in der Mitte des Buchengangs stehen und wandte sich nach dem Schloß zurück. Der Anblick der hohen, hellerleuchteten Fenster, der Wiederschein ihres Lichtes auf der öden und finstern Straße, unter den Bäumen, deren Zweige und Aeste ein schärferer Windhauch knistern und stöhnen ließ; die vielen wunderlichen Schatten, die dort oben vorüber-

huschten, hätten auch eine weniger erregbare Phantasie, als sie Raimund besaß, an Mährchen und Feenschlösser erinnert, wie sie vor den geblendeten Augen des einsamen Wanderers in tiefster Nacht sich auf Felsspitzen aufbauen. „Aber", verfolgte Werner im Geiste diesen Gedankengang, „bewahre ein gütiger Zufall Jeden vor der gnädigen Gräfin Beatrix! Eine steife, kühle und im Grunde wahrscheinlich höchst boshafte Waldfee — die Leute mögen zwar viel Thorheiten, viel häßliche Lügen von ihr erzählen, dennoch, mein trefflicher Raimund, Dank deinem Genius, der dir vor der hochmüthigen Dame eine derbe, bürgerliche Grobheit eingab; nun steht eine eherne Mauer zwischen Euch Beiden."

Je weiter er den Hügel hinabschritt, in desto blässeren Farben verdämmerte di. Kaltenburg, ihr Saal, ihre Festesfreude; mächtig drängte sich das Bild der stumm in den Nebeln ruhenden Landschaft ihm auf, besänftigend und erquickend zugleich. Von den Wiesen, die vom Fuß des Hügels bis zu den ersten Gehöften des Dorfes sich ausdehnten, stiegen und wuchsen Wolken und Nebel, von der Erde zum Himmel, von ihm zu ihr hinab webten sie ein dichtes Gespinnst, grauer, verschlungener hier — dünner, leichter, wie Spinnenfäden, dort, der Mondstrahl blitzte hindurch und verwandelte das dunkle Grau in ein flüssiges, bleiches Silber von gespensterhaftem

Ausdruck, wenn es die abgestorbenen Aeste der Bäume wie mit flatternden Schleiern, die Stämme wie mit bauschigen Gewändern umkleidete.

In seinen Mantel gehüllt, mit hartdröhnendem Schritt, ging Raimund dahin; auch das Lied, das er zu pfeifen angefangen, hatte die Stille umher ihm von der Lippe ins Herz zurückgedrängt. Im Wirthshause des großen, weitläufig gebauten Kirchdorfes, da wo die Landstraße in schiefem Winkel mit der zur Burg führenden Allee zusammenstieß, bemerkte er unten in der Gaststube noch Licht, ihn fröstelte, und der Weg durch das Dorf bis zu dem Hause, das er bewohnte, war noch weit . . .

„Ein Glas Grog, Meister Steffen, wenns Euch möglich ist", sagte er eintretend zu dem Wirth, der am schwarzen Kachelofen saß und mit dem reichen Bauer Martin seine zehnte Partie „Tod und Leben" an diesem Abend spielte.

„Immer möglich für Sie, Herr Bauinspektor", war dessen Antwort.

Während Raimund dem Bauer „guten Abend" bot, seinen Mantel über die braune Lehne eines Stuhls warf, sah er an einem entfernteren Tische, fast ganz im Dunkeln, denn die zwei Hängelampen erhellten den weiten Raum nur dürftig, mit seltsamen gelblichen Licht-

streifen, noch einen andern späten Gast; bei Raimund's Eintritt hatte er die Mütze, die er schon ergriffen, wieder vor sich hingelegt.

Jetzt, wie der junge Mann ihm einen Schritt entgegen that, stand er auf.

„Freut mich, Sie noch zu sehen, Herr Ingenieur, freut mich", redete er mit scharfer, aber nicht unangenehm klingender Stimme. „Lange nicht das Vergnügen gehabt! Ganz aufgegangen in der adeligen Herrlichkeit? Schwarzen Frack, weiße Binde sehe ich — kommen vom Schloß?"

Für einen so in sich gekehrten, scheuen und wortkargen Mann war Herr Anselm Volkmar, der seit drei Jahren, als Erbe seines Oheims, jenseits des Torfmoors auf Buschmühle wohnte, in der Umgegend bekannt, daß Raimund bei dieser Anrede erstaunt aufschaute und der Bauer seine Karten aus der Hand fallen ließ.

„Freilich komme ich vom Schloß, Herr Volkmar", entgegnete Raimund, der sich indessen gefaßt, „aber das ändert meine Gesinnung nicht, nach wie vor gut bürgerlich."

„Jetzt merk' ich erst, es ist noch früh, noch nicht Mitternacht, für ein so prächtiges Fest sind Sie frühzeitig aufgebrochen."

Indem brachte der Wirth das Verlangte, die beiden Männer setzten sich an Anselm's Tisch . . .

Eine Weile regte sich in dem Zimmer nichts, nur die Wanduhr in dem alten hölzernen Gehäuse ging ihren langsamen, ächzenden, eintönigen Gang — dann hatte Raimund einen raschen Zug gethan, warfen die Spielenden bald leiser, bald lauter die Kartenblätter hin.

Ein eigenthümlicher Kopf, dieser Anselm Volkmar, jetzt zumeist in dem gelblichen Lichtschimmer, der den untern Theil seines Gesichts, den starken, röthlichbraunen Bart, die stolz aufgeworfene Lippe voll und scharf beleuchtete, während die Schatten Stirn und Augen verdunkelten. Allzuviel Jahre mochten ihn nicht von Raimund trennen, Furchen um so mehr, Schmerzen vielleicht und Erfahrungen. Jeder Zug an ihm, seine Haltung, sein Ausdruck waren herrisch, etwas wie ein eiserner Wille prägte sich darin aus; ein Mann, der nicht nach gemeinem Maß gemessen werden durfte, sondern auch für sich im umfassendsten Sinne das Recht „eines eigenen Charakters“ in Anspruch nahm. Obgleich ihm das Geschick, der Tod seines Vetters, seines Oheims darauf, Reichthum und Unabhängigkeit gegeben, so schien es doch, als würde er auch ohne die Gunst des Zufalls ein glänzendes Loos durch seine Arbeit erworben haben, als wäre sein Besitz der wohlverdiente Lohn seiner Mühen. Noch immer hatte er auf jede tiefer angelegte Persönlichkeit seinen Eindruck nicht verfehlt; so wechselnd

die Urtheile über ihn waren, alle gestanden ihm eine hervorragende Natur zu, keines wagte es, sein Herz zu rühmen. Anselm Volkmar hatte keinen Freund, selten sah man bei ihm Besuche, noch seltener ihn selbst in dem Hause Anderer. Die Männer mied er, die Frauen verachtete er; wenn es in dieser strengen, verschlossenen Seele eine Leidenschaft gab, die sich zuweilen in seinem funkelnden Blick, dem Schwellen seiner breiten Stirnadern verrieth, war es die eines ungezähmten, wilden Hasses gegen den Adel, zunächst, wie es ihm einmal in der Erregtheit entschlüpfte: „gegen die ganze Sippschaft der Kaltenburgs." „O", hatte darauf Beatricens „geistreicher" Oheim, dem man das Wort hinterbracht, mit halbem Lächeln geantwortet, „es ist gut, daß wir nicht in Korsika leben, Herr Anselm Volkmar ist ein Mann der Vendetta."

Von dem Allen wußte der junge Ingenieur nichts, ein- und ein andermal war er mit Anselm in Berührung gekommen, aber das Wesen des Mannes hatte ihn eher abgestoßen als angezogen, sein Freimuth, seine Fröhlichkeit konnte sich nicht an diese Zurückhaltung gewöhnen, zu hart stach seine leichte Lebensanschauung von der finstern Anselm's ab. Drückt ihn eine Schuld, eine Erinnerung? hatte er sich im Anfang ihrer Bekanntschaft gefragt. Allmählig war ihm dann der Andere

gleichgültiger geworden; „was kümmert dich seine Vergangenheit, seine Zukunft? In drei, in vier Monaten mußt du die Gegend verlassen, wohl möglich, daß du nie wieder zurückkehrst, und da willst du dich wie ein Thor in die Geheimnisse eines Mannes drängen, der dir morgen genau so fremd sein wird, als er dir gestern war! Trägst du nicht schwer genug an deinen Sorgen, deinen Erinnerungen?" Damit hatte es Raimund aufgegeben, das Räthsel zu lösen, das Anselm Volkmar in Erscheinung wie in Lebensweise bot.

„Ich bin geflüchtet", sagte er jetzt, das abgebrochene Gespräch wieder beginnend, „vor den Augen der Gräfin geflüchtet."

„Sollen doch schöne Augen sein."

„Sterne meinetwegen, nur leuchten sie nicht für mich. Dort oben war ich der einzige Bürgerliche unter Edelleuten und Edeldamen! Ja, schauen Sie mich nur groß an, Herr Volkmar, ich allein! Und ich bin nicht einmal Landwehrofficier."

„Nun, wie lief es ab?"

„Leidlich; mit einigen gnädigen Grüßen hier und dort mit einem Handdruck."

„Und Beatrix? Die Gräfin wollt' ich sagen ..."

„Sie sah vortrefflich aus, Rosen im dunklen Haar, das Kleid mit Rosen besetzt. Die Herren waren ent-

zückt, ich habe die Vivats nicht gezählt, die ihr gebracht, die Gläser, die zu ihren Ehren getrunken wurden."

„Soll ich etwa glauben", fragte da Anselm mit stechendem Blick, „Sie wären ihr gegenüber kalt geblieben?"

Den Blick bemerkte Raimund nicht, es fiel ihm auf, daß die Stimme des Fragenden heiser klang, wie schwer aus beklemmter Brust kommend.

„Es thut nicht wohl, im Octobernebel umherzuwandern", warnte er und setzte dann hinzu: „Kalt? Nicht doch, Herr Volkmar; wer bewunderte nicht eine liebliche Blume, einen Sonnenstrahl, der durch das Dunkel zittert? So alt sind wir doch beide noch nicht, um die Schönheit nicht Schönheit zu nennen, und sie zu preisen, wo wir sie finden. Aber nicht immer rührt ja die Schönheit die tiefsten Saiten unseres Herzens, dazu bedarf es eines andern Zaubers, und meinten Sie dieß mit Ihrer Frage — da haben Sie die Antwort: mich wird die Gräfin nie weder zu ihren lauten noch zu ihren stummen Rittern rechnen dürfen."

„Du sprichst ein großes Wort gelassen aus", lachte Anselm. „Nicht zu tollkühn, junger Mann, nicht zu keck! Es ist eine Hexe."

„Da sagen Sie mir nichts Neues, meine eigenen Gedanken nur. Es ist etwas Schwüles in ihr und um

sie. Das erste Mal, als ich sie sprach, am Ausgang des Gartens, in dem alten Pavillon . . ."

„Wo?" rief sein Nachbar.

„Sie kennen das Häuschen vielleicht gar nicht, so dicht liegt es unter den Bäumen versteckt."

Eine rasche gebieterische Bewegung machte Anselm mit der Rechten. „Doch! Dort sprachen Sie mit ihr?"

„Ja, ich hatte dort zu messen, das Terrain zu untersuchen; sie war allein, ich glaube, sie hing ihren Träumereien nach und es war ihr sichtlich unangenehm, so gestört zu werden. Sie trat auf die Schwelle heraus, so geriethen wir in ein kurzes Gespräch; es schien sie zu bekümmern, daß der Pavillon den Schienen den Platz räumen solle — zum Glück konnte ich sie mit der Versicherung beruhigen, daß die Bahn mehr als hundert Schritt von dem Hause entfernt gelegt würde; wir schieden freundlich von einander und ich wette, diesem Umstand allein habe ich meine Einladung zum heutigen Abend zu verdanken."

Die Arme gekreuzt, am Boden das Auge, hatte ihm Anselm gegenüber gesessen, wie aus tiefstem Grübeln fuhr er jetzt auf: „Seltsam! Sie waren in dem Pavillon?"

„Nicht gerade drinnen, wir redeten unter den Bäumen auf- und abgehend. Die Thür des Hauses stand

offen, flüchtig blickte ich hinein, aber ich sah nichts Besonderes — alte Sessel, ein venetianischer Spiegel, ein rother Teppich über den Boden gebreitet, das war Alles. Ich glaube, den Raum hatte man seit Jahren an dem Tage zuerst geöffnet, so dumpfig, moderhaft quoll die Luft daraus."

„Ein rother Teppich auf dem Boden!" Dieß sprach Herr Anselm mit so eigenem Ton, daß endlich auch in dem harmlosen Raimund die Ahnung aufstieg: eine wunderbare, schreckliche oder doch merkwürdige Begebenheit müsse in jenem kleinen, unscheinbaren Pavillon, hinter seinen grünen Jalousieen und halberblindeten Fenstern gespielt haben.

„Sie spannen meine Neugierde, Herr Volkmar! Offen, ich hatte nichts an dem alten Gebäude gefunden, keine Seltsamkeit, keine Zauberei; sie nicht einmal in ihm gesucht. So geht man theilnahmlos an Wundern vorüber! Nun, ich komme morgen, spätestens übermorgen nach jenem Ort zurück . . ."

„Was dann?" sprach Anselm in trockenster, kühlster Weise. „Ich habe nichts gesagt, mir fiel nur der rothe Teppich auf, ich liebe die rothe Farbe nicht."

Geräusch, der Hufschlag der Pferde, das Rollen der Wagen scholl von draußen herein.

„Genug gespielt", redete Martin und stand auf.

„Ihr habt neun Groschen gewonnen, Steffen, Ihr seid ein ganz verwünschter Spieler."

Die Uhr hob aus.

„Mitternacht! Gehen wir zusammen?" fragte Anselm noch den Ingenieur und setzte seine Mütze, in deren Pelzeinfassung eine schwarze Hahnenfeder steckte, auf das blonde, leichtgelockte Haar. „Die im Schlosse brechen auch auf; hoffentlich begegnen wir keinem von ihnen."

„Ich bin fertig"; mit raschem Trunk leerte Raimund sein Glas, nun hatte er den Mantel umgenommen —

„Gute Nacht allerseits und glückliche Heimkehr", wünschte ihnen der Wirth.

Sie standen in der Dorfstraße, über ihnen an dem lichter werdenden Himmel, unter funkelnden Sternen, der Vollmond.

Indem jagten im raschen Trabe, auf muthigen Pferden, einige der jüngeren Herren aus der Gesellschaft den Schloßberg hinab. Sei es, daß die Senkung des Weges nach unten hin am steilsten wurde, sei es, weil sie die drei Männer vor dem Wirthshause bemerkten — sie zogen die Zügel straffer und ritten langsamer. Das laute Gespräch, ihr Gelächter, das die Drei schon vernommen, während die Reiter noch im Dunkel und hinter den Bäumen verborgen gewesen, verstummte plötzlich,

als sie im Mondschein Herrn Anselm Volkmar erkannten. Es dünkte Raimund, sie drängten sich dichter an einander, um bei der Enge der Straße ihn nicht zu berühren. Schweigend ritten sie so vorbei, nur der jüngste und stattlichste von ihnen, Herr Botho von Hülfskron, winkte mit der Hand und grüßte: „Gute Nacht, Herr Werner!"

„Na", sagte der Bauer, der sich jetzt auch zum Gehen anschickte, „das wird wohl zu Ostern der gnädige Herr auf Kaltenburg sein; bin doch neugierig, ob es ihm besser gehen wird, als dem ersten."

Erst als dessen Schritte verklungen, seine Gestalt in den Schatten entschwunden war, hob Anselm seinen starken, eisenbeschlagenen Stock mit dem gewichtigen, bleigefüllten Knopf; so genau ihn Raimund betrachtet, nicht den leisesten Wechsel in seinen Zügen hatte er wahrgenommen: weder bei dem wortlosen Vorüberreiten der Edelleute, noch bei der letzten Aeußerung des Bauern.

Eine gute Strecke mußten beide denselben Weg gehen. Das Haus, in dem Raimund seit dem Monate August wohnte, lag außerhalb des Dorfes, da, wo die Feldmark von Kaltenburg aufhörte und der Besitz der sogenannten Buschmühle anfing. Ursprünglich gehörte das einstöckige Haus, aus dessen Dach, zwischen zwei Schornsteinen,

ein Thurm wie ein Observatorium emporstieg, dem Grundherrn; Graf Otto hatte es gebaut, und sollte in ihm die Sterne beobachtet haben, in einer Anwandlung wunderlicher Laune. Nicht allzulang währte diese Neigung, er schenkte das Haus in seinem Testament einem alten, ihm getreuen Diener, der sich mit den Zimmern im Erdgeschoß begnügte und die oberen an Herrn Werner vermiethet hatte. Von dem Thurm des kleinen Hauses konnte man über Feld und Moor hin die Giebel der Wohngebäude in der Buschmühle entdecken und sah, über die Wipfel aufragend, die stolzen Zinnen der Kaltenburg.

„Kennen Sie den Junker?" fragte Anselm; schweigend waren sie einige Minuten vorwärts geschritten.

„Nicht viel besser als die andern Grundbesitzer der Landschaft; Sie wissen ja, Herr Volkmar, mein Amt bringt mich zu ihnen allen in eine oft sehr unerwünschte Beziehung."

„So; ein flacher Bursche, wie die andern — und Gräfin Beatrix sollte ihn heirathen? Wunderlich!"

„Warum? Frauen, die den Schein um sich breiten, als wären sie unüberwindlich, erliegen am schnellsten einer kühnen Hand. Indeß, wenn es bis Ostern dauert — zu Ostern hoff' ich fern von hier am Rhein zu weilen."

„Ihnen schlägt's freilich nichts aus, denen aber um

so mehr, die Scholle an Scholle mit einander wohnen müssen."

„Schon wahr! Aber es giebt so viel Mittel gegen Widerwärtigkeiten; man läßt die Welt treiben, wie sie will und kann, in Ihren Jahren, bei Ihrem Charakter überhaupt."

„Was denn? Reden Sie doch frei heraus, ich höre gern ein gutes Wort, guten Rath von befreundeten Menschen."

„Hm", sagte der junge Baumeister und schaute nachdenklich über das Feld hin in das Antlitz seines Begleiters, „schön ist die Gegend nicht und die Leute darin gefallen Ihnen auch nicht, Herr Volkmar, wohl dem, der da ein freier Mann ist! Ich würde in die weite Welt reisen und mir für mein Alter einen bessern Platz zum letzten Asyl und zum Sterben wählen."

„Sie meinen: ich soll die Buschmühle verkaufen?"

„Ich setzte voraus, es fesselte Sie nichts an diese Stätte, keine Jugenderinnerung . . ."

„Nein; in Wirklichkeit nichts, im Gegentheil die Meisten würden solche Orte meiden — und damit wäre Alles gut! Wer nur einen andern Kopf hätte, ein anderes Herz! So aber, Herr Werner, wie ich einmal bin, da geht's nicht, da muß ich aushalten, nicht im Kriege allein, im Leben der Alltäglichkeit auch giebt's

verlorene Posten; indeß die Klugen rechnen, während die Thoren gewinnen; wenn diese Heirath zu Stande kommt und besser verläuft als die erste —"

„Die erste? Martin redete auch davon; war denn Gräfin Beatrix schon vermählt?"

In die Erde stieß mit ärgerlicher Hast Herr Volkmar die Spitze seines Stocks, ein Ausdruck des Unwillens prägte sich in seinen Mienen aus, in seinem Auge brannte es wie von unheimlichem Feuer, dann lachte er: „Sie sind ja auf diesem Boden unschuldiger als die unschuldigen Kinder. Im Ernst, Sie haben nie von der Geschichte gehört?"

„Auf Manneswort, nie!"

„Aber Sie kennen doch die Geschichte des Tobias aus dem alten Testament, von Raguel's Tochter?"

„Von ungefähr."

„Wohl", und er faßte Raimund's Arm, „mit Gräfin Beatrix verhält es sich ähnlich. Warten Sie einmal, in sieben Tagen wird die Begebenheit wiederum jährig. Also, sie war verlobt, getraut sogar — dort in der Kirche, mit diesen meinen Augen sah ich sie, weißes Kleid, weißen Schleier; sie schritt so eilig hin, daß ihr der Myrthenkranz aus den Locken fiel — böses Zeichen das!"

„Aberglaube! er wird schlecht befestigt gewesen sein."

„Auch eine Erklärung. Ich bleibe trotzdem bei meiner Ansicht — an dem Abend nun war ihr Bräutigam todt.“

„Todt!“

Ueber die am Ende des Dorfes gelegenen Häuslerhütten waren sie schon hinaus, auf dem öden Blachfelde vor ihnen erhob sich von buntglasirten, rothen und bläulichen Ziegeln das Haus mit der Sternwarte. Anselm's kurze Erzählung, so eigen vorgetragen, hatte Raimund's angeborene Lustigkeit und seine Weise, die Dinge dieser Welt leicht zu nehmen, wenigstens für die nächsten Augenblicke erschüttert. Ehe sie es darum merkten, standen sie vor der Thür.

„Sie sind am Ziel“, sagte Volkmar, drückte seine Mütze tiefer in die Stirn und schlug den breiten Kragen seines Rockes auf, „es wird kalt und der Ostwind pfeift mir ins Gesicht.“

„Gute Nacht und Dank für Ihre Begleitung“, entgegnete Raimund noch wie in einem Traum, aus dem ihn eine unfreundliche Hand gerissen. „Der arme, junge Mann! Halt, Sie vergaßen mir seinen Namen zu nennen, wer war's?“

Hinter einer Wolke verschwand der Mond, sausend fuhr ein Windstoß über das Gefilde. —

„Gute Nacht, Herr Werner, und auf Wiedersehen!“

Beide gaben sich die Hände. — „Ja so, der arme Schelm, der ins Gras beißen mußte — hm, die Menschenkinder sollen sich hüten, mit den Dämonen anzubinden, es war mein Vetter, Edgar Volkmar; gute Nacht! Träumen Sie nicht davon, unten oder oben, überall ist's besser als hienieden, zwischen Himmel und Hölle, ihm auch! Er ist still, ruhig — für immer! Denken Sie nur, für immer! Gute Nacht!"

Ein schmaler Graben trennte hier die beiden Gebiete, weiterhin lagen zwei Baumstämme als Brücke darüber, Anselm aber sprang mit einem Satz von diesem zum jenseitigen Ufer, während es dem betäubten, verwirrten Raimund endlich gelungen war, die Thür seines Hauses zu öffnen.

II.

Der Wunsch Anselm's, nichts Böses zu träumen, mußte doch für Raimund sich nicht erfüllt haben: verdrießlich, übernächtig verließ er am andern Morgen das Haus, schalt mit den Arbeitern, mit sich selbst, und hielt es zuletzt für die beste Heilung seiner Verstimmung, zwecklos umherzustreifen und in der Betrachtung der Natur „auf vernünftigere Gedanken" zu kommen.

Wirre, wüste Nachtgesichte hatten ihn gequält und in ihren Banden während eines unruhigen Halbschlummers gehalten. Beatrix, ihr Brautzug, der unglückliche Edgar — und in einer Ecke der Kirche, an einem Pfeiler, zerzaust das Haar, mit dämonischem Lächeln Herrn Anselm Volkmar ... plötzlich verwandelte sich darauf das Bild: oben in der Fensternische im Saal der Kaltenburg scherzte er mit der Gräfin — gewiß, er selbst, Herr Raimund Werner, und es war ihm, als nannten sie sich Du ... und da schlug ihm eine derbe Hand auf die Schulter, und sich umschauend, erkannte

er wieder Volkmar, der aber diesmal eine weiße Halsbinde trug und einen großen Blumenstrauß mit bunten Bändern schwang, wie auf Bauernhochzeiten die Burschen im Gefolge des Bräutigams . . .

Jetzt, in dem hellen, klaren Morgensonnenschein, bei dem kalten, aber lebendigen Luftzug, der seine Stirne kühlte, mußte Raimund über diese Erscheinung lachen . . . Herr Anselm Volkmar mit einem Blumenstrauß als Freiwerber! Der Blick, den er gestern, zufällig mehr als absichtlich, in die Seele des Mannes gethan, hatte ihm ein weit anderes Bild geboten, ein düsteres, verschattetes; zagend mag so der Wanderer in den Abgrund hinabschauen, der sich unerwartet zu seinen Füßen öffnet. Er verstand nun den Ausspruch des Oheims „von der Vendetta", begriff, was ihm im ersten Nachsinnen seltsam erschienen, die Mischung von Haß und Theilnahme, die Anselm beinahe wider seinen Willen für Beatrix zeigte.

Und diese Beatrix — welch' ein Räthsel! Denn die Vermuthung, daß Edgar durch eine plötzliche Krankheit, einen tödtlichen Schlaganfall hinweggerafft worden, in der Blüthe der Jahre, an der Schwelle des Glücks, ließ der Ton nicht zu, in dem Anselm das verhängnißvolle „todt" gesprochen; jener Abend bedeckte mit seinem Schleier ein Geheimniß. Giebt man einem bösen, arg-

wöhnischen Gedanken auch nur den kleinsten Raum, immer neue Bande schlingt er dann um uns, in ein Labyrinth sind wir getreten, dessen Gänge, je weiter und ängstlicher wir vorwärts gehen, den Ausgang suchend, desto dichter, unentwirrbarer sich verschlingen. Jedes schlimme Gerücht über die Schloßherrin klang in Raimund nach und bestätigte gleichsam die Ahnungen seines eigenen Herzens; einmal in die Ueberzeugung hineingerathen, daß hier, in dem abgelegenen, verfallenen Pavillon „etwas wie ein Verbrechen“ geschehen wäre, wollte er die Wahrheit ergründen. Wie lange dieser Eifer und diese Begeisterung für das Abenteuerliche bei ihm dauern würde, ob sie nicht im Grunde nur die Folgen einer schlaflosen Nacht waren, das mochte der erwägen, der den munteren, lustigen und zuweilen leichtsinnigen und wetterwendischen Mann besser kannte, als er sich selbst — jetzt, unter den alten, hohen Bäumen im Park der Kaltenburg.

Ja, alte, dunkle, herrliche Bäume — Tannen und Eichen in langen Reihen, durchzittert von herbstlichen Sonnenstrahlen. Hier und da haben die Stürme schon in dem dichten Blätterschmuck Lücken gerissen, das Laub liegt gelb und roth in den Gängen; schwarzgrün, ohne Frische, senken die Tannen ihre Zweige.

An dem breiten Rasenplatz muß Raimund vorüber,

der den Garten des Schlosses mit seinen Blumenbeeten und Fliederbüschen von den wilderen und einsameren Theilen des Parks trennt, hier ist der Blick frei nach den Fenstern des Hauses, geschäftig eilen die Diener hin und wieder, die Spuren des Festes zu tilgen und die gewohnte Ordnung wieder herzustellen.

Rasch will Raimund in einen Seitenpfad einbiegen, wo er ungestörter seinen umherstürmenden Gedanken nachhängen kann, da begegnet ihm Fräulein Angelika, die Gesellschafterin der Gräfin; grad über den Steg, der die Rasenfläche schneidet, kommt sie.

Nichts Freundlicheres, Lieblicheres, als Angelika; sie ist keine mit einem Wink ihrer Augen, ihrer Hand bezwingende Schönheit, sie wird nie neben Beatrix genannt werden, aber der stille, keusche Reiz des Mädchenhaften umduftet sie, gewöhnlich trägt sie den Kopf ein wenig gesenkt, das Gesicht wie von leiser Schwermuth verschleiert, ihr wißt es ja: „wer nie sein Brod mit Thränen aß“ — Heute jedoch blüht sie in Rosenglut, vielleicht ist's nur der frischere Hauch der Luft, der auch ihr Kleid hebt und flattern läßt.

„Willkommen, Fräulein“, sagt ihr Raimund. „Wie schön, daß ich Sie hier in der Frühe unter den Bäumen treffe. Da werden Sie am ersten Gnade für Recht ergehen lassen.“

„Wieder Gnade! Sie machen uns das Verzeihen nicht leicht, Herr Werner.“

„Ich bin gestern von dem langweil — wollte sagen, himmlischen Feste davongeschlichen, ohne Ihnen Lebewohl zu wünschen, es ist eine Unart mehr auf der langen Liste meiner Untugenden und Verstöße gegen die Sitte: Vergebung, Fräulein Angelika!“

„Nur dafür! Ich erwartete eine Entschuldigung in aller Form für —“

„Sie schweigen? Was hab' ich Unseliger denn noch Schlimmeres verbrochen?“

„Sie haben meine Gebieterin erzürnt.“

„Sie wissen?“

„Nichts weiß ich, aber ich las in ihren Zügen ein aufsteigendes Gewitter, als Sie so kurz grüßend von ihr schieden, den ganzen Abend hat sie nicht mehr gelächelt.“

Sie waren schon aus dem Angesicht des Schlosses, auf einem engen, verschlungenen Waldpfad.

„O, Sie irren, Sie müssen irren. Vielleicht hab' ich ihre Selbstliebe gekränkt, geritzt mit einem Nadelstich, kein Wort ist mir aber entflohen, das die ihr schuldige Ehrfurcht verletzt.“

„Ehrfurcht?“ Rosiger noch glühten Angelika's Wangen und wie im Aerger schüttelte sie in trotziger

Bewegung, die ihr neckende Anmuth verlieh, ihren Kopf, „das ist es nicht, Herr Werner, das nicht!“ Aber plötzlich, wie einer, der sich zu weit vorgewagt, hielt sie inne, erschrack: „Vergessen Sie mein Geschwätz, es ist so am besten.“

„Nein, nein! Ich lasse Sie nicht, warum haben Sie meine Neugierde geweckt?“

„O, ich bin eine Thörin!“

„Was hab' ich mit der Gräfin, was sie mit mir zu schaffen? Ist sie nicht wie ein Kobold, der mich unablässig verfolgt?“

„Sie sollten doch aus Faust wissen, man ruft die Geister, deren man nicht mächtig ist, und zürnt ihnen dann, wenn man ihr Spielwerk geworden.“

Ein solches Erstaunen drückte bei dieser Anspielung Raimund's Antlitz aus, daß Angelika die Lust anwandelte, in ein lautes Gelächter auszubrechen — allein nur die Hände schlug sie über ihr Gesicht zusammen und ein Jubelruf quoll aus ihrem Herzen: so begrüßt der Vogel, seinem goldenen Bauer entfliehend, die Freiheit und den grünen Wald.

„Pah“, rief dann Herr Raimund und zerbrach einen dünnen Tannenzweig, den er vorhin vom Boden aufgenommen, „Fräulein Angelika wollte mich überlisten und sehen, wie hoch meine Narrheit reicht, so hoch —“

und er zeigte nach dem Schloß zurück, „so hoch noch nicht! Sie sind besiegt“, scherzte er, „und Besiegte müssen die Kosten zahlen“, ehe sie's hindern konnte oder mochte, hatte er ihre kleine Hand ergriffen und preßte sie an seinen Mund.

Nun aber riß sie sich los und suchte ihm zu entfliehen, er ihr nach — ein Augenblick tollster, übermüthigster Jagd, wie von Kindern oder Verliebten, all' seine Gesichte und Vermuthungen von seltsamen, schrecklichen Geschichten hatte Raimund, den Druck der Knechtschaft, ihre bösen Tage Angelika vergessen.

Als er sie erreicht und sie still, ohne sich anzuschauen, neben einander durch das raschelnde Laub schritten, begann er wieder:

„Ich fürchte, Fräulein Angelika, die Tannen umher machen uns ernste Gesichter und schütteln mißbilligend ihre hundertjährigen Häupter, sie sind nicht an solche Streiche und solchen Lärm gewöhnt.“

„Für lange, ach, wie lange Zeit wird es auch das letzte Mal gewesen sein! Wie so kahl und kalt starrt uns schon Alles an, und jeden Morgen, wenn ich das Fenster öffne, bebt mein Herz: es möchte Garten, Wiese und Wald im Schnee begraben liegen.“

„Will denn die Gräfin den Winter im Schlosse zubringen?“

„Es hieß so.“

„Klagen Sie doch nicht; da wird es hier und auf den anderen Edelsitzen hoch hergehen, Festlichkeit auf Festlichkeit folgen.“

„Sind sie für mich?“

Ein tiefer Schmerz klang in der Frage aus, der Schmerz über eine verlorene Jugend, ein hartes Geschick; auch in diesem jungen, schüchternen Mädchen rauschte der Zug der Freiheit, regte sich das Gefühl nach dem Genuß der Welt, wenn es auch der bittere Gedanke unterdrückte: es wird eine Hoffnung bleiben, eine leere, nimmer erfüllte.

Muthiger und ruhiger zugleich empfand Raimund: „Nur nicht den Kopf senken, Fräulein Angelika! Dann faßt uns das Unglück mit noch derberer Faust an; es gefällt sich darin, schwankes Rohr zu zerbrechen. Bewahren wir unsere Seele frei, unabhängig und stolz, und lassen wir den Glücklicheren ihren Reichthum. Kann doch auch uns einmal ein besonderer Stern leuchten!“

„Ich bin nicht traurig, Herr Raimund, nicht unzufrieden. Zuweilen fährt uns eine Grille durch den Sinn, wer bannt sie gleich? Aber ist sie vorüber, sehe ich stets einen blauen Himmel.“

Wie es geschehen, wußten sie nicht — indeß, von

geheimer Macht angezogen, lagen ihre Hände in einander und leiser redend näherten sie sich dem Pavillon.

Unter den Tannen ein altes verwittertes Haus, das Dach mit Schindeln, die aus ihren Fugen wichen, und Moosgeflechten bedeckt; die Thür verschlossen, vor den meisten Fenstern die Jalousieen niedergelassen. Es lag am Ende des Parks, auf einer Art Wall, der abschüssig zu einem ehemals mit Wasser gefüllten Graben hinabfiel; jenseit desselben, dem Felde zu, arbeitete man an der Straße für die Eisenbahn. Doch hinderten die dicht verwachsenen, eng zusammenstehenden Bäume jede freiere Aussicht, seit lange hatte an dieser Stätte die Hand des Menschen nicht in das Schaffen der Natur eigenmächtig eingegriffen: eine düstere, schweigende Wildniß im Kleinen war der Ort. Nur wie verstohlen spielte ein matter Sonnenstrahl auf dem graugrünen Moos des Daches, zitterte an einer Scheibe und verlor sich auf dem schwärzlichen Boden der Haide. Regungslos, stumm, traurig — „wie sind wir nur hierher gekommen?" rief Angelika.

Der Anblick des Pavillons versetzte Raimund wieder in die phantastische Welt seiner Träume, er ließ Angelika's Hand los und betrachtete aufmerksam Fenster und Thür, das Gesträuch und den Rasen, als müsse eine

von der Zeit verwischte Spur aufs Neue an ihnen sichtbar werden.

„Sind Sie nicht wie ein Schatzgräber", spottete seine Begleiterin, „der am hellen Tage Gespenster erblickt! Was haben Sie nur? Glauben Sie Gold und Perlen hier vergraben?"

„Sprachen Sie nicht vorher von der Grille, die uns ängstigt und quält? Ich bin in gleichem Fall, dieß Gemäuer weckt sonderbare Betrachtungen in mir. Sieht es nicht unheilverkündend aus?"

„Grillenfänger! Sie müssen ein Sonntagskind sein, Herr Werner, und wenn Sie Beschwörungen vollziehen wollen, flüchte ich — schönen guten Morgen und viel Glück!"

Und sie wandte sich zum Rückweg . . .

„Warten Sie doch, Angelika, eine Minute!"

Aber er wie sie blieben — nicht angenehm überrascht — unfern des Pavillons stehen, denn die Allee hinauf kam Gräfin Beatrix, ein Buch in der Hand, als läse sie darin. Vielleicht hätten sich die beiden jungen Leute unbemerkt durch das Fichtengestrüpp drängen können — allein, fragte sich Raimund, warum denn fliehen? Sie wird mir einen Blick zuwerfen, getrost — man stirbt nicht an Blicken, oder doch? Edgar Volkmar . . .

Da war sie, drei, vier Schritte von ihnen. Erst

jetzt erhob sie das Auge vom Blatt: „Ich suchte Sie im Garten, Angelika —"

„Ich ahnte nicht, daß die gnädige Gräfin so früh ausgehen würden."

„Lassen Sie nur, ich habe Sie ja nun gefunden. Und auch den Flüchtling von gestern, Herrn Werner. Ich heiße Sie stets auf meinem Grund und Boden willkommen. Hier ist's freilich öde, und ich möchte mich fast der Hoffnung hingeben, wenn ich Ihre Vorliebe für diesen Punkt bedenke, daß Sie Verbesserungspläne mit ihm vorhaben."

Ein gewisser Spott lag in den Worten wie in der Stimme Beatricens, dennoch stellte sich Raimund, als nähme er ihre Aeußerung für Ernst: „Wenn ich sicher wäre, daß Sie, gnädige Gräfin, meinen Entwürfen Gehör schenkten."

„Also haben Sie doch schon einen Plan! So reden Sie nur!"

Raimund war schnell gefaßt. „Die Tannen dort ließe ich fällen, um Licht und Luft zu gewinnen, das Haus niederreißen —"

„Sie sind schnell mit dem Zerstören fertig."

„Welchen Werth kann es haben? Ist es nicht eine morsche Ruine? Und wir bauen dafür ein neues, statt-

liches Gebäude auf, mit einer Säulenhalle und Statuen darin, gnädige Gräfin."

„Findet denn die Ruine gar keine Gnade vor ihren Augen?" fragte sie.

„Gar keine", entgegnete er entschieden. „Mir ist immer, wenn man solch graues Mauerwerk forträumt, als entferne man damit auch die letzte Erinnerung an eine Missethat"; das entfuhr ihm halb unbedacht, halb war es ein Pfeil, den er aussandte. —

Und er traf das Ziel, Beatrix entfärbte sich, auf ihren geöffneten Lippen saß ein Schrei . . . „Volkmar hat Recht", dachte Raimund, da sagte sie laut: „Ich bewundere Ihre lebhafte Phantasie, Herr Werner, schade, daß die Wirklichkeit ihr so wenig entspricht, drinnen pflegte meine Mutter Thee zu trinken — ein andermal mehr", und Angelika zu sich winkend, entfernte sie sich mit ihrem sichern, gemessenen Schritt.

Auf der andern Seite stieg Herr Raimund den Abhang hinab, kletterte über den Graben und beaufsichtigte eine Weile die Arbeiter; der sichtliche Fortschritt des Werkes, wie er an der vorgezeichneten Linie entlang ging, die Mauerungen und Brückenbogen, die man an den sumpfigen Stellen der Straße aufführte, dabei das Andenken an Angelika's Lächeln entrunzelte seine etwas gefurchte Stirn. Liebt dich das Mädchen, liebst du

sie? Er entsann sich, sie war immer erröthet, so oft er sie im Garten oder im Schloß gesprochen. Nicht allzuhäufig war das geschehen, sieben, achtmal rechnete er heraus — braucht die Liebe mehr? Leidenschaftliche Liebe entzündet ein Blick — und die, welche ihr erliegen, halten jede andere Neigung, die langsam im täglichen Umgang, durch Achtung und tieferes gegenseitiges Verständniß keimt und wächst, nicht für die wahre, sondern nur für die Maske der Liebe. Es ist nun gewiß, daß Raimund für manche Rolle paßte und einen ritterlichen Zug besaß, aber Romeo war er nicht; indessen, tröstete er sich, Angelika ist auch keine Julia. Angelika — freilich verdiente sie ihren Namen, ihre Schönheit hatte einen so zarten, engelhaften Hauch, mit reicheren Gaben, größerem Reiz stattete sie seine Phantasie noch aus, sie wurde ein Wunderbild voll süßer Holdseligkeit, daß er gar nicht begreifen konnte, warum er so lange ungerührt an ihr vorübergegangen. Sanft und doch mächtig ergriff ihn die Sehnsucht, bei ihr zu sitzen und mit ihr zu reden; in ihrem stillen Walten mußte eine so wohlthuende Harmonie liegen, die das Glück war, wenn überhaupt auf Erden das Glück zu finden ist. Warum begegnete sie ihm jetzt nicht? Einem vollen Becher glich sein Herz, überströmend; sein erregtes Gefühl wirkte auf ihn selbst mit berauschender Kraft zurück. Als er von

seinem Gange in später Mittagsstunde heimkehrte, war er mit sich einig geworden: sie oder keine. Noch überlegte er, ob sich ihm keine Gelegenheit böte, sie am Abend vielleicht zu sehen, im Garten, in ihrem Gemach . . . eine Botschaft des Herrn von Selbitz kam da seinem Wunsche entgegen: ob der Herr Werner den gnädigen Herrn und die Gräfin in der vierten Stunde auf einem Spazierritt vielleicht begleiten wolle? hatte der Diener gefragt. „Es ist eine Ehre für mich!" antwortete Raimund, er brauchte nicht mehr nach einem Vorwand zu grübeln, der ihm die Pforte des Schlosses und zu Angelika öffnete. Dieser erste Gedanke verdrängte die andern Betrachtungen; später erst, wie sich der Ausbruch seiner Freude milderte, erstaunte er über die Aufforderung; dieser hochmüthige Baron, die stolze Gräfin, was beabsichtigten sie nur? Was sollst du in ihrer Gesellschaft? Niemand von uns entgeht der Erbsünde der Eitelkeit, und so war auch Raimund zu entschuldigen, als ihm die Aeußerung Angelika's über den Zorn ihrer Herrin gegen ihn einfiel — scharf sieht die Liebe; wenn Angelika Recht gehabt, wenn in Beatricens Brust eine Empfindung auflohte, die fast Liebe war?

„Sei kein Narr!" sagte sich Raimund selbst und schlug sich noch einmal, wie zur Warnung, vor die Stirn.

Gräfin Beatrix saß vortrefflich zu Pferd, schlank, fein, wie eine Binse schmiegsam, daneben nahm sich Raimund nicht allzu vortheilhaft aus und es war gut für ihn, daß sie in kecker Laune über die Gräben setzte und eine Strecke durch den Wald im Galopp ritt: er hielt sich fest im Sattel und konnte ihr wenigstens seinen Muth und seine Ruhe beweisen. „Furcht kennt er nicht“ — das schien der Blick zu sagen, den sie ihm zuwarf, als sie nach wildem Rennen ihr Pferd anhielt. Eine Weile hatte man gleichgültige Dinge gesprochen, von dem gestrigen Feste, vom Wetter, dann ganz geschwiegen.

„Bleiben Sie noch lange in unserer Gegend?“ fragte Herr von Selbitz. „Das wäre herrlich, es ist gute Jagd umher.“

„Bedaure, Herr Baron, ich bin nur ein mittelmäßiger Schütze, und was mein Bleiben betrifft, so hängt das von meinen Vorgesetzten ab, bis in die Mitte Novembers hinein wird die Jahreszeit, hoff' ich, die Fortsetzung der Arbeit gestatten.“

„Die Abende werden lang, und Sie sitzen da allein in dem alten Thurm! Treiben Sie auch Astronomie, wie mein seliger Schwager? Ziemt sich nicht für junge Leute, einsiedlerisch zu sein, Herr Werner! Sie sollten öfters zu uns herauf in die Kaltenburg kommen.“

„Zu viel Ehre für mich, Herr Baron!“

„Da hast Du es, Beatrix, er verschmäht uns! Man wirft uns Adelstolz, Bürgerhaß, was weiß ich, vor -- ehrlich, Herr Werner, wer betont denn nun schärfer seinen Stand, Sie oder wir?“

„Ich, Herr Baron, und ich glaube nicht mit Unrecht. Sie besitzen, was wir uns erringen müssen, eine Stellung, die Anerkennung der Welt; Sie stehen in einer Gesammtheit, im Bürgerthum ist jeder für sich. Allein Ihre freundliche Einladung hat mit unsern Ansichten nichts zu theilen, ich nehme sie mit Dank an — und folge ihr“, sein und Beatricen's Blick begegneten sich — „folge ihr gerne.“

„Ich fürchte auch nicht, daß Sie uns entschlüpfen“, sagte sie lustig und schlug mit ihrer Reitgerte den Staub von ihrem schwarzen, lang hinabwallenden Kleide, „seit dem heutigen Morgen nicht mehr; es gibt Magnete, die Sie zu uns hinüberziehen.“

Raimund erröthete, doch wollte er ihr den Sieg nicht lassen. „Ach, gnädige Gräfin, dies Angezogenwerden hat seine Gefahr. Wer hätte nicht von dem Magnetberg gehört, zu dem das Fahrzeug mit unwiderstehlicher, geheimer Kraft hingerissen wird, bis es an seinen Klippen zerschellt?“

„Und Sie vermuthen ein ähnliches Geschick?“

„Ich wünschte es zu beschwören.“

„Sitzt keine Jungfrau auf dem verhängnißvollen Berge, kämmend ihr goldenes Haar?“

„Möglich, aber dann verdoppelt sich die Gefahr des Untergangs, denn wer könnte es anders sein, sagen Sie selbst, als die Schwester der Loreley?“

Das Alles flog im Scherz hin, von lächelnden Lippen; für den Oheim ein Witzgefecht, was bedeutete es für sie?

Die Sonne neigte sich, da schlugen sie den Rückweg ein. Im Abendroth glänzten die Zinnen der Burg, umspielt von den vielfarbigen, wunderlich geformten Wolken, die der Herbsthimmel im Wechsel vom Tag zur Dämmerung zaubert; schneller klopfte Raimund's Herz, in kürzester Frist sollte er vor Angelika stehen. Und hätten Beatricens Augen noch tausendmal deutlicher gesprochen — er liebte sie nicht und war weder ehrgeizigen noch phantastischen Sinnes genug, einer ungewissen, blendenden Hoffnung nachzujagen, ein kurzes, berauschendes Abenteuer mit einer vornehmen Dame einer ehrlichen und dauernden Neigung vorzuziehen.

Um eine kleine Strecke war der Baron den Beiden vorausgeritten, in Gedanken, des Wegs nicht genau achtend; Raimund und Beatrix, in ihr Gespräch vertieft, hatten, seine Spur innehaltend, ebenso wenig bemerkt,

daß sie auf eine andere Straße gerathen. Zufällig schaute Beatrix auf — zu ihrer Linken dehnte sich eine Flucht von größeren und kleineren Gebäuden aus, Wohnhäuser, Scheunen, Ställe und Tennen; die rothen Ziegel, aus denen die stattlicheren aufgebaut waren, leuchteten im Widerschein der untergehenden Sonne, wie in dunkelglühendem Feuer. Sie hob sich im Sattel und zeigte auf die Häusergruppe hin: „Oheim, wohin haben Sie uns geführt, das ist die Buschmühle."

Der Baron fuhr auf, als sähe er eine Schlange um den Fuß seines Pferdes sich ringeln, Beatrix war erdfahl geworden.

„Aber", sagte Raimund, der die Aufregung seiner Begleiter nicht begriff, „die Straße gehört ja Allen, und wir bleiben weit genug von den Gehöften."

Trotzdem spähte der Baron fast ängstlichen Blicks umher, ob sich ihnen nicht zur rechten Zeit ein Ausweg zeige, hier aber dehnte sich pfadlos Sumpf und Moor aus, erst weit unterhalb der Buschmühle machte die Straße eine Wendung nach Kaltenburg zu.

Und vor ihnen tauchte da die finstere, gedrungene Gestalt Anselm Volkmar's auf, trotzig saß ihm die barretartige Mütze auf dem Haar, trotzig, wie zum Schwunge erhoben, hielt er seinen eisenbeschlagenen Stock. — Keiner von den Reitern hatte ihn aus der Thür

eines der Häuser treten gesehen, wie durch Zauberei stand er dort.

„Anselm!“ schrie Beatrix — und, theilte sich nun ihr Erschrecken ihrem Pferde mit, oder scheute es vor dem Manne zurück, es bäumte sich hoch auf und schoß in wilden Sätzen dem Sumpfe zu. Regungslos blieb Volkmar, nur die Feder auf seiner Mütze nickte. — „Um des Himmels willen!“ rief Selbitz und der Zügel entfiel ihm; der einzige, der Geistesgegenwart behielt, war Raimund, es gelang ihm, dem Rosse der Gräfin zuvorzukommen; von dem seinen herabzuspringen und das andere am Zaum fassend, es eine Sekunde zum Stehen zu bringen, war dann eins, kaum aber hatte Beatrix sich von ihm losgemacht, als das wüthende Thier sich losriß und ein Hufschlag, der seine Schulter traf, Raimund auf die Steine der Straße niederwarf.

Wie durch einen Florschleier, der sich vor ihm niedersenkte, sah er nun Anselm und die Gräfin auf ihn zueilen, hörte wie im Traum Anselm ihr zuflüstern: „Das ist der Zweite“, — und verlor dann vollends seine Besinnung.

III.

In den November war der Oktober übergegangen, dennoch hatte sich das Wetter beständig gezeigt, mit kalten Nächten und der Jahreszeit nach heiteren Tagen, deren Sonnenschein nur selten am frühen Morgen ein Regenschauer unterbrach. Die Verletzungen Herrn Raimund's waren nicht lebensgefährlich gewesen, und das heftige Fieber, das ihn in der ersten Woche seiner Krankheit geschüttelt und die größte Besorgniß erregt, auch wegen der wilden und unsinnigen Phantasieen des Kranken, war endlich gewichen.

Heute war es der dritte Tag, daß ihm der Arzt erlaubt, einige Stunden außerhalb des Bettes zuzubringen an dem großen Mittelfenster, d'rauf die Sonne am mildesten und wärmsten schien; einen kostbaren, weichgepolsterten Lehnstuhl hatte ihm die Gräfin vom Schloß herübergeschickt, da sie alle Sessel in Raimund's Behausung „hart und unbequem" gefunden.

Aber Herr Raimund benutzte ihn nicht, er theilte

durchaus, wie es schien, die Ansicht des alten Wendelin, seines Wärters und Wirthes zugleich, der den „albernen, neumodischen Firlefanz" nicht leiden mochte und unwirsch vor sich hingebrummt, als die Diener ihn gebracht. Ausgestreckt in einem braunen Ledersessel, die Füße auf einem Holzschemel, lag Raimund in dem Mittelgemach der „Sternwarte"; in dem mit einem Kamin versehenen, halb in die Wand gefügten Ofen brannte hinter einem kleinen Eisengitter ein lustiges Feuer und verbreitete eine behagliche Wärme. Grad hinaus auf das Feld schaute das Fenster, hinüber bis zu den dunkeln Bäumen, die es in der Ferne begrenzten. Wendelin, der eine Weile vor dem Kamin niedergesessen und die Brände zusammengescharrt, hatte sich jetzt erhoben und dem jungen Manne genähert: „Will sich heut nicht machen mit dem Lesen, nicht wahr?" meinte er gutmüthig. „Möchten lieber draußen sein! Ja, nun geht die Sonne zur Rüste für dieses Jahr — und das nächste, ja, es weiß Keiner, wer es erlebt!"

„Ich denke, wir beide, Wendelin!"

„Ihr habt einen harten Stoß ausgehalten und seid, merkwürdig! mit einem blauen Auge davongekommen! Merkwürdig!"

„Das nennt Ihr merkwürdig? Ich liege vierzehn Tage an einem elenden Fall darnieder und fühl' ihn

noch in allen Gliedern, das mag seltsam sein, aber nicht, daß ich wieder gesund geworden."

„Es versteht sich, Herr Werner, leid hätt' es mir gethan, mehr, als ich Euch sagen kann, wenn — nun, es ist ja die Straße, die wir alle entlang müssen, wenn Ihr ins Gras gebissen; aber als sie Euch hier hereintrugen, mit dem bleichen, blutüberströmten Gesicht, und ich Alles erfuhr, sagt' ich für mich hin: einer mehr, einer mehr!"

„Geht dort nicht Herr Volkmar über den Feldweg?" fragte Raimund, der nur mit halbem Ohr der Rede des Alten gelauscht, und fuhr, ohne dessen Antwort zu erwarten, fort: „Doch ein wunderlicher Kauz! Begreift Ihr's, Wendelin, daß er mir, der blutend vor seinem Hause lag, Obdach darin versagte und mich hierher schaffen ließ?"

„Gut Kirschen essen ist nicht mit Anselm Volkmar", entgegnete Wendelin bedächtig, als überlege er jedes Wort, „indessen in der Sache thut Ihr ihm Unrecht. Die gnädige Gräfin wird es nicht zugegeben haben, daß Ihr in der Buschmühle auch nur eine Stunde bliebet — selbst auf die Gefahr hin, daß Euch das Fortschaffen schaden könnte."

„Die Beiden gönnen einander wohl nicht das Weiße im Auge?"

„Darüber ließe sich eine lange Geschichte erzählen."

„Aber Volkmar ist doch ein verständiger Mann; wer fesselt den Zufall? Was kann die Gräfin dafür, daß ihr Verlobter vor der Brautnacht gestorben? Hat es sie nicht vielleicht tiefer geschmerzt, als den Vetter?"

„Ja, darüber ließe sich erst recht einen ganzen Abend und eine ganze Nacht reden!"

„So redet doch, Wendelin!"

Der wandte sich schweigend ab, klopfte die Kohlen im Kamin in kleine und kleinere Stücke und sagte dazwischen: „Seht, Herr Werner, Jeder kennt hier im Dorfe und drüben in der Buschmühle die Geschichte, Jeder und Keiner. Es wagt eben Niemand davon zu sprechen, die einen fürchten die Gräfin, die andern Herrn Volkmar. Und der gnädige Herrgott bewahre Jeden, mit denen zusammen zu gerathen!"

„Wendelin, Ihr seid doch sonst ein muthiger Kerl und tragt das eiserne Kreuz — und Wärwölfe sind die Beiden auch nicht."

„Wißt Ihr's?" antwortete trocken der Alte.

Hier verließ Raimund der Ernst, der ihm im Lauf des Gesprächs die Stirn verschattet, und er brach in ein fröhliches Gelächter aus. „Das wird immer toller, aber es geschieht uns beständig so, je mehr wir nach dem letzten Grund eines Dinges forschen, desto wunder=

barer erscheint er uns. Die Gräfin ein Wärwolf, das ist doch noch etwas!"

„Ungläubig!" murrte Wendelin, „ungläubig sind sie alle! Warum scheute denn das Pferd, ein so gutes und frommes Thier, wie's keines mehr unter dem Himmel giebt?" Ja", — und er hatte seine Arbeit vollendet, sich aufgerichtet und schlich langsam mit nachschleppendem Fuß wieder zu Raimund's Stuhl: „Blut roch es, Blut!"

Wie verwandelt schien er Raimund, sein hageres, gefurchtes Gesicht mit dem militärischen weißen Schnurrbart, das sonst trotz seiner angenommenen mürrischen Maske seine ursprüngliche Gutmüthigkeit nicht verbergen konnte, streckte sich lang und spitz vor, wie der Kopf eines Raubvogels, der seine Beute erspäht, ein unheimliches Zucken lief darüber hin — oder war Alles nur eine Folge seiner krankhaften Phantasie? ein Widerschein halb des gelben Sonnenlichts, halb der dunkelroth glühenden Kohlen?

„Ja, horcht nur zu, es dämmert bald, das ist recht eine Geschichte für die Spukstunde. Ihr glaubt nichts Ueberirdisches, so löst dies Räthsel."

„Da bin ich neugierig", sagte Raimund mit äußerlicher Ruhe, so heftig ihm auch das Herz pochte, und rückte sich in seinem Sessel zurecht.

Hin und her schob noch Wendelin seine schwarze Sammetmütze, blickte in das Nebengemach, ob auch alle Thüren geschlossen und sie sicher vor Lauschern wären, rückte darauf einen Schemel sich mehr in die Mitte des Zimmers, stemmte die Füße auf den äußersten Rand des Kamins und begann.

„Die Buschmühle kennt Ihr —“

„Freilich“, entgegnete Raimund mit einiger Hast, denn er fürchtete eine bei den Urgroßvätern anhebende Erzählung, „die Leute haben mir auch mitgetheilt, daß die Mühle abgebrannt —“

„Angesteckt, Herr Werner, von dem Müller angesteckt, der nachher, da ihm die Gerichte nichts anhaben konnten, vom Teufel in den Sumpf gelockt wurde und jämmerlich darin erstickte. Lange blieb der Ort wüst, es traute sich Keiner recht, dort eine Ansiedlung zu versuchen. Da kam aus der Ferne —“

„Ein Mann, Gottfried Volkmar, ein reicher Mann“ —

„Schon wahr, nur wußte man nicht, wie er zu dem vielen Gelde gelangt, sein Bruder drüben im Dorf jenseit des Wassers, war ein armer Schlucker.“

„Und der kaufte das Gut und nahm zu und gedieh; Wendelin, wo steckt der Wärwolf?“

„Wartet nur. War Gottfried Volkmar ein tapferer

Mann, den keine Kugel, kein Hieb verwundete; an der Seite des gnädigen Herrn Grafen ist er im dichtesten Geschützfeuer gewesen und immer rein und blank hindurchgezogen. Beide liebten sich sehr, der Graf nämlich und Herr Volkmar, beide ein Herz und eine Seele, die Jahre trennten sie nicht, vielleicht war der Volkmar vier, fünf Jahre älter. Davon habt Ihr gehört, daß des Grafen Frau, die Baronin von Selbitz, nicht gut auf die Bürgerlichen zu sprechen war, nun Gott hab' sie selig, wir alle, will sagen: der Graf und ich und Herr Volkmar haben kein gutes Lied von ihr zu singen. Schön war sie, das müssen ihr alle lassen, schön wie die Pfingstsonne, und da der Graf sie liebte, tanzte er bald nach ihrer Weise. Heimlich noch, des Abends, wenn er von der Jagd heimkehrte, oder die Gräfin ihre Verwandten in der Kaltenburg bewirthete, schlich er nach der Buschmühle hinaus, um mit dem Kameraden von den alten lustigen Zeiten und einer gloriosen Zukunft zu plaudern. Damals spielten zwei Knaben auf dem Rasen vor dem Hause, Edgar, der Sohn, und Anselm, der Neffe des Gutsherrn."

„Da sind wir bei dem einen Ungethüm."

„Ihr werdet in einer kurzen Frist meiner Meinung sein", entgegnete mit unerschütterlicher Gewißheit der Alte, horchte nach der Thür hin, als rühre sich nebenan

der Vorhang des Fensters oder eine Spinne an der Wand, stieß mit der Spitze des einen Fußes einige Kohlen, die ihm zu nah verglühten, tiefer in den Kamin. — „Blondes Haar hatten beide Knaben, sonst gab es nicht, glaub' ich, eine einzige gleiche Faser an ihnen. Herr Volkmar tröstete sich, das Leben würde sie schon erziehen, den Trotz und den Jähzorn Anselm's bändigen und die willfährige Schwäche Edgar's stärken. Fürs Erste aber geschah nichts, Edgar war der Liebling der Aeltern und Anselm glich dem verlorenen Sohne. Ja, ein verwegener, tolldreister Bursche, er setzte über die höchsten Zäune, bis in die Wipfel der Eichen kletterte er nach Vogelnestern. Und wär's nur dabei geblieben! Klagen über Klagen kamen über ihn, heute hatte er den geprügelt, morgen den Lehrer unehrerbietig behandelt. Zuletzt ward er nicht mehr im Hause geduldet, er ward in die Stadt, in eine Pension geschickt. Da hörten wir lange nichts von ihm, er machte keine bösen Streiche, er wurde ein stiller, verschlossener Knabe. Zu Ostern, zu Pfingsten kehrte er wieder zum Oheim zurück, aber seine frühere Lustigkeit, die war weg, wie fortgeblasen. Er saß bei seinen Büchern oder streifte einsam im Wald umher. Er hatte schon damals im Gesicht, was mir nicht gefiel. Doch denk' ich, im Grund seiner Seele sah's besser aus, als in der Edgar's, der nun

auch stattlich heranwuchs, eine Schönheit wie ein Mädchen, mit feinen, kleinen, weißen Händen. Alle Leute sagten: er habe so sanfte Augen, mir war's immer, als schielte sein Blick; kurz, ich konnt' ihn nicht leiden und bei alledem war mir Anselm, der „Duckmäuser", wie sie ihn jetzt schalten, lieber."

„Wendelin, Ihr habt merkwürdige Neigungen —"

„Neigungen? Ja, da wird es noch besser kommen. Die Jahre gingen über uns alle dahin, eines Sommermorgens war die Gräfin todt und der Graf sein eigener Herr. Nicht viel später fanden sich Edgar und Anselm auf der Buschmühle wieder ein, der Erste nach einer großen Reise und der Andere war in der Hauptstadt der Provinz Militärarzt, doch wollte es mit ihm nicht recht vorwärts und noch krauser und einsilbiger war er geworden. Auch auf die Kaltenburg wurden die Beiden geladen, und bald hieß es, die junge Gräfin Beatrix werde Herrn Edgar Volkmar heirathen, dessen Vater auf dem verhexten Grundstück, wer weiß, mit welcher Hülfe, zum steinreichen Mann geworden."

„Liebte denn die Gräfin Edgar?"

Den Kopf auf den linken Arm gestützt, der auf seinem Knie ruhte, starrte Wendelin in den Kamin, alle Kohlen waren d'rin ausgeglüht... „Nein", sagte er, „das ist's eben, sie mochte ihn nicht leiden, sie liebte Anselm."

„Ah!“ machte Herr Raimund und drehte sich ganz von dem Fenster, durch das zuweilen noch seine Augen über das dunkler werdende, dämmerungsstille Feld hinausgeschweift, dem Erzähler zu.

„Ja, was sich nun weiter zutrug, davon redet man nicht gern“, meinte der Alte, hob den Kopf und legte seine Hände zusammen; „indeß, ich fürchte mich weder vor der Gräfin noch vor Herrn Anselm. Hussah, das war einmal eine wilde Jagd, als es den Beiden gelang, sich von den Andern zu entfernen — und mich der Satan zu der Tanne führte, unter der sie sprachen. Ja, der Satan, sag' ich! Denn Anselm sprang auf mich zu, riß mich bei den Haaren nieder und hielt die gespannte Büchse mir ins Gesicht. Da bat die Gräfin für mich, in einer Sprache, die ich nie gehört — und nun mußt ich schwören, stumm über Alles zu sein, was ich gesehen und vernommen; ich schwur's, kreideweiß, und sie waren davon, davon, als ob sie auf dem Sturmwind ritten, der durch die Bäume sauste. Hussah; wußtet Ihr schon einmal etwas, d'rauf der Tod stand, wenn es Euch entschlüpfte? Eine kuriose Empfindung; man wagt kaum zu schlafen, weil man denkt: du wirst's im Traum verrathen, man trinkt nicht, der Wein macht so redselig. Und dennoch die Lust, mehr zu erfahren! Ich belauschte jeden Schritt der Gräfin;

hatt' ich einmal mit dem Leben zu spielen angefangen, so sollt's ein ehrliches Spiel sein! „Wie siehst Du aus, Wendelin?" fragte mich der Graf, der mein verstörtes Wesen bemerkt. Sie stand gerade neben ihm, sie — und da öffnete sie ihre Wimpern und blickte mich an, Herr Gott, vergieb mir die Sünde! So mag der Satan geblickt haben, als er vom Himmel stürzte. „Nichts, Herr Graf", antwortete ich darum, „etwas Fieber gehabt!" Doch kann Niemand sagen, was am Ende daraus geworden, hätte am andern Tage nicht Anselm Befehl erhalten, in seine Garnison zurückzukehren. Ich athmete auf: die Sache ist vorbei. Nach wie vor setzte Herr Edgar seine Bewerbungen fort, der Graf war für ihn, Beatrix drohte ihm nur mit dem Auge. Damals gewahrte ich und die Andern, daß hinter seiner Gutmüthigkeit und nachgiebigen Schwäche ein gutes Stück Bosheit stecke, er war einer von denen, die ihre Zeit erwarten. Seine Mutter warnte ihn vor der Heirath mit der Gräfin; „laß nur", meinte er, „ich werde sie bändigen", und dabei besah er seine weißen, feinen Hände und lachte. Ob ihm die Schönheit des jungen Mädchens den Kopf verwirrt? Betrachtete er die Kaltenburg mit den habsüchtigen Begierden seines Vaters? Ja, während die ganze Umgegend sprach: „es wird nicht gut!" rief er: „und es geht doch an!"

Eines Abends begegnete er mir im Walde und fing ein Gespräch an, er redete aber gern mit den Leuten und verstand es, ihnen Gutes zu sagen. Kam dann auch auf seinen Vetter und die Gräfin; ich hielt an mich und der Schreck saß mir im Herzen, ich bin ein schlechter Lügner. „Denken Sie noch an die Jagd im September, Wendelin? Halloh, hübsche Jagd das!" „Zu Befehl!" „Sie müssen sich da ein Fieber geholt haben, Wendelin, sind mager geworden seitdem! Ja, Sie standen so nahe dem Sumpfe, unter der alten Tanne; nun, auf meiner Hochzeit trinken Sie sich in Burgunder wieder gesund. Gute Nacht, Wendelin, ich will noch mit dem gnädigen Fräulein reden." Da stand ich — am andern Morgen hieß es, die Beiden wären verlobt und das gnädige Fräulein habe ihr Wort gegeben. Ich wollt', mich hätte die Erde hinuntergeschluckt, mußte ich nicht für den Verräther gelten? Nicht aufzuschauen wagte ich, wenn ich ihr Gewand über die Treppen und in den Gängen des Schlosses rauschen hörte. Doch blieb sie unverändert, kalt, hochfahrend, blaß im Gesicht, mit der Drohung auf der Stirn. Kurz vor der Feier der Hochzeit befand ich mich zufällig in dem Zimmer, wo die drei, der Vater, die Tochter und Herr Edgar saßen; ich brachte dem Grafen einen Brief, — „ja", sagte da Herr Edgar, „jetzt bricht mein Vetter Anselm

auch einen Brief auf, ich hab' ihn zu unserer Vermählung eingeladen.“ Wäret Ihr zugegen gewesen, Herr Raimund, Ihr hättet mit mir über Edgar gerufen: Der ist todt! Auf den zusammengezogenen Augenbrauen des Fräuleins war sein Urtheil zu lesen. Die im Himmel aber müssen ihre besonderen Gedanken über die Erde und die Menschen haben, denn ich kann mich keines schöneren Herbsttages entsinnen, als der war, an dem die junge Gräfin vor den Altar trat. Ihre Verwandten hatten meist abgesagt, Zeugen der Feierlichkeit zu sein, doch standen die Menschen gedrängt in der Kirche, und der Pastor hielt eine erbauliche, rührende Predigt. Alle weinten darüber, alle Mädchen und Frauen, nur die Braut nicht. Und Keiner hat ihr Ja vernommen, allein der Pastor legte ihre Hände zusammen — und damit war's aus. Unter den Zeugen hatte ganz ruhig, als wäre nichts geschehen, Herr Anselm Volkmar gesessen, nachher den Brautleuten Glück gewünscht und seinen Vetter umarmt. Später, im Schloß, kam die Gräfin auf einen Augenblick aus dem Saal in das Vorzimmer, wie um Luft zu schöpfen, und es war zum Unglück Niemand darinnen als ich. „Ach, Wendelin“, sagte sie, „thut mir doch einen Gefallen und schließt den alten Pavillon auf, und bringt Licht hinein, ich gehe vielleicht am Abend da hinaus.“ Ihre Stimme

war fest und klar, und ihr Gemahl, der in eifersüchtiger Unruhe schon ihr nachgeeilt und auf der Schwelle des Saales lauschte, hörte jedes Wort so gut wie ich; dabei mußte sie ihn sehen, denn sie war vor den an der gegenüberliegenden Wand hängenden Spiegel gegangen und ordnete gleichmüthig etwas an ihrem Haar. Ihr lacht, weil all' das so gar nichts, so natürlich ist — um so natürlicher, weil ihre Mutter gern dort verweilt und sie mit ihrem Gatten morgen in der Frühe eine weite Reise antreten wollte — mir brannte der Kopf. Jeden Winkel durchstöberte ich in dem Pavillon, nichts Gefährliches fand sich, kein Messer, kein Eisen — eine unschuldige Guitarre, d'rauf die selige Gräfin zu spielen pflegte, eine der Saiten war zerrissen — ich selbst wusch die Gläser, ich füllte die Kristallflasche mit Wasser und zündete die Kerzen an. Wie ich dann wieder im Saal erschien, fragte sie lächelnd: „Fertig, Wendelin?" „Fertig", — da ging ein Blick, das ist zu viel, weniger als der Wink des Auges von ihr zu Anselm, der harmlos mit dem Grafen plauderte. Dies Nichts, dieser Schatten, dieser Hauch erschütterte ihn so gewaltig, daß er das Glas nicht mehr in der Hand halten konnte, sondern es auf den Tisch stieß; da zersprang es klirrend. „Ich gehe durch den Garten", sagte sie unbewegt, „wollen Sie mich begleiten, Edgar, und Sie, Oheim?"

Von ihren näheren Verwandten war nur der Baron von Selbitz auf ihrem Feste anwesend. So gingen die drei. Mich plagte Anfangs der Teufel der Neugierde, ihnen heimlich zu folgen, aber ich widerstand ihm und setzte mich unten, wo ein Theil der Dienerschaft tanzte und jubelte, still in eine Ecke. Mir war das Herz schwer; jedes Wort fiel mir jetzt wieder ein, was die Beiden unter der Tanne gesprochen — und solche Schwüre bricht man nicht, das fühlt' ich. Eine Stunde mag ich da verträumt haben, als der Baron den Kopf durch die Thür steckte und mir zuwinkte; ein Gesicht wie das eines Todten. „Wendelin, rasch", flüsterte er, „nach dem Pavillon. Wo steckt nur Anselm Volkmar?" Ich war schon auf, als er noch einem andern Diener zurief, den Grafen dorthin zu laden. Mitten während des Tanzes, die Musikanten bliesen Tusch und Alle stießen die Gläser zusammen und ließen das Brautpaar hochleben, ging ich aus dem Saal; sagt' ich es unbewußt halblaut oder stand's auf meiner Stirn: „der ist todt!" — genug, der Baron legte mir die Hand auf die Schulter, nie war sie mir schwerer geworden: „Kaltes Blut, Wendelin, und Schweigen!" Ich nickte nur mit dem Kopf; im Garten war es schon tief dunkel und schaurig, die achte Stunde vorüber. Halb offen stand die Thür zum Pavillon, aus dem Fenster schimmerte

das Licht — „Hinein! hinein!“ so stieß mich der Baron vorwärts.“

„Und da lag Edgar Volkmar todt auf dem verblichenen rothen Teppich?“

„Ihr sagt es, Herr Raimund: ja todt — das Gesicht noch von Zorn entstellt, den Mund ein wenig verzogen, als habe er zuletzt noch gelächelt, spöttisch, hochmüthig und furchtlos, wie sein Lächeln war, die Hand hielt er geballt.“

„Und sonst ganz heil, ohne Wunde?“

„In dem Zimmer war Alles so, wie ich's gelassen, kein Glas zersprungen, keine Kerze verlöscht, kein Tropfen Wasser verschüttet — nur die Guitarre, die auf dem Kaminsims gelegen, zerbrochen, das mußte aber so sein, denn Herr Edgar war fallend mit dem Hinterkopfe auf den Marmor und die kleinen eisernen Spitzen geschlagen, die, ein wenig niedriger als die unsrigen da, den Kaminherd unten einfaßten, die hatten ihm die Hirnschale zerschmettert, und bei der Erschütterung war die arme Guitarre herabgefallen — außerordentlich natürlich das Alles!“

„Wendelin, Ihr seid entsetzlich mit Eurer Beschreibung.“

„Sie ist genau wie ein Gerichtsprotocoll — „und ganz natürlich“, sagte der Beamte, der den Thatbestand

aufnahm; „sehr natürlich“, der Baron und „außerordentlich natürlich“, Herr Anselm Volkmar, der fünf Minuten nach mir mit den andern Gästen in den Pavillon kam, grad so finster, verschlossen, wie Ihr ihn kennt, und wie wir alle ihn damals schon kannten. „Ein Schlagfluß hat ihn getödtet“, sprach er nach kurzer Untersuchung mit ernster Stimme, Allen drang sie durch Mark und Bein. „Ach!“ schrie Gräfin Beatrix in den Armen ihres Vaters auf; sie schwankte, eine Ohnmacht umflorte ihre Augen, sie sah zu Anselm, zu dem Todten hinüber — „ach, die arme Guitarre!“ rief sie, dann mußte man sie auf das Sopha tragen.“

Die beiden Männer blickten sich schweigend an; draußen war die Dämmerung angebrochen, ihre Schatten fielen durch das hohe Fenster — im Gemach vermischte sich die Stille, die Schwüle der Luft mit dem Halbdunkel zu einem eigenen Ton . . .

„Und was geschah weiter?“ fragte nach einer Weile Raimund, nicht ohne Scheu.

„Weiter? Nun das Gericht kam — und da sagte der Baron aus, er habe die Vermählten bis zum Pavillon begleitet, sei auch eingetreten und habe mit ihnen geredet. Herr Edgar habe ihm einen Wink gegeben: er wolle allein mit seiner Frau sein, er sei aus Scherz nicht sogleich gegangen, da aber Herr Edgar in Zorn

gerathen, habe er sich entfernt, nicht viel später — zehn Minuten etwa darauf, sei ihm seine Nichte nachgeeilt, ihr Gemahl läge in Ohnmacht, und während sie, Hülfe zu holen, nach dem Schloß gerannt, sei er in den Pavillon zurückgekehrt, und das Uebrige sehe ja das hohe Gericht."

„Und war man damit zufrieden?"

„Habt Ihr etwas einzuwenden?"

„Wendelin, wie glaubt Ihr denn, daß es sich zugetragen?"

„Genau so, wie Ihr — es ist Gras darüber gewachsen, drei-, viermal; laßt es darunter und in Eurer Brust."

„Und seitdem hassen sich die Gräfin und Anselm Volkmar?"

„Wie zwei Kreuzspinnen, die denselben Fang gethan. Er hat seinen Oheim dahin gebracht, daß er dem Grafen die alte Freundschaft aufgekündigt, und wo er geht und steht, ruft er: Verderben den Kaltenburgs."

„Kommt einmal näher, Wendelin", — und da der Alte aufgestanden und dicht an seinen Sessel getreten war, fuhr Raimund flüsternd fort: „Gab es denn gar keinen Verdacht gegen ihn?"

„Verdacht? Hm, wenig, woher auch? Die Gräfin und der Baron konnten nicht wohl den jungen Herrn

Edgar auf das Eisen geworfen haben — und er? Ja, wer wußte denn die Geschichte vom Tannenbaum?"

Nun murmelte er einige unverständliche Silben noch vor sich hin, wiegte den Kopf hin und her: „Droben oder drunten wird Herr Edgar dem Grafen und seinem eigenen Vater Alles haarklein erzählt haben, und sie lachen vielleicht alle drei über die Dummheit und Blindheit der Menschen. Unter den vielen Komödien, die der Herrgott zu seinem Vergnügen spielen läßt, ist unsere Welt die schnurrigste."

Das Heranrollen eines Wagens, der vor dem Hause hielt, der Klang der Hausglocke unterbrach diese Betrachtungen.

„Wir bekommen Besuch", sagte Wendelin, „ich wette, es ist die gnädige Gräfin."

Raimund erhob sich, ihr entgegenzugehen, der Alte zündete indessen die Lampe an, als sei er nur dieses Geschäfts wegen im Zimmer.

„Wollen Sie sitzen bleiben, Herr Werner", drohte scherzend in der geöffneten Thür die Gräfin — nun stand sie in der Mitte des Gemachs, Angelika neben ihr. — „Guten Abend, Wendelin, immer fleißig?"

Eisig, unheimlich überlief's die Männer, die Munterkeit Beatricens, ihr von der Spazierfahrt sanft ge-

röthetes Gesicht boten einen zu grellen und unbegreiflichen Gegensatz zu jener dunklen That.

„Sie eine Mörderin!" dachte Raimund, „es kann nicht sein", — mit stummer Verneigung war Wendelin hinausgeschlichen.

„Nur auf einen Augenblick sind wir hier, Herr Werner, aber ich wollte doch wissen, ob der Arzt Recht hätte und mein Lebensretter gesund wäre."

„Sie übertreiben, gnädige Gräfin, die Gefahr, in der ich schwebte, wie den Dienst, den ich Ihnen geleistet."

„Glauben Sie ihm nicht, Angelika, es ist so, wie ich es Ihnen erzählt, ritterlicher Sinn und Bescheidenheit sind freilich immer vereinigt."

Ihren Stolz und ihre Kälte schien sie drüben in ihrem Schlosse gelassen zu haben, jungfräulicher und mädchenhafter war sie geworden. Angelika tauschte nur einen stummen Blick mit Raimund, ihre Schwermuth hatte zugenommen, noch tiefer senkte sie ihr Haupt und es bedurfte einer Anstrengung, wenn sie mit halbem Lächeln und kargen Worten auf die Plauderei der Gräfin einging.

Das ganze Gemach hatte Beatrix durchsucht. — „Der Oheim ist doch der Klügste gewesen", sagte sie, „das Haus ist so einsam, so kalt und ungemüthlich, er

wollte, daß Sie im Schlosse bleiben und Ihre Genesung dort abwarten sollten."

„Mein Dank hinkt beständig Ihrer Güte nach, aber ich befinde mich hier wohl und wechsle nicht gern die Wohnung."

„Angelika, welcher Eigensinn; wie schwer machen es uns die Männer, für sie zu sorgen."

„Vielleicht hat Herr Werner doch nicht Unrecht, gnädige Gräfin, wenn er dies Haus dem Schlosse vorzieht, für einen Kranken ist es wie bestimmt, still, ruhig —"

„Und nicht einmal den Sessel benutzen Sie!" rief jetzt Beatrix, und zeigte auf den hohen gepolsterten Armstuhl.

„Viel zu kostbar für mich!"

„Und Ihr Leben?" fragte sie mit sanftem Vorwurf, „das war wohl weniger kostbar, das konnten Sie für mich hinwerfen."

Noch blasser wurden die blassen Wangen Angelika's, zugleich aber mochte die Gräfin fühlen, daß ihre Empfindung sie zu weit geführt, hoch ins Gesicht bis auf die Stirn stieg ihr die Röthe und sie wandte sich ab. Da legte Raimund, zu Angelika geneigt, die Hand auf sein Herz; diese Bewegung ließ das junge Mädchen vor Freude zittern.

Indeß hatte sich Beatrix wieder gefaßt: „Der Arzt meint, Sie würden morgen ohne Nachtheil einen Spaziergang machen können, sehen wir Sie da im Schloß?“

Fast schien es, als wäre sie nur herübergekommen, ihn dazu aufzufordern; Raimund wagte nicht nein zu sagen, er ahnte, daß Angelika für seinen Widerspruch leiden müsse, und dabei quälte ihn der Gedanke, daß seine Einwilligung Beatricens Leidenschaft nur noch mehr entflammen möchte.

„Es dunkelt schon“, sagte sie bald darauf und erhob sich. Den Mantel, der von ihren Schultern herabgeglitten war, hing ihr Angelika fester um; unter dem Vorwand, sie möge dies und jenes noch an Herrn Wendelin ausrichten, schickte sie ihre Begleiterin voraus.

„War“, fragte Beatrix, während der leichtere Schritt Angelika's auf den hölzernen Stufen der Treppe verklang, „war Herr Volkmar in diesen Tagen bei Ihnen?“

Um ihn nicht anzusehen, knöpfte sie mühsam ihre Handschuhe zu.

Raimund hatte, als Angelika das Gemach verließ, in nicht geringer Sorge vor dem ferneren Verlauf des Gespräches geschwebt; diese Frage gab ihm seine Ruhe wieder.

„Nein, gnädige Gräfin; es wundert mich, ich stand zu ihm in leidlichen Beziehungen und solche Höflichkeit erweist man selbst Fremden."

Wenn er es nicht vermieden, sie schärfer zu beobachten, hätte ihm das Zucken in ihrem Gesicht, das Schwankende ihrer Haltung auffallen müssen — eine Last lag auf ihrem Herzen, aber sie suchte noch vergebens nach dem lösenden, befreienden Wort.

Ihn drückte die Stille, darum unterbrach er sie fast mit lustigem Ausruf: „Was kümmert mich sein Kommen oder sein Fernbleiben, Gnädige? Es muß auch solche Käuze geben — und vielleicht hat er überdies seine Gründe, gute Gründe!"

„Raimund!" Dies entfuhr ihr unabsichtlich, in ihrer Aufregung, sie hatte die Hände auf ihren Busen gepreßt. — „Fliehen Sie ihn, hüten Sie sich!"

„Aber" — wollte er erwiedern . . .

Ihr Auge ließ ihn verstummen, ein blendender, nicht zu ertragender Glanz, wie ein Strom von Licht, strahlte daraus und flutete über ihn hin.

In der nächsten Sekunde hatte sie den Schleier ihres Hutes niedergelassen und die Thür geöffnet: „Gute Nacht!" winkte sie ihm — trotzdem sie mit der Hand abmahnte, begleitete er sie hinunter in die Hausflur, der alte Wendelin stand dort, mit

abgezogener Mütze, unter dem Thorbogen der offenen Pforte.

„Wo ist Fräulein Angelika?"

„Sie geht draußen unter der Linde auf und ab, gnädige Gräfin."

„Gute Nacht, Herr Werner, schonen Sie sich!" Dies sagte sie in das Haus hinein — „gute Nacht, Wendelin!" Keiner hätte geglaubt, daß diese klare, sichere Stimme noch eben gebebt.

„Täuschte ich mich nur, Fräulein Angelika", fragte sie nach einer langen Weile, in der sie schweigend durch das Dorf gefahren und sich jetzt dem Burghügel näherten, „oder stand, als wir vor der Sternwarte einstiegen, nicht allzuweit von uns, im Schatten des vorspringenden Daches, wirklich ein Mann?"

„Mir war es auch so, als ich vor Ihnen hinaustrat, ich wagte mich sogar einen Schritt näher, aber es war nichts, es zerfloß wie eine Nebelwolke."

„Sonderbar, ich glaubte, es sei Anselm Volkmar!"

„Er ist ein Feind Herrn Werner's?" erlaubte sich Angelika schüchtern zu äußern.

Selbst in erregter Stimmung legte Beatrix diesem Wort keine besondere Deutung unter, es war ihr im Gegentheil willkommen, von dem zu reden, was ihre

Seele erfüllte, und doch den Schein zu bewahren, als folge sie nur einer Aufforderung.

„Anselm Volkmar“, entgegnete sie finster, „ist aller Menschen Feind; die haßt er zumeist, welche die Kaltenburg betreten. Ich weiß nicht, was er gegen Herrn Werner hat, wenn nicht, daß er mein — meines Oheims Freund ist.“

Da Angelika nicht antwortete, fuhr sie, ihren Kopf in die Wagenkissen drückend, selbstvergessen in schmerzlicher Bewegung fort: „Ich hätte nicht hierher zurückkehren sollen, ich lebte so glücklich in der Fremde! Wenn man zurück denkt — finden Sie nicht auch, Angelika, es vergißt sich so wenig im Leben ... Eine schwere Kunst, das Vergessen! Und daß in den Erinnerungen ein Bann liegt, der uns unwiderstehlich festhält, der das Auge wieder und wieder zu den Stätten zwingt — ach, eitle Träumerei! Wozu das Grübeln? Es geht Alles seinen verhängnißvollen Gang; sind wir denn mehr als Schatten, die an der Wand vorüberlaufen?“

Im Schlosse angekommen, verabschiedete sie die Gesellschafterin, eine ihr sonst fremde Milde wandelte sie an, dunkel empfand sie, was Angelika bei diesem Besuch gelitten: „Bleiben Sie ruhig in Ihrem Zimmer, Liebe“, sagte sie, „die Fahrt hat uns Beide

angegriffen, und dann — ich habe noch Briefe zu schreiben."

Rascher, als an diesem Abend, war Angelika nie die Treppe zu ihrem Gemach hinaufgeeilt, kaum nahm sie sich Zeit, ihren Hut abzulegen, eine Kerze anzuzünden, mit fliegender Hast entfaltete sie ein Blättchen, das sie während der Fahrt in der Hand zerknittert. — „Wenn Fräulein Angelika", stand in französischer Sprache darauf, „einen Freund vor Unheil bewahren will, möge sie heute in der neunten Stunde an der Steinbank unter den Buchen sein." Kein Name darunter, aber es war eine feste, männliche Handschrift, und Bedeutung mußte sie diesen Worten wohl beilegen, so seltsam waren sie in ihre Hand gerathen. Die Gestalt, die Beatrix vor der „Sternwarte" bemerkt haben wollte, hatte ihr selbst, wie sie unter die Linde vor dem Hause trat, einen Wink gegeben, als sie jedoch darauf zugegangen, war sie wie entschwunden und nur das weiße Blatt hatte auf der Erde gelegen. Niemand anders als Anselm Volkmar konnte es geschrieben haben, Anselm Volkmar erwartete sie unter den Buchen. Und „einen Freund vor Unheil bewahren" — leise, ganz leise nannte erst ihr Herz und dann ihre Lippen den Namen dieses einzigen Freundes. Ja wohl, einzigen Freundes! Träumerisch an dem Tisch stehend, die Hand darauf, starrte sie in die Flamme

der Wachskerze. Unter allen Männern, die ihr im Leben begegnet, hatte Raimund den tiefsten Eindruck auf sie gemacht, nicht ihr Auge war von seiner Erscheinung bezaubert, ihre Seele war von seinem Wesen gerührt worden. Möglich, daß in eigenartigen Naturen die Liebe aus den reinsten Träumen, einem von allem Erdenstaub freien Idealismus erwächst und eben das Höchste im Wahn des Menschen, die platonische Vermählung der Seelen ist; Angelika indessen fühlte sich zu Raimund aus dem einfachen Grunde hingezogen, weil er ihr am nächsten stand und sie sichtbar, zum Verdruß mancher adeligen Dame, auszeichnete. Allmählig lernte sie dann, auch in dem flüchtigen Umgang, der ihnen nur gestattet war, seine guten und edlen Eigenschaften schätzen, seinen männlichen Muth, seine Thatkraft und Heiterkeit. Ihr, dem vielfach zurückgesetzten Mädchen, konnte der Ritterdienst eines jungen Mannes nicht gleichgültig sein, von dem der Baron von Selbitz gesagt: „Schade, daß er nicht zu uns gehört, er verdiente es“; und da mußte ihre Herrin, Gräfin Beatrix, eine Leidenschaft für ihn fassen . . . In dem Herzen einer Frau befördert nichts schneller und mehr die Liebe, als die Eifersucht gegen eine Andere, sie ist ihr Sonnenschein und Regen zugleich. Wenn Angelika vor dem Balle geschwankt, welchen Namen sie ihrem Gefühl für Raimund geben solle:

ist's nur Freundschaft, ist's mehr? als er den Saal verlassen, Beatricens Lächeln mit ihm verschwunden war, wußte sie es. Was unsere Empfindungen hervorruft, Liebe in Abneigung, ruhige Freundschaft in eine heftige Leidenschaft verwandelt, ist zumeist in seinem letzten Grunde ein Nichts, ein halbes Wort, das Keiner verstanden, eine Wandlung des Tons, die Niemand gehört, eine Bewegung, deren Bedeutung Keiner geahnt — Keiner, außer uns ... und das ist Menschengeschick! Ob er ihre Neigung erwiederte? Nach seinem letzten Blicke, durfte sie noch zweifeln? Vielleicht ist die schönste Zeit der Liebe die, welche zwischen dem heimlichen, stummen Einverständniß der Herzen und dem ersten, halb von Scham und Schüchternheit erstickten „Ich liebe Dich“ verläuft. Ein freundlicher, rosiger Gedanke schwebte über Angelika's Stirn — „und wenn er Dir auch treulos werden und die Gräfin Dir vorziehen sollte, ist er darum weniger Dein Freund?“ sprach sie vor sich hin, aber sie glaubte nicht daran und wollte sich nur selbst bereden, daß sie keinen gerechten Vorwand habe, der geheimnißvollen Aufforderung nicht zu folgen. Der Reiz des Abenteuerlichen mischte sich unwillkürlich in die Sorge für den Freund; im Schlosse Kaltenburg galt Anselm Volkmar für eine Art Dämon oder Vampyr, das Böseste wie das Gefährlichste traute man ihm zu;

forderte man unter den vielen nichtigen, leeren und unbestimmten Gerüchten eine unbestrittene Thatsache, zuckten Alle die Schulter, allein dies Zucken schien zu sagen: wenn wir nur reden dürften! Die Aeußerungen Beatricens über ihn, die ersten, die sie vor ihr gethan, waren geeignet, Angelika's Neugier auf das Höchste zu spannen. — Die schwarze Kapuze ihres Mantels über den Kopf gezogen, schlich sie über den dunkeln Hof, durch die Gartenthür der Burg in die Buchenallee hinaus.

Auf dem Thurm der Dorfkirche schlug es neun Uhr und in der Furcht, zu spät an den bestimmten Punkt zu kommen, verdoppelte sie ihre Schritte. Von dem Gange glühte ihr Gesicht, als sie im schwachen Dämmer des Mondscheins auf der steinernen Bank, die Graf Otto zunächst sich selbst und dann allen Wanderern zum Ausruhen auf dem Wege vom Dorfe zum Schlosse zwischen den beiden ältesten und schattigsten Bäumen des Ganges errichtet, Anselm erblickte; bei ihrem Nahen erhob er sich. Die Umhüllung, die es, wie ein dunkler Rahmen ein zierliches Bildchen, umschloß, machte Angelika's Antlitz noch lieblicher, als es in Wirklichkeit, bei Tageslicht, war. Eine leichte Ueberraschung flog über Anselm's finstere Züge, er legte die Hand grüßend an die Mütze.

„Ich danke Ihnen, daß Sie gekommen sind, mein Fräulein. Wenn Sie nicht zu ermüdet sind, bitte ich Sie, einmal jenen Seitenpfad mit mir entlang zu gehen, ich werde kurz sein."

Angelika zog ihren Mantel fester zusammen und ging einen Schritt voraus, noch hatte sie kein Wort mit ihm geredet.

„Sie vertrauen mir doch?" fragte er.

Sie wandte sich nach ihm zurück und schaute ihn eine Weile mit ihren blauen, feuchtglänzenden Augen an: „Ich vertraue Ihnen", entgegnete sie.

Einen kurzen, scharfen Athemzug stieß Anselm aus, nun war er an ihrer Seite.

„Meine Aufforderung, mein Benehmen muß Ihnen seltsam erscheinen, Sie schelten mit Recht, daß ich mich in Ihre Verhältnisse dränge, vergeben Sie und verlangen Sie keine Rechenschaft für mein Thun. Denken Sie, ich sei irgend ein alter, von Ihnen vergessener und nicht gekannter Freund Ihres Vaters — ein Onkel aus Amerika meinetwegen, der die Laune hat, Sie glücklich zu wissen."

„O, mein Herr . . ."

„Pah, Sie wollen mich doch nicht glauben machen, daß Sie glücklich sind? Im Dienst, in der Willkür

Anderer — hartes Brod, das — hartes Brod! Ich kenne es, ich hab's auch brechen müssen!"

„Und hätten die Tugend und den Trost der Armen nie empfunden: Entsagung?"

Er lachte in unheimlicher Bitterkeit, die Angelika's Seele verletzte: „Auch ich war in Arkadien! Das gehört als Inschrift auf Leichensteine. Mag gut sein, wenn man alt ist, eine Vergangenheit hat — aber Sie! Aufrichtig, mein Kind, wünschen Sie nicht Freiheit, Liebe, Reichthum?"

„Wer begehrte sie nicht?"

„Gut, schlagen Sie ein", er hielt ihr seine Hand hin, „in diesem Handschlag biete ich sie Ihnen."

So kraus und wunderlich er war, auch für sie besaß er seine Anziehungskraft. „Ich meinte", sagte sie, „Sie hätten ernstere Dinge mit mir zu verhandeln, allein Sie sollen nicht von mir glauben, ich verstände keinen Scherz und sei eine Duckmäuserin, da ist meine Hand."

Aber sie gab sie ihm doch nicht, ein Zittern überfiel sie . . .

„Getrost, ich fordere nicht Ihre Seele!" rief Anselm — und halb gezwungen, halb freiwillig ruhte ihre Hand in der seinen.

„Ihr Freund", begann er wieder, „Herr Raimund Werner, wandelt einen schlimmen Weg. Ich hoffe, Sie

werden größere Macht als ich haben, ihn auf den geraden zurückzuführen, mehr Macht und mehr Interesse."

„Ich wünsche Herrn Werner das Beste, doch wogegen soll ich ihn warnen? Warum meine Warnung einen stärkeren Eindruck auf ihn ausüben, als die Ihrige?"

„Keine List, mein Fräulein! Mit falschen Karten spielt man nicht gegen Anselm Volkmar! Sie lieben ihn — still, unterbrechen Sie mich nicht, mein Kind — und er, pah, er ist im Stande, sich von der Gräfin blenden und verlocken zu lassen."

„Wenn sie ihn liebt, was bin ich gegen die reiche und vornehme Dame?"

„Nicht wahr — Entsagung? Sie könnten mit eigener Hand das Brautkleid für die Nebenbuhlerin nähen! Und halten das für gut und schön und erhaben! Puritanertugend, die zuletzt den Leib vertrocknet und die Seele dazu — das sind romantische Träumereien, die Sie ins Hospital führen. Es ist kein Sterblicher werth, daß sich ein Anderer für ihn opfert. Und dann, ich will, Sie sollen glücklich sein."

„Und doch sagten Sie eben, ich sei verliebt — verkaufen Sie auch Liebestränke?"

Anselm Volkmar stand still; wie ein mächtiger Axtschlag, der die schlanke Tanne bis in ihre Krone erbeben

läßt, hatte ihn der Scherz Angelika's getroffen, er athmete schwer, seine Zähne knirschten. Ihre Frage, was ihm fehle, bannte der gebieterische Blick seiner Augen, seine buschigen dräuenden Brauen auf ihrer Zunge.

Angstvoll lehnte sie an einen Baum ... Der finstere Nachthimmel, sternenlos — ein blasser Schimmer des Mondes, der sich durch die riesigen Wolkengebilde wie zwischen Abgründen hindurchdrängte und über Anselm's Gesicht hinstreifte, die entlaubten, im Winde ächzenden Buchen — ferne, gelbliche Lichtstrahlen, auftauchend im Dorfe, von oben her, aus den Fenstern des Schlosses herableuchtend, hier und dort auf den feuchten Wiesen ein tanzendes Irrlicht ...

„Es ist vorüber", ermannte sich Anselm, nur hatte sich seine Lustigkeit verloren. „Genug gescherzt! Fräulein Angelika, das Leben Ihres Freundes ist nicht mehr werth, als das eines Seiltänzers, der auf einem Seil zu unserm Kirchthurm hinauf wollte — nicht mehr werth, wenn er nicht von der Gräfin läßt. In Ihrem Willen, in Ihrer Liebe liegt sein Schicksal. Sie begreifen, diese Dinge kann ich nicht mit ihm abmachen; was ich vermeiden möchte, träte ein. Und er soll nicht sterben, ich will ihm wohl, ihm und Ihnen. Bauen Sie auf Anselm Volkmar, gewinnen Sie Raimund, heute, morgen, je schneller, desto besser — und damit, gute Nacht!"

Auf derselben Stelle, unter demselben Baume verweilte Angelika noch; als sie aufblickte, fand sie unter den vielverschlungenen Schatten der Nacht den seinen längst nicht mehr heraus, so sehr sie ihr Auge anstrengte.

IV.

Am andern Tage machte Raimund seinen ersten Besuch im Schloß, von der Gräfin wie von dem Baron ward er mit einer Freundlichkeit aufgenommen, die zumeist bei dem alten Herrn einen rührenden Zug hatte; er werde nie vergessen, daß er ihm das theuerste Kleinod seines Lebens, seine Nichte, gerettet, versicherte Herr von Selbitz wiederholt. Ohne weit über das allen Gebildeten gemeinsame Maß der Erkenntniß hervorzuragen, ohne den Anspruch auf Geist und besondere Bedeutung war Raimund ein liebenswürdiger, anregender Mensch, voll Phantasie und lebendiger Auffassung, im Streit nicht ohne Schärfe und Witz, unter den vielen jungen Edelleuten, die Beatrix umschwärmten, doch der Einzige, der ihr dem Geiste nach fast ebenbürtig oder, wie sie in liebender Verzagtheit meinte, sogar überlegen war. Uebersehen konnte ihn ein Frauenauge nicht gut; allmählig, unabsichtlich hatte Beatrix an ihm Gefallen genommen wie an einem Bilde, einer Statue, einer Erscheinung,

die uns bald entrissen wird und die wir deshalb um so genauer betrachten. Sein Trotz ihr gegenüber reizte sie, das Zusammentreffen bei dem Pavillon ließ sie befürchten, er wisse um ihre Vergangenheit; aber so, mit diesem dunklen Flecken, wollte sie nicht in seiner Erinnerung stehen — „es ist eine Laune von mir“, überredete sie sich selbst, „nur eine Laune, dieser Mann soll gut von mir denken.“ Genau glaubte sie berechnet zu haben, wie laut ihr Herz für ihn schlage, schlagen dürfe; der Zufall hatte ihre kluge Berechnung zerrissen — Raimund mußte sie vor einem lebensgefährlichen Sturze bewahren.

Vor Jahren, „als ich noch jung war“, pflegte sie zu sagen, war Beatrix das Opfer einer heftigen, zügellosen Leidenschaft geworden. Die Glut ihrer Gefühle, ihre brausende, jugendlich erregte Sinnlichkeit hatte sich in Kämpfen mit ihrem Vater, mit der Sitte, die sie brach, in den Armen eines Mannes verzehrt, dem sie damals mit abgöttischer Anbetung anhing. Ein schreckliches Erwachen war dieser Trunkenheit gefolgt, eine Umwandlung vollzog sich in ihr. Sie fing an, ruhiger und kühler ihr eigenes und der Andern Sinnen und Trachten zu erwägen, ihr gefiel der Spruch: im Umgang mit den Menschen bricht das Herz oder versteint. Aber diese Kälte und Strenge war doch nur wie die harte

Schale um einen edlen Kern. Nach wie vor empfand die Gräfin feurig und groß, wenn sie jetzt auch ihre Begeisterung zu verbergen und die Spröde zu spielen gelernt hatte. Eins indessen blieb ihr als Frucht ihrer Erfahrung, Abneigung und Verschlossenheit gegen die Männer. Scherzend warfen ihre Freundinnen oft die Frage auf, ob sie dieselben mehr fürchte oder verachte? Beatricens Adel und hoheitsvolle Erscheinung bezauberte leicht im ersten Eindruck, ihre kühle Höflichkeit hinderte jede freundlichere Annäherung. Der Dienst, den man ihr leistete, die Schmeichelei, die man ihr sagte, mochten ihr weder unangenehm noch gleichgültig sein, allein es konnte sich Niemand rühmen, daß sie ihm mit einem zärtlicheren Wink des Auges gedankt, sie behandelte alle gleich und machte keinen Unterschied zwischen denen, die ihr huldigten, und jenen, für die ihr Joch zu schwer geworden. Bis zu dem entscheidenden Spazierritt hatte darum Raimund's Bild sie nicht allzumächtig beschäftigt, es war eine jener Nichtigkeiten, welche die verlorene, müßige Stunde einer vornehmen Frau ausfüllen, und sie in einen süßen, romantischen Traum wiegen. Und wie es auch enden sollte, daß bis in seine späteste Zukunft ihre Schönheit einen sanften, die Erinnerung verklärenden Glanz werfen würde . . . ihr Spiegel, ihr Herz gaben ihr Recht. Stehe aber nur einer auf einem

Abhang, mit schwankendem Fuß! Je eifriger er sich aufrecht zu erhalten strebt, desto tückischer entgleitet ihm der Boden. Von Stufe zu Stufe, wohin hatte sie nun ihre Tändelei, die Blindheit der Glücksgöttin geführt? Zwar that sich weder ein Abgrund vor ihr auf, noch verwirrte die Leidenschaft ihren durch die Jahre und die grausamste Prüfung gereiften Verstand. Nach einem Sturm- und Gewittertage senkt der Wind oft ermattend seine Fittige, auseinander eilen vor dem Strahl der sinkenden Sonne, wie von den Fingern eines Engels berührt, die schweren, zusammengeballten Wolken, und mild in dem Frieden des Abends athmet die beruhigte Natur auf; ein solcher Friede war über sie gekommen. Er befriedigte ihre stolzen, leidenschaftlichen Wünsche nicht, aber er wiegte sie ein, um keinen Preis hätte sie diese Stille, die Seelenheiterkeit, in der sie sich jetzt so wohl und frei fühlte, die sie nach ihrem eigenen Ausspruch besser gemacht, aufgegeben — und doch, das Mittel, sie zu bewahren?

Konnte sie, eine geborene Gräfin, freiwillig Raimund Werner heirathen? „Es geht an", — freilich, wie viel Schranken mußten da noch übersprungen, wie viele Vorurtheile besiegt werden! Und war sie zu diesem Kampfe bereit? „Noch nicht!" sagte ihr die geheime, nie lügende Stimme in der Brust, „noch nicht!"

„Aber er bleibt uns ja“, — das tröstete sie und Angelika, als sich Herr Raimund nach einer in angenehmer Unterhaltung hingebrachten Stunde „auf Wiedersehen!“ empfahl. Keiner der beiden Frauen war es gelungen, was sie bedrängte und beseelte, in einem einzigen kurzen und doch für die Liebe verständlichen Worte anzudeuten, daran hatte theils die Gegenwart des Barons die Schuld — und dann, wie zurückhaltend war heute Herr Raimund gewesen, vor Beatricens Blick hatte er stets seine Augen niedergeschlagen oder zur Seite gerichtet — indeß das konnte nicht anders sein, entschuldigte sie ihn nachher vor sich selbst, er saß in der Sonne.

Und auch in den nächsten Tagen, da Raimund seinen Besuch wiederholte, kam es zu keinem Aussprechen, zu keiner gegenseitigen Annäherung. Mehr und mehr erblaßte vor Angelika das Schreckbild, das die wüsten und finstern Drohungen Anselm's ihr gezeigt; nach der ersten Ueberraschung fand sie ihre Rolle in seinem Plan häßlich und unedel; wenn Raimund sie nicht liebte, durfte sie seine Neigung zur Gräfin und sein Glück eigenmächtig und selbstsüchtig durchkreuzen? Sich ihm aufdrängen? Ihre Freundschaft wie ihre Weiblichkeit war durch Volkmar's Anerbieten verletzt; einen Augenblick hatte der dunkle Abend, ihre Furcht, der Dämon in ihm ihren

Willen überwunden, ihr war's, als hätte es sich um den Verkauf ihrer Seele gehandelt. Wem es das Loos bestimmt, in Unabhängigkeit und Dienstbarkeit zu leben, verliert den Muth eines fröhlichen, muthigen Kampfes um das Glück, kaum wagt er seine Wünsche zu ihm zu erheben, viel weniger die Hand verwegen danach auszustrecken, er erwartet den günstigen Wind, der ihm die Frucht in den Schoos schütte, und nennt seine angeborne Feigheit rechtfertigend „Fügsamkeit in das Unvermeidliche."

Zum Sonntag war die Woche so vorgeschritten, und nach der Predigt trafen sich beim Hinausgehen, in der Vorhalle der Kirche, Raimund und Angelika, nicht ganz zufällig, denn Wendelin war am vergangenen Abend in das Schloß gekommen und hatte, eben als Angelika über den Hof eilte, zu den andern Dienern geäußert: Herr Werner sei ein frommer gottesfürchtiger Mann, und werde morgen Gott für seine Genesung danken, worüber jene leichtfertigen Bursche gelacht, und der Alte hatte selbst zu ihr hinblickend sein Gesicht zu einer drolligen und doch wieder boshaften „Teufelsfratze" verzogen — „Teufelsfratze" oder „Gesichterschneider", so hieß er nun einmal bei allen jüngeren Leuten im Dorf und in der Burg.

Angelika erröthete und Herr Raimund hatte Mühe,

seinen Gruß ohne Verlegenheit anzubringen . . . zum ersten Mal wieder allein! Unbeschreiblich süß und wohlig ist solch' Zusammensein, gleichviel, ob es stumm oder beredt, es athmet Veilchenduft aus — und er wie sie, beide noch jugendlichen Sinnes, mit einem Herzen, dem die Erkenntniß des Daseins und der Welt noch nicht allen Schmelz, alle Schwärmerei und Begeisterung geraubt, waren, über den Kirchhof wandelnd, in der Stille des Tages, unter dem grauen bedeckten Himmel, dem nur in einzelnen Streifen die hinter den Wolken verborgene Sonne einen matten, gelblichen Schein verlieh, wie geschaffen, sich dieser Süße und ihrem berauschenden Hauche hinzugeben. Dazu schlugen die Glocken auf's Neue an, zu einem feierlichen Brautzuge, und sie mußten, seinem Lärm und Gewühl zu entgehen, in die einsamsten Pfade einbiegen . . . mit ihnen wandelte das Glockengeläut, in fernklingenden, allmählig austönenden Accorden.

Vieles hatten sie schon gesprochen, Nächstes und Fernstes, zusammenhanglos, um das Wort nicht zu erwähnen, das ungesagt auf ihren Lippen schwebte.

„Fräulein Angelika, ich erhielt gestern einen Brief von meinen Vorgesetzten, er ruft mich nach der Hauptstadt zurück, um ihnen persönlich Bericht über den Bau zu erstatten."

„Ach, Sie verlassen uns!“

„Nicht auf immer!“

Sie versuchte zu lächeln. „Auf Wiedersehen! Jeder sagt's — aber wie oft ist's nur ein verhüllter Abschied auf keine Wiederkehr.“

„Wollen wir wetten, daß ich um Weihnachten wieder im Schlosse bin?“

„Bei der Gräfin — das ist etwas anders.“ Und nun lachte sie wirklich.

„Freilich, aber ich bin mit meinen Geständnissen noch nicht zu Ende — ich will fliehen.“

„Fliehen?“

„Ich hasse das Abschiednehmen; ich werde dem Baron und der Gräfin einige Zeilen zurücklassen, meine hastige Abreise, gut oder schlecht, wie's geht, entschuldigen.“

„Und Sie hoffen dann noch eine Einladung zu dem Weihnachtsfeste? Viel Selbstgefühl und kühner Muth“ — parodirte sie, ihr Herz klopfte zu stark.

„Bei alledem — ich hoffe nämlich, daß die Gräfin in jenen Tagen mit Herrn Botho von Hülfskron oder einem andern wackern Edelmann verlobt sein wird.“

„Herr Werner.“

„Sie schütteln den Kopf? Sie glauben es nicht? Wie Gott will; meine Pflicht ist's, zu gehen.“

Eine Thräne brach durch Angelika's halbgeschlossene Wimper, dies ermuthigte ihn fortzufahren: „Ja, gehen — ein gutes Theil von mir wird immer hier bleiben, unter diesen Bäumen, in der alten Sternwarte. Ob die meiner auch denken werden, wenn ich fern bin?"

„Ich liebe den gefälligen Wahn, daß meine Erinnerung an ihn auch in dem Freund mein Angedenken und die Sehnsucht nach mir erweckt."

„Dann — dann werden wir keine Stunde getrennt sein, nicht auf eine Sekunde soll mein Schatten von Ihnen weichen."

„Vielleicht möchte es Herrn Werner doch eine unangenehme Ueberraschung bereiten, tauchte der meinige plötzlich neben ihm auf."

„Nie, Angelika. Das ist auch ein Manneswort."

In das Schloß hinauf wollte er nicht — „ich könnte der Gräfin begegnen", sagte er, „darum leben Sie wohl. Morgen in der Frühe reise ich." Hand in Hand standen sie. „Seh' ich Sie noch?" flüsterte er. „Am Abend, auf der Hochzeit, ich habe dem Bräutigam versprochen, zu erscheinen; auf eine kurze Zeit machen Sie sich frei, nicht?"

Wie sie ihm zuwinkte, fiel eine schlechtbefestigte Schleife von ihrem Gewand, eine Schleife von blauer Seide; die hob er auf, schon streckte sie die Hand danach

aus, er aber küßte sie, verbarg sie — „Addio!“ Da wußte Angelika, daß sie geliebt werde.

Während Raimund mit seinem Raube den Burghügel hinabfloh, Angelika ihm nachblickend all ihre besten Wünsche und Gedanken mit ihm sandte, weilte Beatrix in der Sternwarte, geschäftig in seinem Gemach.

Auch die Gräfin hatte von Raimund's Kirchgang gehört und seine Abwesenheit benutzt, einen längst gehegten Plan auszuführen. Viel zierliche und geschmackvolle Kleinigkeiten, wie sie Männern gefallen, hatte sie sich aus der Hauptstadt schicken lassen, sein Zimmer damit zu schmücken. Die Diener, eine Magd, die mit Wendelin die Sternwarte bewohnte, hatten Alles hinaufgetragen, nun ordnete sie selbst. Ihr war die Arbeit ungewohnt, dieß Sorgen und Mühen für einen Andern. Zwei kostbare Blumensträuße hatte sie von dem Gärtner aus ihrem Treibhause gefordert, die steckte sie eben in die altmodischen, chinesischen Vasen, die auf dem Kaminsims prangten. Wie eine werkthätige Hausfrau kam sie sich vor, und schlug lachend in die Hände, wie ein fröhliches Kind, dem ein Scherz gelungen. Noch einen raschen Blick warf sie umher, ein wehmüthiges Gefühl trübte ihre innerliche Befriedigung: „wird es ihn freuen? Ach, armes Herz, wird dich sein Lächeln

belohnen?" Wiederholt hatte es an die Thüre gepocht, jetzt, wo Beatrix den Kopf wandte, sprang sie auf.

„Die Gräfin Kaltenburg", sagte eintretend Anselm Volkmar.

Ein Entrinnen war unmöglich — weit abseits vom Hause hielt ihr Wagen, Wendelin war ausgegangen, unten in der Küche arbeitete die Magd; sie hätte zum Fenster stürzen, es öffnen, um Hülfe rufen können... allein ihr Stolz ließ es nicht zu.

An den Kamin lehnte sie, ihr Antlitz hatte jeden Schimmer der Freude verloren, blaß, drohend schaute es aus ihrem kleinen, seidenen Hut.

„Vier Jahre nicht so zusammen! Vier Jahre!" Die Töne seiner Stimme klangen wie gebrochen und zugleich wie ein unterdrücktes, heiseres Aufschreien. „Ihnen bedeutet das nichts, Ihnen! Was kümmert Sie mein Elend? Daß Ihr grausames Spiel mein Dasein zerschlagen hat? Aber triumphiren Sie nicht zu früh, Beatrix, die Rache ist mein! So lange ich athme, hoffen Sie kein Glück!"

„Herr Anselm Volkmar" — und wie sie sprach ward ihre Haltung und ihr Ausdruck noch kälter und schroffer, „ich habe nichts mit Ihnen zu schaffen. Vier Jahre, Sie sagen es selbst, liegen zwischen dem Tage, wo Freundschaft uns verband, und dieser Stunde —

vier Jahre, genügten sie nicht, die Vergangenheit auszulöschen?"

„Bin ich denn ein Kind, das sich von Drohungen einschüchtern läßt? Ein Recht hab' ich auf Sie, ein Recht, unverletzlich, unweigerlich; soll ich Ihnen zurückrufen, wie ich es erwarb?"

Ihre Lippen öffneten sich bebend, ein Laut floh nicht darüber, aber ihr Auge bewahrte sein tiefes, loderndes Feuer.

„Und Sie sind mein! Ob Sie mich hassen, ob Sie mich lieben — mein, unauflöslich an mich gebunden! Das" — und seine Leidenschaft riß ihn hin — „das weißt Du, daß Dich Niemand vergißt, der Dich mit seinen Armen umschlungen, dem Deine Küsse eine wilde, tolle, verzehrende Glut eingeflößt! Starre nur, Du hast das Feuer entzündet, Du — nun laß es brennen! Die Welt verbrennen, Dich und mich!"

Es schien, als wollte er auf sie zustürzen, sie gewaltsam an sich pressen . . .

„Anselm", entfuhr es ihr da und sie erhob den Finger, „Du vergißt den Schatten, dort, hinter Dir, Edgar's Schatten" — und so mächtig war der Eindruck dieser Bewegung, ihrer halb geflüsterten Worte, daß Volkmar scheu das Gesicht zurückwandte, wie einer, der, von

unsichtbarer Gewalt bezwungen, das Gegentheil seines Willens thut. Und die Thür ging wieder ...

„Raimund! Raimund!" Die Starrheit ihrer Glieder löste sich, sie lag weinend, jauchzend, bewußtlos an seiner Brust.

Er konnte auch nichts, als „Beatrix!" stammeln.

Die Arme übereinander geschlagen, betrachtete sie Anselm: auf Bildern sieht man so unerbittliche Richter den letzten Schmerz derer beobachten, die ihr Mund zum Tode verurtheilt.

Allein mit stolzer Siegesgewißheit öffnete Beatrix ihr Auge, während es Raimund zulächelte, spottete es über Anselm: „Du bist doch der Betrogene!"

„Vergebung", sagte er, wie zur Antwort darauf, „ich störe — ich weiß aus Erfahrung, was folgt."

„Ah!" schrie Beatrix — in einem Blick trafen sich dann die Augen der Drei.

„Gräfin Beatrix", entgegnete in der unheimlichen Stille Raimund ruhig und gefaßt, „ich kenne meine Pflicht und Herr Anselm Volkmar gewiß auch die seinige."

„Tödte ihn!" sagte sie noch, ihm die Hand reichend; im wilden Wort brach ihre lang verhaltene Wuth hervor.

Schweigend verweilten die beiden Männer sich gegen=

über, bis das heftige Zuwerfen der Hausthür ihnen den Fortgang Beatricens anzeigte.

„Jetzt zu Ihnen, Herr Volkmar“, redete Raimund, „setzen Sie sich, wir können in aller Freundlichkeit besprechen, wo, wann und wie wir uns morgen die Hälse brechen.“

„Gut; sie will, daß einer von uns beiden nicht wieder aufsteht.“

„Ich verarge es ihr nicht, sie ist gröblich beleidigt.“

„Und Sie sind ihr Ritter! Und so kaltblütig! Was haben Sie in meinem Streit mit der Gräfin zu thun?“

„Gar nichts; Sie beleidigen eine Dame in meiner Gegenwart, ich schütze sie — also kurz, auf Pistolen, zehn Schritt; wir schießen zusammen, ein=, zwei=, dreimal?“

„Mir recht. Und der Ort?“

„Wo Sie wünschen.“

„Am Pavillon.“

Flüchtig schaute Raimund über ihn hin. — „Wohl, um neun Uhr Morgens. Herr von Selbitz wird auf meine Bitte mir sekundiren.“

„Ich werde einen Bekannten mitbringen.“

Raimund verneigte sich: „Abgemacht!“ erst jetzt zog er seine Handschuhe aus.

Ueber die Stirn und die Augen fuhr sich Anselm: „Merkwürdig, wie ähnlich Sie so meinem Vetter Edgar sehen, wie ähnlich!“

„Und am Ende könnt' ich dasselbe Geschick haben, das meinen Sie doch mit Ihrer Aeußerung? Nur berührt es mich nicht; lieber möcht' ich Sie fragen, Herr Volkmar, was mir die Ehre Ihres Besuches verschaffte?“

„Ja, so — ehrlich gestanden, ich bin nicht mehr in der Stimmung; vor dem letzten Gange hat Jeder noch seine Geschäfte, die beunruhigen mich ein wenig. Heut Abend, wie Göthe's Egmont sagt, bin ich der Sorgen ledig, der Furcht und jedes ängstlichen Gefühls — opfern Sie mir eine Stunde, kommen Sie in die Buschmühle hinüber, keine Ueberraschung, wie Sie mir hier geworden, erwartet sie dort.“

„Gut; für den ersten Theil des Abends bin ich versagt — wenn Ihnen zehn Uhr nicht zu spät ist...“

„Ich suche erst lange nach Mitternacht mein Lager.“

Damit trennten sie sich, kalt und förmlich, „ein sonderbarer Mensch“, mochte Jeder von dem Andern denken.

Langsamen Schrittes durchmaß Raimund sein Gemach, „welche Narren sind wir doch!“ sagte er ein- und noch einmal vor sich hin. Die Geschenke Beatricens, die Blumen in den Vasen fesselten seine Aufmerksamkeit,

er öffnete die Briefmappe, die Cigarrentasche — „wie freundlich ist sie!“ Dann wieder umstrickte ihn die Grübelei . . . „du kommst nicht von ihr los, trotz deines Willens, deiner Bemühungen; du liebst sie nicht und gehst für sie in den Tod. Getrost, du erfüllst eine Ehrenpflicht. Sterben, so jung schon sterben! Ah, ein wenig früher, ein wenig später müssen wir Alle hinab. Süße, arme Angelika — wahrlich, darum wäre es doch schade, wenn mich seine Kugel träfe“ . . . so durcheinander wirbelten seine Gedanken. Klarheit und Besonnenheit gewann er wieder, als er, sich aufraffend, einen ausführlichen Bericht über die Fortschritte des Eisenbahnbaus an seine Vorgesetzten niederschrieb, den Baron in wenigen Zeilen ersuchte, ihm in einer Ehrensache gegen Herrn Volkmar als Secundant zu dienen und, wie er in einer plötzlichen Erinnerung an Horaz ausrief: „nun zu Dir, süßlächelnde Lalage“, seine reiche Halskette, ein letztes Geschenk seiner Mutter, von der Uhr loskettete, ein kleines goldenes Kreuz daran befestigte, eine Rose aus Beatricens Strauß dazu legte, Alles in ein Kästchen verschloß und darauf schrieb: „Fräulein Angelika zum freundlichen Gedenken.“ Am Nachmittage ward Wendelin mit dem Brief an den Baron in die Kaltenburg geschickt, derweilen übte sich Raimund in dem Garten der Sternwarte mit seinen Pistolen ein, wiederholt traf seine

Kugel das Ziel; „wenn meine Hand morgen so ruhig bleibt" — er vollendete nicht und schoß weiter. Bei seiner Rückkehr fand ihn Wendelin noch in dieser Beschäftigung. „Ihr habt einen verwünscht sichern Schuß", sagte der alte Soldat mit einem Blick der Befriedigung und des Einverständnisses.

„Es macht sich. Und der Baron?"

„Morgen um Dreiviertel Acht wollen der Herr Baron in der Sternwarte sein."

„Sonst noch etwas?"

„Nichts. Die gnädige Gräfin haben einen Fieberanfall, Fräulein Angelika sitzt an ihrem Bett, und Alle erwarten, daß Herr Werner morgen noch nicht von uns reist."

„Wendelin, seid so gut und packt meine Siebensachen, die oben liegen, in den kleinen Lederkoffer."

„Zu Befehl. Also doch?"

„Nun, vielleicht bleibe ich auf immer bei Euch."

Auf der Hochzeit war Werner einer der Lustigsten, er lachte mit den Bauern, er tanzte mit den schönsten Mädchen. Die Gegenwart Angelika's durfte er nach Wendelin's Bericht nicht hoffen, und sie hätte ihn auch nur verwirrt, ihn zu einer unbedachten Aeußerung verleitet und seine Festigkeit gebrochen. „Noch war Alles, was zwischen uns geschehen, ein bunter Nebel, ein

Traumgebild", tröstete er sich, „lieg' ich morgen auf der Erde, mag sie in mir einen guten, ehrlichen Freund beweinen, ich habe ihre Seele mit keinem Wort vergiftet — ohne Gram kann sie auf die Stunden zurückschauen, die sie mit mir verlebt; wenn sie Hoffnungen genährt, dichter, fester können sie nicht gewesen sein als Sommerfädchen." Diese Betrachtungen begleiteten ihn über die Felder zur Buschmühle.

„Da bin ich", so trat er bei Anselm ein.

„Immer pünktlich."

„Was die Leute morgen für Gesichter machen werden! Heut plaudern wir friedlich und —"

„Ja, es ist drollig."

„Drollig, wie die ganze Welt, aber wie diese auch nothwendig, Herr Volkmar."

„Nothwendig?"

„Für uns beide wenigstens. In meiner Lage würde Herr Anselm Volkmar gerade so gehandelt haben, wie ich."

Ein weites, düsteres Zimmer mit dunkelgrünen Tapeten, Schränke und Tische von Nußbaumholz, die ledergepolsterten Sessel hatten nur kurze Lehnen, das Auffallendste waren auf einem Schenktisch in einer Ecke die silbernen Kannen, Becher und Schalen, an den kahlen Wänden hing kein Bild, nur ein schmaler Spiegel in einem verblichenen Rahmen.

„Trinken wir ein Glas Wein“, sagte Anselm, „das wird Sie erwärmen, es ist kalt heute, und die Unterhaltung fließt leichter beim Wein.“

Raimund rückte seinen Sessel näher an den Tisch, während Anselm die Gläser füllte.

„Guter Tokayer, ich versichere Sie, noch aus meines Oheims Weinkeller.“

„Vortrefflich; Sie haben da eine herrliche Erbschaft gemacht.“

„O ja; ich bin neugierig, wer sie nach mir genießen wird, und wie.“

Die silberne Lampe brannte dunkel zwischen ihnen, Anselm wollte sie höher schrauben, aber sein Gast bat: „Lassen Sie, ich liebe die Halbschatten in solch' alterthümlichen Gemächern.“

Mit dem Finger malte der Eine nun Buchstaben und Formen auf die Tischplatte, der Andere folgte den Rauchwölkchen seiner Cigarre.

„Wie wird die Hexe im Schloß lachen und tanzen, daß wieder zwei ehrliche Leute ihretwegen einen Narrenstreich thun!“ unterbrach Anselm gleichsam seinen eigenen Gedankengang.

„Herr Volkmar, wenn ich bleiben soll, keine Silbe mehr über die Gräfin; Sie verleumden sie, weder lacht noch tanzt sie, ein Fieber hat sie ergriffen.“

„Ein Zeichen, wie Sie geliebt werden.“

Das war der Ton tiefster und schmerzlichster Bitterkeit, er stützte den Kopf in die Hand und wehrte mit der andern Raimund's Erwiederung ab. „Es ist nicht meine Schuld, daß wir uns so gegenüber stehen, nicht meine Schuld! Verhängniß, Nothwendigkeit — und ich glaubte, Sie würden wider diese Sirenenblicke gefeit sein, als hätt' ich nicht an mir selbst erfahren, was sie vermögen! Ich hatte es gut vor mit Ihnen und mit einer Andern, im Angesicht des Todes kann man sich seiner Vorsätze und seiner Tugenden rühmen.“

„Ich verstehe Sie nicht ganz, Herr Volkmar, und höre nur eins heraus: Sie lieben Beatrix.“

„Himmel und Hölle!“ so sprang er in die Höhe, „ich liebe sie, rasend, abgöttisch! Wie dem Satan würde ich sie dem Herrn streitig machen!“

„Und darum ein Duell auf Leben und Tod.“

„Begreifen Sie nicht, daß Sie sterben müssen!“

„Ich begreife — aber Sie deuten es nicht übel, wenn ich mich zu wehren versuche.“

Der leichte Spott gab Anselm seine Kälte und Unheimlichkeit wieder, sich setzend, sagte er nur: „Sie kennen Anselm Volkmar nicht, der Scherz erstürbe sonst auf Ihrer Lippe.“

„O“, entgegnete Raimund und warf das Ende

seiner Cigarre in den Aschbecher, „desto neugieriger bin ich, ihn kennen zu lernen."

Einen Schlag that Anselm auf den Tisch, daß die Flamme der Lampe hell aufschlug und die Gläser klirrend zitterten . . . „Wendelin hat Ihnen Alles erzählt!" Noch entfuhr ihm ein wilder Fluch, Raimund aber, der aufstehen wollte, drückte er in den Sessel zurück: „So gehen Sie nicht von mir, mit diesem Bilde, das Ihnen der alte Schwätzer von mir entworfen! Keiner kennt Anselm Volkmar, und hat auch kein Recht auf diese Wissenschaft, Sie freilich, denn Sie stellen sich seiner Kugel."

„Daß ich es thue", antwortete Raimund in plötzlichem Ernst, „beweist Ihnen, was ich von Gerüchten halte."

„Ist also gleichsam eine Ehrenerklärung!" lachte Anselm. „Danke bestens; aber trinken Sie doch, worauf nur gleich? Was wir lieben, was wir wünschen . . . das ist so landläufig, für die Philister, die nichts lieben und nichts hassen. Aufs Verderben dieser Welt!"

„Gern; ich schätze ihre Einrichtung nicht einen Strohhalm werth."

„Sind auch arm geboren, in jämmerlichen Verhältnissen, mit ehrgeizigem Herzen?"

„Leidlich arm, aber ich lebte mit meinen Aeltern, ich

war ein einziges Kind, und meine Mutter eine fröhliche, muntere Natur."

„Welch Glück! Man ist so gut unter den Flügeln der Mutter geborgen! Ich mußte durch eine härtere Schule, ich hing von der Gnade meiner reichen Verwandten ab; in der Hütte meines Vaters wäre ich ein Ackerknecht geworden, ein ehrlicher Kerl — wir sind nichts, wir vermögen nichts, die Verhältnisse thun Alles, die Erziehung. Ich wußte so viel wie mein Vetter Edgar, ich war gewöhnt, dieselben Bedürfnisse und dieselben Wünsche zu haben, wie er, allein er erhielt Alles ohne Bitte als ein Recht, mir wurde es geschenkt. Gnadenbrod essen ist bitterer als Tod! Hart um den Selbstmord irrten in schlaflosen Nächten meine Gedanken, wie Falter um das Licht. Arbeit, Lectüre bewahrten mich davor, ich las von Menschen, die aus Niedrigkeit zu allen Ehren emporgestiegen, ihnen wollt' ich nachahmen. Was ist gut, was ist böse? Gibt's eine ewige, unwandelbare Gerechtigkeit? Metaphysische Grillen! Trinken wir, Herr Werner — Fräulein Angelika soll leben, darauf stoßen Sie doch an?"

„Sie möge glücklicher werden als wir Beide."

„Frommer Wunsch! Haben Sie hienieden je die Tugend belohnt und die Sünde bestraft gesehen? In dieser Welt des Scheins, was kann triumphiren als der

Schein? Ich bin ein hartgesottener Sünder, nicht wahr? Nun, ich erwarte den Augenblick, wo mir die fleckenlose Tugend erscheint. Rang, Reichthum wurden so mein Streben, es konnte nicht ausbleiben, daß ich meinen Vetter beneidete. Regungen giebt's in der menschlichen Seele, die nur der versteht, der sie empfand — stand einmal zwischen Ihnen und einer großen Aussicht, einem unermeßlichen Erbe hindernd ein Mensch?"

„Nie."

„Schade! Ich könnte mir das Weitere dann ersparen; ahnen werden Sie's, daß Edgar und ich Todfeinde sein mußten."

Raimund nickte.

„Wir haben uns ehrlich gehaßt, lange bevor sie zwischen uns trat. Und damit wird die Geschichte alltäglich; abgestandener Wein, gießen Sie doch Ihr Glas aus! Die zwei feindlichen Brüder . . ."

„Und Sie wurden geliebt?"

„Ich wurde es." Irr, unstät schweifte sein Blick über die Wände, als suche er den letzten Schatten des verlorenen Glücks. „Selige Tage! Damals war Beatrix noch nicht die steife, kühle Dame, die Sie kennen, sondern eine leidenschaftliche, stürmisch erregte Mädchenseele, mit der meinen wahlverwandt. Wie ein Thor hat Edgar gehandelt, daß er in dies Feuer seine

Hand gelegt. Sie sehen mich fast mitleidig an, Herr Werner, Sie haben Fischblut in den Adern, Fischblut! Nachher, als es vorüber war, stieß ich mir freilich den Kopf an die Wand und pries die glücklich, die ihren Weg ruhig und still gehen, von keinem Drange belästigt. Aber sitzen Sie mit loderndem Blut nur einsam in Ihrer Studirstube, mitternächtig, bei der Lampe, halb und halb wie Faust, und ein Bote kommt athemlos und bringt ihnen ein Wort der Geliebten: „Ich bin Edgar's Verlobte, rettungslos verloren, er weiß, wie ich Dich liebe!“

Schwer athmend senkte er den Kopf auf die Brust, als sei er innerlich gebrochen, mit lässig herunterhängenden Armen saß der sonst so stahlkräftige Mann.

Immer unheimlicher ward es Raimund: „Lassen Sie das Uebrige“ —

„Oho, Sie denken wohl gar, ich scheute die Gespenster!“ Er riß an der Klingelschnur. „Mehr Wein!“ rief er dem eintretenden Diener zu und ging an das Fenster. „Ein bezogener Himmel, es gibt Regen morgen früh.“ Inzwischen hatte Jener ein paar Flaschen noch auf den Tisch gestellt.

„Kannst schlafen gehen“, sagte ihm Anselm. „Ich brauche Dich nicht mehr.“ Und zu Raimund dann: „Von allen Thaten, die ich gelesen oder gehört, hab' ich

stets das letzte Fest der Girondisten am meisten bewundert. In Sokrates Tode liegt eine gewisse Seelenruhe, etwas Pastorenhaftes, übrigens war er ein alter Mann; bei jenen aber vereinte sich mit Jugend und Geistesgröße eine erhabene Tollheit, das dunkle Bewußtsein, daß man die Komödie des Lebens eben mit bacchantischem Spiel beschließen müsse. Allons enfants — hole, wer will, den übrigen Trödel! Ja so, Ihr Blick fragt mich nach dem Ende meiner Geschichte! Von Ihnen oder von mir wird sie morgen vergessen sein."

Er schenkte die Gläser noch einmal voll.

„Es war eine traurige Hochzeit und das Drolligste der Schlußact, von dem Edgar mit seinem hämischen Lachen sich nichts träumte. „Er wird mich nie besitzen", hatte sie zu mir gesagt, als sie in die Kirche trat, und — „komm' nach dem Pavillon", als sie hinausging. Sie war ein entschlossenes Mädchen; ihr Oheim hatte ihr den Vorschlag gemacht, durch einen ehrlichen Zweikampf sie von dem verhaßten Bräutigam zu befreien. „Laß' nur", antwortete sie, „mein Mittel ist stiller." Den Pavillon kennen Sie, den rothen Teppich. Dort sprach sie mit ihm: „wir reisen morgen, Edgar, auf der ersten Station trennen wir uns auf Nimmerwiedersehen"; er lachte, in diesem Augenblicke trat ich ein. — „Da ist Anselm, ihm gehöre ich; Edgar, ich bitte Dich,

laß uns in Frieden und ohne Blut scheiden." — „Will mein Herr Vetter vielleicht zusehen, wie ich Dich küsse?" fragte er lachend. „Rühr' mich nicht an", flüsterte sie noch und winkte mir mit den Augen. Ein wenig erbleichte er doch, er glaubte ein Messer in ihrer Hand zu sehen — da hatt' ich ihn schon am Halse, wie man einen Wolf packt, und sein Halstuch — er war ein Stutzer und hatte es so eng in den kunstvollsten Knoten gezogen — er stöhnte noch — und dann, dann überschlug er sich auf die Marmoreinfassung des Kamins. „Anselm", schrie sie — und aus! Exeunt omnes! Welch eine jämmerliche, nichtsnutzige Puppenkomödie ist das Leben! Starren Sie nicht in den Winkel, er ist nicht dort, Herr Werner! Nur zuweilen ist es mir, als hört' ich ihn dicht neben mir lachen, so recht aus voller Kehle! Und ich lache dawider ... Rette sich wer kann, das ist der Wahlspruch Aller in dem Schiffbruch, der Dasein heißt."

Und da sich jetzt nichts regte, weder drinnen noch draußen, ein Mondstrahl durch die Scheiben blickte und an der gegenüberliegenden Wand im Widerschein sich zeigte, erhob er sich dröhnenden Schritts und schloß die Laden des Fensters. Noch mit dem Schließen derselben beschäftigt, sagte er: „So hab' ich Beatrix erworben; man hat gefragt, wem gehört ein Weib? Gehört mir

dieses etwa nicht? Und Sie wollen sie mir entreißen, Sie! Was ist mir das Leben? Aber sie soll nicht glücklich sein, bei allen Dämonen nicht, und müßt' ich die That noch einmal thun!"

„Feige werden Sie mich nicht nennen, Herr Volkmar, wenn ich Ihnen einen Irrthum nehme; die Genugthuung, die ich fordere und haben will, mit Ihrem Blut, ich fordere sie nicht als der Geliebte der Gräfin: aber Sie haben in meiner Gegenwart eine Dame beleidigt, die mir Gutes erwiesen. Allein Ihr Nebenbuhler bin ich nicht, ich liebe die Gräfin nicht — ich werde sie niemals lieben."

Den letzten Riegel hatte Anselm vorgeschoben, langsam näherte er sich Raimund, wie er ihm die Hände auf die Schultern legte, funkelten seine Augen; „Niemals? Auch wenn ich hinüber?"

„Nie. Ich bin ein Bürgerlicher, ein armer Mann — die Gräfin heirathen? Ich mag weder der erste Diener, noch der Liebling einer Frau sein. Im Uebrigen graut mir vor den Amazonen."

„Das heißt Alles nur — Sie lieben eine Andere!"

„Richtig. Beichte für Beichte — wie sagten Sie doch: morgen ist es ein Nichts? Ich liebe Angelika!"

„Bravo!" lachte gellend Anselm; „bravo!" Und er trommelte mit seinen Fingern auf dem Tische, daß die

Flaschen tanzten. „Trinken Sie noch einen Zug auf den Weg! Fort den Plunder", und er warf das Glas an die Erde. „So oder so! Sie wird nun auch den Schmerz verrathener Liebe kennen! Eine höchst drollige Geschichte! Das wird morgen um diese Zeit ein Tuscheln, ein Zischeln sein! Schade, daß ich das Gesicht der gnädigen Gräfin Beatrix nicht mehr werde zu sehen bekommen!"

Er selbst reichte Raimund Hut und Mantel, er begleitete ihn bis an das Außenthor des Gehöftes; auf den Nachtgruß Raimund's nickte er nur mit dem Kopf. Wie der aber, betäubt, aufgeregt, wie von tausend Irrlichtern und Gebilden umtanzt, durch die Dunkelheit dahinschritt, glaubte er hinter sich einen schweren Fall zu vernehmen, ein heftiges, ängstliches Weinen — und der leise wehende Nachtwind trug einen Namen an sein Ohr ... „Beatrix!" flehend, schmerzlich, als ob alle Saiten einer Aeolsharfe plötzlich rissen, als ob ein Sterbender ihn gesprochen und den Mund dann auf ewig geschlossen.

Am andern Morgen, zur bestimmten Zeit, ging der Baron von Selbitz, mit kummervollem Gesicht in dem Mittelzimmer der Sternwarte auf und nieder, Raimund, zu spät erwacht, war eben erst mit seinem Anzuge fertig geworden und ordnete noch in seinen Papieren.

„Armer, junger Mann", sagte der alte Herr, „daß auch gerade Sie in diese Tragödie hineingerathen mußten!"

„Ich oder ein Anderer, gleichviel; sagen Sie mir lieber, statt mich zu bedauern, wie geht es der Gräfin?"

„Besser, am Körper wie in ihrer Seele, sie hat in der Nacht lange mit Fräulein Angelika gesprochen, viel geweint — aber die Thränen scheinen sie beruhigt zu haben."

„Nun wohlan denn, an unser Tagewerk!"

Am Pavillon waren sie die ersten; der Baron suchte den geeignetsten Platz für die Stellung der beiden Kämpfer aus, maß die Entfernung. Darüber schlug im Dorf die neunte Stunde und die Sonne zerstreute den feuchten Nebel, aber weder Anselm noch sein Secundant zeigten sich. Eine ihm unerklärliche Unruhe bemächtigte sich Raimund's. —

„Sie werden blaß", sagte ihm Selbitz.

„Herr Baron, ich that Unrecht, gestern Nacht von dem Manne zu gehen und ihn allein zu lassen — er ist todt."

„Sprächen Sie wahr!"

Einige Minuten verweilten sie noch unter den Tannen und beschlossen dann, sich nach der Buschmühle zu begeben; zum Beweis, daß sie dort gewesen, legte der

Baron in seiner peinlichen Gewissenhaftigkeit seine und Raimund's Visitenkarte auf einen Stein, sein Messer darüber: „Sie könnten doch noch kommen", meinte er.

Als sie indeß die Anhöhe hinabgeschritten waren und auf dem freien Felde entlang gingen, trafen sie Wendelin im vollen Lauf, ein anderer Mann war mit ihm.

„Da sind wir", rief Wendelin schon aus der Ferne.

„Herr Werner", sagte sein Begleiter, „mein Herr läßt Ihnen einen guten Morgen wünschen und Sie und der Herr Baron möchten es nicht übel deuten, daß Sie den Spaziergang umsonst gemacht, übrigens nehme er sein Wort mit auf seine Reise."

„Und —"

„Und dann hab' ich noch einen Brief an Fräulein Angelika im Schloß abzugeben —"

„Aber Dein Herr, aber Herr Volkmar?"

„Ja so — Herr Volkmar gab mir um sechs Uhr diese Aufträge, um sieben war er todt."

„Todt?"

„Er wird am Schlagfluß gestorben sein, wie sein Vetter", sagte Wendelin mit einer Mischung von Bosheit und entsetzlichem Humor. „He, guter Tod das, nicht wahr?"

„Ja — am Schlagfluß! Der Arzt hat es so genannt und lateinisch dazu."

„Griechisch, Bursche: Apoplexie“, redete der Baron mit wiederkehrendem Witz. „Sie sterben alle regelrecht, die Volkmars!“ Darauf nahm er doch seinen Hut ab: „Gott sei ihm heute gnädig, wir bedürfen vielleicht morgen seiner Gnade, denn das Dasein ist ein Räthsel und wir sind Sünder allzumal.“

„Amen“, sagten die Andern; die Sonne hatte auch die letzten Nebel zerrissen.

* *
*

Es geschah aber doch, wie Raimund es Angelika prophezeit, er war zu Weihnachten auf der Kaltenburg und feierte dort seine Vermählung mit ihr, die jetzt eine reiche und vornehme Dame geworden, wie Gräfin Beatrix, denn Herr Anselm Volkmar hatte ihr die Buschmühle und den größten Theil seines Vermögens vermacht, um, wie es in dem Testament hieß, das er zwei Tage noch vor seiner ersten und einzigen Unterredung mit ihr dictirt, wenigstens eine Seele auf Erden zu lassen, die Zeugniß für ihn bei den Nachkommen ablegen könne. Beatrix hatte sich entsagend gefaßt, sie selbst befestigte den Kranz und den Brautschleier in Angelika's Haar — „wir wollen gute Nachbarn sein“, sagte sie zu Raimund bei dem Feste. Auf eine Weile war sie dann aus dem Saal verschwunden, die Freude,

der Jubel, Angelika's Glück trafen sie doch ins Herz. In ihrem Gemach saß sie eine Weile stumm, das Gesicht in den Händen, ein kleines Päckchen Briefe, von rothseidenem, verblichenem Bande umschlungen, lag auf ihrem Tisch, eine Stunde vor ihrer Trauung hatte Angelika sie ihr gegeben: „Herr Volkmar hätte es so gewollt", — noch hatte sie das Band nicht gelöst, sie wußte ja, was es umfaßte, waren es doch ihre Briefe, hatte doch einst ihre Liebe darin geathmet. Ihr war's, als könnte sie auswendig jedes Wort hersagen, oder als zeichne eine unsichtbare Hand es mit feurigen Zügen in die Luft, an die Wand; endlich widerstand sie dem geheimen Zuge nicht, sie löste das Band, mit ihren Thränen fielen die Briefe in ihren Schoß, auf dem ersten sah ihr umflortes Auge seine Schriftzeichen: „Ich halte meinen Schwur", las sie, „wenige Minuten vor dem Tode berausche ich mich in Deinen Briefen, Dein Angedenken wird mich begleiten: wenn wir auferstehen, wird mein erster Ruf: Beatrix! sein. Erinnerst Du Dich noch des tollen Entschlusses, den wir einmal faßten, als Alles verloren war, zusammen zu sterben? Es wäre das Beste gewesen, Liebchen, das Beste! Leb' wohl — zwei Dinge giebt's, die von allen Leiden befreien, bittere, aber doch herzstärkende Mittel: Gift oder Entsagung. Ich habe das Eine, übe Du die andere.

Du kannst es, denn der Schatten Edgar's ist gesühnt, und was von zehntausend Frauen nicht eine von sich zu rühmen vermag, Du darfst es: Du wurdest geliebt — und geliebt bis über den Tod hinaus."

Das las sie zwei-, dreimal, sie küßte das Blatt, eine schmerzliche, tieftraurige Resignation erfüllte sie ganz. — Es klopfte leise ...

„Wo bleiben Sie nur, Gräfin?" fragte Angelika's fröhliche Stimme.

„Ich komme, meine Freundin! So, da bin ich!"

Und in dem großen Rittersaal spielte die Musik einen freudigen Festmarsch.



Auf stiller Haide.



I.

An einem Augustabend, im ersten Beginn der Dämmerstunde, ging ein Wanderer einen einsamen, stillen Weg.

Wäre ihm einer entgegengekommen, würde ihm an dem noch jugendlichen, schlanken Mann nichts aufgefallen sein, als daß er eben nach seiner Kleidung und noch mehr nach der freien und nicht ungefälligen Weise, in der er sie trug, ein Reisender aus den sogenannten „bessern" Ständen sei, der zum Vergnügen eine Fußtour durch die Insel machte — einen Spaziergang nach jenen Buchenwäldern, deren mächtige Stämme der Epheu umrankt, dem dunkeln, tiefschwarzen Moorteich und den kreidigen, von fern wie gediegenes Silber schimmernden Uferfelsen, die dies nordische Eiland in den blauen Wogen der Ostsee ebenso eigenthümlich schmücken, wie ihre Palmen, ihr Vulkan, ihre gesunkenen griechischen Tempelsäulen unten im Süden die liedergefeierte Insel Sicilien.

Für ein durch landschaftliche Schönheiten verwöhntes Auge, das viel gesehen, für ein Gemüth, das sich nur wenig von dem Schauer und dem Reiz der Einsamkeit berührt fühlt — und beides schien der Wanderer zu besitzen — bot die Gegend umher nichts Anziehendes.

Ein langgedehnter schmaler Haidestreifen, der den eigentlichen Leib der Insel mit einer nach Norden sich ausstreckenden Halbinsel verbindet ... weder vorwärts noch rückwärts schauend, kann der Blick auf einer Baumgruppe ausruhen, flach und öde Alles, gleichmäßig eintönig, ein schlechter Weg, den man mühsam neben den tiefen Wagengleisen verfolgen muß und der scheinbar so in die Endlosigkeit ohne Ziel dahinläuft. Hier und dort ist niedriges Fichtengestrüpp zu kleinen Gebüschen zusammengewachsen; das einzige Grün, das den Boden farbiger kleidet, ist das des üppig wuchernden Ginsters; sonst herrscht weithin ein braunröthlicher Ton von dem Haidekraut, das sich flechtenartig über den Sand hinzieht, und den schmächtigen, blaßrothen Ericas, die dazwischen aufschießen. Aber ganz von allem Zauber ist auch diese Landschaft nicht verlassen, die im Munde der Umwohnenden „Schmale Haide" heißt; nur freilich ist nicht jedes Menschenauge für diesen Zauber empfänglich geschaffen. Denn der Wanderer konnte über die Fichtengebüsche hinweg zur linken wie zur rechten Hand das

Meer sehen, dessen Wellen an diesem sandigen und flachen Strande verrinnen. Zuweilen, bei der tiefen Stille umher, schlug das Geräusch einer heranbrausenden mächtigern Welle, ehe sie sich den Kopf an den Steinen des Ufers schäumend zerstieß, an sein Ohr. In gleichen Zwischenräumen kehrte dieser Ton wieder, dumpf und langsam heranrollend und so verhallend. In goldenen und purpurnen, in violetten und grünlich schimmernden Wolken zerflatterte am Westhimmel das Abendroth. Auf dieser Seite bildet das Meer eine tiefeinschneidende, geschützte Bucht, der „Kleine Bodden" genannt; eine Landzunge, die in einer von Fichten und Buchen bestandenen Anhöhe endet, zieht sich in die See hinein; ein kleines Eiland wird darin sichtbar; in eigenthümlicher Farbenwirkung hob sich das Dunkelgrün des Uferbergs von den breiten goldgelben Wolkenstreifen ab. Im Osten wölbte der Himmel sein graublaues Gewölbe über dem offenen, grauen Meer. Von dorther kamen die Nebel gezogen, nah und näher, gespenstisch zusammengeballt, als wandelten die alten Götter des Nordens, riesige Gestalten in ihren Regenmänteln, mit unhörbar leisen Schritten auf den Wassern hin.

Der Reisende hatte einen weiten Tagesmarsch gemacht und da er nach seiner Berechnung noch eine tüchtige Strecke Wegs vor sich hatte, ehe er den „Haidekrug"

erreichte, wo er zu übernachten beschlossen, setzte er sich ermüdet auf einen der hohen Steine, die, zwischen dem Ginster verstreut, von einer dürftigen Moosdecke übersponnen lagen. In seinem weder bedeutsamen noch abstoßenden Gesicht malte sich unverkennbar Verdruß, üble Laune. „Warum bist du auch auf den närrischen Einfall gekommen", schien er sich zu sagen, „statt im Wagen behaglich diesen langweiligen Weg mit guten Pferden zu durchfliegen, ihn auf deinen eigenen Füßen schneckengleich hinzukriechen! Solche Tollheiten überläßt man doch Studenten, Handwerksburschen oder Landschaftsmalern, die eine schöne Aussicht suchen. Melancholisch ist's hier" — und nun schaute er sich um — „Sand und Steine und Haidekraut. Und drüben das Meer — das alles soll dichterische Gefühle erwecken, die Seele stimmen, daß sie wie eine Harfe erklingt, in deren Saiten eine göttliche Hand greift. Wer hätte das nicht gehört und nachgesprochen? Ich mag solche Gefühlsschwärmereien im Anblick der Natur nicht leiden, mit denen wir noch lieber als die andern uns selbst belügen, um vor dem eigenen Spiegel als empfindungsreiche und begabte Menschen zu erscheinen! Nun, ich meinerseits wünschte, ich säße an einer guten Wirthshaustafel und hätte keine andere Aussicht als die auf ein gutes Bett."

Diese und ähnliche Gedanken hätte ohne viel Scharf-

sinn jeder aus dem verdrossenen Gesicht des Fremden gelesen, wenn er hineingeblickt. Aber es kam Niemand dieses Wegs, nur die Möven flogen über den Wasserspiegel. Sein Ränzel hatte der Wanderer neben sich auf den Boden gelegt, den breiten, von einem schwarzen Seidenband eingefaßten Strohhut abgenommen; der Wind, der erfrischend von der See herüberstrich, spielte in seinem blonden, leichtgelockten Haar.

Allmählig tiefer war die Dämmerung gesunken, wie rothes Gold schien der Sonnenball zu zerschmelzen und der Widerschein lag verglühend über der Haide.

Am Himmel im Sonnenuntergang das schönste Bild irdischer Vergänglichkeit, unten in der See das Symbol einer einsamen Unendlichkeit, farblos, aber gerade durch diesen Mangel großartig, herzergreifend und klangvoll zugleich. Oft ist es uns, als müßte der Gesang der Sphären, von dem die Dichter träumen, so an das Ohr der Gottheit tönen, wie an das unsere, wenn wir mit geschlossenen Augen beim Heranschreiten der Nacht auf den Strandsteinen sitzen, das Rauschen des Meeres.

Jetzt erhob sich der junge Mann, nahm sein Ränzel wieder auf und schickte sich zum Weitergehen an. Sei es aus Aerger oder um seines Unmuths los und ledig zu werden, er begann ein Lied zu pfeifen. Noch einmal sah er nach der Seite des Boddens hin, wo die Fichten-

gebüsche dichter standen: zwei Gestalten schritten von dorther langsam dem Fahrwege näher.

„Menschen in dieser Einöde", dachte der Reisende; „vielleicht gar Gefährten, die auch nach dem Haidekrug wollen" ... Und da er gerade in der Stimmung war, die ihm Gesellschafter willkommen machte, um ihnen seinen Verdruß zu klagen, so blieb er stehen.

Bald erkannte er nun zwar seinen Irrthum, denn die eine der Nahenden war eine Dame und ihr Begleiter, der, wie es ihm schien, absichtlich einige Schritte hinter ihr zurückblieb, im grünen Jagdrock, die Büchse über die Schulter geworfen, der Förster aus der Försterei, an der er selbst vor kurzer Zeit vorübergegangen. Dennoch stand er still, den rechten Fuß mit einem gewissen Trotz auf den Stein stemmend, darauf er bisher gesessen.

Die Herankommenden wechselten kein Wort. Von ihrem dunkeln, breitrandigen Hut, den etwas phantastich eine schwarze Feder schmückte, hatte die Dame den Schleier niedergeschlagen, in ihrer Hand trug sie eine Zeichenmappe. Alles, als der Fremde sie mit neugierigem Blick musterte, war schwarz an ihr; schwarz das Kleid, die Handschuhe, der Schleier, der ihr Gesicht verhüllte, die kleinen Kügelchen der Kette, die sie um den Hals geschlungen hatte. Hoch hinauf ging das

Kleid, oben war es mit einem schmalen Streifen schwarzer Spitzen besetzt. Sowohl die Dämmerung wie der Schleier ließen die Züge ihres Antlitzes kaum erkennen. Ohne seine Stellung zu verändern, hatte der Reisende doch, als sie ganz nahe an dem Stein vorbeischritt, in unwillkürlicher Bewegung leicht grüßend sich verneigt. Mit vornehmer Herablassung, als sei sie früh an die Unterwürfigkeit der Andern gewöhnt, dankte sie.

Dies zumeist bestimmte den Fremden, an den ihr folgenden Förster eine Frage zu richten; denn es quälte ihn, daß er am Ende für einen lästigen Neugierigen gehalten werden könnte, der sich ihr in den Weg gestellt — je nun, wie sich die Gaffer auf der Straße versammeln, wenn eine Prinzessin vorüberfährt. So sollte sie nicht von ihm denken; mit seiner Frage wollte er sein Verweilen entschuldigen.

Wenn er geahnt, welche Verwickelungen sich für ihn an diese eine harmlose Frage knüpften!

„Schönen guten Abend! Ist es noch weit bis nach dem Haidekrug?"

„Drei Viertelstunden, wenn Sie nicht große Schritte machen wollen", antwortete der Förster und sah sich den Fragenden gutmüthig lächelnd an. „Aber das Nachtquartier wird Ihnen nicht behagen" . .

„Ich werde wohl schon in schlechtern geschlafen haben."

„Kann sein! Glücklichen Weg!“ und er rückte an seiner Mütze.

Die Dame in Schwarz, die sich indessen ruhig ausschreitend weiter von ihnen entfernt hatte, wandte jetzt plötzlich den Kopf nach den Männern zurück.

„Wenn kein besseres Wirthshaus in der Nähe ist, muß man sich eben in sein Geschick ergeben. So im kleinen wie im großen; Geduld und Gleichgültigkeit ist das Beste.“

„Nun, ich würde Ihnen sagen, übernachten Sie in der Försterei“ . . .

Täuschte ihn die Dämmerung oder die eigene Phantasie? Der Fremde glaubte zu sehen, daß die Dame eine rasche Bewegung machte.

Eine Nacht mit ihr unter demselben Dache — der Gedanke hatte für ihn etwas Verführerisches.

„Da müßte ich zurück“, meinte er, sein Felleisen wieder auf den Rücken schnallend.

„Das müßten Sie freilich!“

„Ich werde Ihrer Frau ungelegen kommen“ —

„Oho! Vielleicht freut sie sich gerade, einmal ein anderes Gesicht zu sehen. Es ist einsam in der Prora und sie ist ein Stadtkind.“

„Wie Sie's denn wollen! So, ich bin fertig! Aber

wir müssen eilen, Ihre Begleiterin ist eine gute Strecke voraus."

„Lassen Sie nur! Es genügt mir und ihr, wenn ich sie im Auge behalte."

„Wohl eine Malerin? Ich schließe das aus der Mappe, die sie trägt."

„Ja, eine Malerin."

Mit dem sichern Gefühl eines Menschen, der das Leben und die andern eine Zeit lang in vielfachen Verhältnissen und Formen beobachtet hat, merkte der Reisende, daß er am klügsten thäte, von der Dame zu schweigen; und da er, wie kurz sein Aufenthalt auf der Insel auch erst gewesen, die Eigenheit ihrer Bewohner kennen gelernt, die gern die Schönheiten ihres Heimatslandes preisen hören, so fing er eins jener landläufigen Gespräche an, die zwischen Reisegefährten mit der Schönheit des Wetters beginnen und mit dem Austausch der beiderseitigen Visitenkarten endigen. Er für seine Person hatte nichts zu verbergen; in seinem Leben gab es nichts Geheimnißvolles und keine That, die bedeutsam aus dem Gewühl der Alltäglichkeit hervorgeragt, und ehe sie darum noch weit gegangen, erfuhr der Förster, daß sein Begleiter Georg Rechberg heiße und aus einer der kleinen Fürstenstädte des thüringischen Landes käme. „Und wie ich hierher gekommen?" fuhr er fort. „Drol-

lig genug! Immer hatte ich den Willen gehabt, hierher zu gehen; meine Mutter ist hier geboren und hat mir so viel Herrliches und Mährchenhaftes von ihrer Heimat erzählt; das ist dann nicht aus der Phantasie des Jünglings und des Mannes gewichen. Beständig aber traten Umstände ein, die mich von diesem Punkte abzogen und bald da und dorthin in die Ferne wiesen. In diesem Jahre ging es mir nicht gut; bis vor einem Monat mußte ich an dem Krankenbett eines Oheims sitzen; ich war längst von ihm zu seinem Universalerben eingesetzt und liebte den alten Mann. Mein Interesse wie meine Neigung fesselten mich an den langsam Sterbenden, allein Sie begreifen, daß meine Gedanken weitab schweiften. Da, als ich zufällig, es war an seinem Sterbetag, in seiner Kartensammlung blättere — die Geographie war sein Steckenpferd — rathen Sie, welches ist die erste Karte, die mir in die Hand fällt? Die Ihrer Insel! Und wir sollen nicht abergläubisch sein!“

„War Ihr Oheim der Bruder Ihrer Mutter?“

„Es thut mir ordentlich leid, der Geschichte wegen, daß er es nicht war. Ich werde wohl auf der Insel noch Verwandte haben, aber zum Glück kenne ich sie so wenig, wie sie mich, habe auch gar kein Verlangen, mich ihnen zu nähern; nichts Langweiligeres und Drückenderes

für einen Menschen, der unabhängig zu sein strebt, als Oheime und Tanten, Vettern und Muhmen!“

„Nun, nun! Man liebt doch seine Angehörigen!“

„Liebt sie! Ich habe keine!“

„Keine Aeltern mehr, keine Geschwister?“

„Die Aeltern sind längst gestorben, Geschwister hatte ich nie.“

„Schade!“

„Wie man es nimmt. Frei sein, für sich dasein, das ist die Hauptsache! Ich hindere niemand, ich zertrete nicht einmal eine Spinne oder einen Wurm, wenn ich es vermeiden kann. Wie heißt's in der Schrift: „Was du willst, das dir die Leute thun, das thue du ihnen auch!“ Nach dem Grundsatz handle ich!“

Der Förster war ein schlichter Mann, schon vorgerückt in den funfziger Jahren, ein wettergebräuntes, ehrliches Soldatengesicht mit grauen Augen, kurzgeschnittenem Haar und krausem, vollem Bart. Mochte ihn auch manches in den Aeußerungen des Reisenden wunderlich und überspannt dünken, er fand Gefallen an der scheinbar so unbefangenen Weise, in der jener redete und ihm beinahe das Herz auf der Hand entgegentrug. Um die Dame, die ihnen immer noch vorausging, wenn auch nur um so wenige Schritte, daß ihr kaum ein Wort von dem ziemlich laut geführten Gespräch entgehen

konnte, kümmerte sich Georg Rechberg weiter nicht und dies gewann ihm sichtlich die Freundschaft und das Vertrauen des Försters mehr und mehr. Er sah freilich nicht in die Gedankenwelt seines Begleiters, den das Geheimniß dieser schweigsamen, schwarzgekleideten, hohen und, wie er sich gestehen mußte, schönen Frauengestalt schon wie etwas Dämonisches anlockte. Tausend Vermuthungen stiegen in Georg's Kopf auf. Ist der Förster ihr Diener oder ihr Wächter? Und wenn das Letztere der Fall war — eine Ansicht, zu der er sich neigte — wer hielt sie dann gefangen, wer und warum? War sie vielleicht aus der fürstlichen Familie, eine Tiefsinnige?

Und in diesem Gedankengange fragte er unbedachtsam: „Sie sind der fürstliche Förster?"

„Ich diene dem Fürsten im Grunde so lange ich denken kann, die Zeit ausgenommen, in der ich als Soldat in dem blauen Rock des Königs steckte."

„Ein guter Mann, der Fürst. Und bemüht sich redlich um seine Schlösser und Wälder; ein hübscher Flecken mit seinen weißen Häusern, den er unten an der See hat. Alle Leute, mit denen ich sprach, rühmten ihn."

„Weß Brot ich esse, deß Lied ich singe. Aber auch sonst, kann nicht über ihn klagen. Ein Herr, wie ge-

schaffen für uns Förster und den Wald. Jeden alten Eichbaum kennt er, jeden, sag' ich. Es ist eine Freude, mit ihm durch die Wälder zu spazieren. Gott gebe, daß sein Sohn nicht aus der Art schlägt!"

Georg Rechberg lachte: „Sie sagen das mit einem Stoßseufzer, als glaubten Sie selbst nicht recht an die Erfüllung Ihres Wunsches. Ja, wozu wären denn die Söhne da, wenn sie nichts Besseres zu thun wüßten als Ihre Väter?"

„Man hat Beispiele vom Gegentheil. Die Welt wird nicht besser, junger Herr, sondern schlechter! Das ist ja so klar wie der Tag!"

Schon seit einer Weile hatten sie die Ebene verlassen und schritten in einer engen, steil ansteigenden Schlucht bergan. Der Weg war hier so schmal und durch die Steine, die zerstreut umherlagen, die Baumwurzeln, die sich über den sandigen Boden schlangen, so unsicher gemacht, daß nur mit Mühe und Noth ein Wagen hindurchfahren konnte; jeder Kutscher, der am obern Ende einfuhr, pflegte darum mit aller Gewalt seiner Stimme „Halt!" zu rufen, um einen von der „Schmalen Haide" vielleicht heraufkommenden Wagen zu warnen. Dieses Geschrei ertönte auch jetzt und im nächsten Augenblick das sausende Rollen der Räder, die wiederholt an die Steine stießen.

„Das sind seine Pferde!“ sagte die Dame hastig und ängstlich zugleich und drängte sich fast in das Gebüsch, das die Abhänge der Schlucht überwucherte.

Dem Förster stieg der Verdruß in das Gesicht; er murmelte etwas von Weiberfurcht und Narrenstreichen zwischen den Zähnen, offenbar aber kam ihm der Zufall so ungelegen wie seiner Begleiterin.

Indem brausten die Pferde daher, vier prächtige Rappen im Galopp vor einem leichten Jagdwagen; sie flogen wie Pfeile mit ihm davon über Stock und Stein; es schien, als müsse in jeder nächsten Secunde das leichte Gefährt an einen Stein geschleudert werden und zusammenbrechen. Dennoch ging es dem Mann, der fuhr, nicht schnell genug; „Halloh! Ho!“ rief er und knallte mit der Peitsche. „Halloh! Ho!“ und so im Sturm jählings hinunter, als wäre er Pluto, der nach dem Raub der Proserpina die Rosse zur Unterwelt peitschte. Wie im Flug war der Wagen an den beiden vorüber, die zur Seite getreten.

„Wenn der nicht den Hals bricht“, meinte Rechberg in seiner gleichmüthigen Ruhe, „hat ihn Lucifer noch zu mancherlei Dingen bestimmt!“

„Lucifer?“ Der Förster fuhr in die Höhe. „Was fällt Ihnen auch gerade der Gottseibeiuns ein! Das ist der tolle Hans von Laufen. Manches Pferd hat er

zu Schanden geritten und gefahren, und wollte der Himmel, daß es nur —“

Er unterbrach sich, mit den Augen die Dame suchend. Aus dem Dickicht, in das sie sich geflüchtet, kam sie eben hervor. Am Himmel tauchte die Scheibe des Mondes auf; in deren Glanze, der voll über sie hinstrahlte, erschien die Seltsame Georg noch seltsamer. Noch war sie nicht Herrin über die Bewegung geworden, die sie bei dem Heranrollen des Wagens ergriffen; sie zitterte ein wenig, ihr Gang war unsicher. Ueber einen Stein, den sie nicht bemerkte, wäre sie gefallen, hätte Georg nicht noch zur rechten Zeit sie am Arm ergriffen und festgehalten.

„Ich danke Ihnen!“ sagte sie mit fester Stimme. „Es geht nicht mehr ohne Stütze. Geben Sie mir Ihren Arm, lieber Hedrich!“ Und so auf den Förster sich stützend, schritt sie dem Anfang der Schlucht zu.

Damit nahm auch das Gespräch zwischen Georg und Hedrich ein Ende; denn da die Dame in ihrem Schweigen verharrte, hielt es Georg in seinem weltmännischen Takt für unangemessen, weiter mit dem Förster zu sprechen, und war wiederum viel zu stolz, eine Unterredung mit ihr zu beginnen, die ihm so lange auch nicht die geringste Beachtung geschenkt. Ueberdies hatte der Ausruf seines Wirths: „Das ist der tolle

Hans von Lauken!“ eine andere Reihe Empfindungen und Gedanken in ihm angeregt. Seine Mutter stammte aus dem Geschlecht derer von Lauken und war von ihrer adelsstolzen Familie wenn nicht verstoßen, doch auf immer aus ihrem Kreise verbannt worden, als sie einem bürgerlichen Mann ihre Hand gereicht. Hans von Lauken — das mußte sein Vetter sein; alte, halbvergessene Erinnerungen stiegen in Georg auf; niemals hatte der Vater den Schimpf verzeihen können, den ihm die hochmüthigen Verwandten seiner Frau angethan, und seinen Haß auf den Sohn vererbt, soweit dessen kühle, verständige und von allem Leidenschaftlichen entfernte Natur zu hassen vermochte. Auch jetzt, als sein erstes Erstaunen über den so unerwartet gefundenen adeligen Vetter sich gemäßigt, zuckte er gleichgültig die Schultern, wie einer, den all diese Dinge herzlich wenig bekümmerten, und sagte sich selbst: „Einmal haben wir uns getroffen und hoffentlich nicht wieder!“

In einiger Entfernung lag da das Försterhaus vor ihnen, von rothen Steinen aufgebaut, mit blanken Scheiben, die im Widerschein des Mondlichts glänzten, wohnlich, geräumig; ein Eckthurm nach der Seite der Schlucht zu überragte es, von dem man eine gefällige und weite Aussicht über das flache Land umher haben mußte. Mit lautem, freudigem Gebell stürzten die

Hunde den Kommenden entgegen. Auf der Schwelle des Hauses stand ihrer schon wartend die Frau, die Georg im Grunde „viel zu jung und zu hübsch“ für den Förster fand.

„Da bring' ich Dir einen Gast mit, Marie!“ sagte er, auf Georg zeigend, und sie, dem Fremden unbefangen die Hand reichend: „Willkommen, Herr!“

Nun wird sich die Schwarze doch endlich entschleiern, dachte der junge Mann, während er den Gruß der Försterin freundlich erwiederte und sie in die Flur des Hauses traten.

Aber die Schwarze hob den Schleier nicht. „Lassen Sie mir den Thee auf mein Zimmer bringen!“ sagte sie kurz zu der Frau; „meine Dienerin ist doch oben?“

„Sie ist oben, gnädiges Fräulein!“

Und noch eine halbe, nachlässige Verbeugung, ein „Gute Nacht!“ ... damit stieg sie die Treppe hinauf, die aus der Flur in die obern Stockwerke des Hauses führte.

Das war deutlich, meinte Rechberg; denn warum zog sie sich von dem gemeinsamen Abendessen zurück, wenn nicht um seinetwillen? Allein auch in dieser Vermuthung, die doch noch eine gewisse, wenngleich nicht allzu schmeichelhafte Theilnahme an seiner Persönlichkeit voraussetzte, hatte er sich getäuscht, wie er bei Tische

erfuhr, als er bedauerte, daß sein Erscheinen den Hausfrieden wenigstens für die Dame in Schwarz gestört habe.

„Nicht doch", entgegnete der Förster. „Sie hat öfters solche Grillen und bleibt zuweilen ganze Tage in ihrer Stube, ohne herabzusteigen. Wir sind daran gewöhnt und nehmen's nicht übel. Im Gegentheil, ganz im Gegentheil! Es ist nicht vergnüglich, in ihr Gesicht zu sehen."

„Uebertreibe doch nicht!" begütigte scherzend die Frau. „Du bringst mit Deinen Reden unsern Gast noch zu dem Glauben, Fräulein Hertha sei ein Mannweib oder eine Hexe. O, es giebt Stunden, wo sie wunderhübsch aussieht und manchem den Kopf verrücken würde."

„Meinst? Wäre neugierig, den kennen zu lernen, der sich in sie vergaffte."

„Förster, was gucken Sie mich dabei so an?" rief Georg. „Vor mir ist die Schwarze sicher. Ich bin auch einer, der sich so leicht verliebt!" Und ein Lächeln ging über seine Lippen, das seinen bis dahin ruhigen und nicht allzu ausdrucksvollen Zügen einen scharf hervorstechenden Charakter des Uebermuths und Spottes verlieh, vor dem Frau Marie unwillkürlich wie vor etwas Bösem zurückfuhr. Aber wie im April ein Wolkenschatten kommt und vorüberhuscht, so war in Georg's

Gesicht schon wieder die stille Gleichmüthigkeit zurückgekehrt und er sagte: „Ist die Dame vielleicht eine Verwandte von Ihnen, daß Sie so viel Theil an ihrem Schicksal nehmen?“

„Ist keine Verwandte von uns, und wäre sie nicht mit einem Briefe des“ — er machte eine bedenkliche Pause und suchte seine Verlegenheit unter dem Ausruf zu verbergen: „Aber Sie trinken ja nicht! Schenk' ein, Marie! Ist Rheinwein aus dem fürstlichen Keller, das Weihnachtsgeschenk des Herrn! Freilich, Sie mögen wohl schon bessern getrunken haben!“

„Wohl möglich, doch keinen, der mir so gut gemundet! Wahrhaftig, diesen Abend hatte ich auf kein Glas Wein gerechnet!“

„Auf unserer Insel müssen Sie damit fürlieb nehmen, Sie müßten denn auf Lauken zu Mittag geladen werden.“

„Nach Lauken? Von dem wilden Hans? Das könnte geschehen! Wie ich da bin, mein lieber Herr Hedrich, bin ich der Vetter des Herrn von Lauken, vorausgesetzt, daß dieser Hans einen Vater hatte, der Fritz hieß.“

„Getroffen, Fritz Lauken.“

„Abgemacht! Meine Mutter Anna war dessen Stiefschwester. Die Geschichte ist in drei Worten zu

Ende. Mein Großvater hatte aus erster Ehe nur diese eine Tochter und heirathete noch in späterm Alter ein junges Mädchen. Zwischen der und der heranwachsenden Tochter gab's keinen Frieden; meine Mutter Anna wurde nach Stettin zu entfernten Verwandten geschickt. Dort machte sie die Bekanntschaft meines Vaters; sie liebten sich, sie wurden einig. Das Geschrei der adeligen Sippschaft war groß und von ihrem Standpunkt aus hatten die Leute auch recht. Zum Glück war mein Großvater ein vernünftiger Mann, er entließ die Tochter wenigstens ohne tragischen Fluch aus seinem Hause. So bin ich mit den Laukens verwandt."

„Da werden Sie kein Verlangen haben, sie aufzusuchen", bemerkte Frau Marie.

„Der tolle Hans indessen wäre im Stande, um Mitternacht von seinem Hause die zwei Meilen herüberzufahren, wüßte er, daß in der Prora ein Vetter von ihm säße", fuhr der Förster dazwischen. „Ein wilder, jähzorniger Gesell, aber nicht adelsstolz und gut zu allen, die ihm nicht im Wege stehen."

„Ich werde keinen Schatten über den seinigen werfen. Ich brauche ihn so wenig, als einen andern Menschen. Jeder für sich, das ist das Gescheidteste."

Darauf sagte noch die Frau: „Wenn Sie morgen über die „Schmale Haide" gegangen, an einem Hünen=

grabe vorbei, sehen Sie zur Linken das Herrenhaus von Laufen auf einer kleinen Anhöhe liegen; eine Allee von Rüstern führt hinan, verfehlen können Sie's nicht."

„Ich könnte es mir schon getrost beschauen, ohne Furcht erkannt zu werden. Lebt mein Oheim noch?"

„Der Fritz Laufen? Lebt noch, aber man spricht nicht mehr von ihm. Er sitzt tief hinein im Lande in einer Irrenanstalt."

„Nemesis oder gerechte Strafe des Schicksals, wie man es nun nennen will" — und das höhnische Lächeln spielte wieder um Georg's Mund. „Genug der alten Geschichten, die Todten haben keine Rechte. Auf die Frau Försterin und daß ich Sie morgen noch beim Abschied sehe!" Damit leerte er ein volles Glas.

Wenige Minuten später leuchtete ihm eine Magd dieselbe Treppe hinauf, die vorher die schwarze Dame emporgestiegen. Sie brachte ihn in das zweite Stockwerk, in ein behaglich eingerichtetes Zimmer. Während sie das offene Fenster schloß und den Vorhang niederließ, tönten von unten herauf die Töne eines Klaviers, dicht unter seinem Zimmer wurde gespielt.

„Schöne Aussichten für meine Nachtruhe!" murrte er. „Wer spielt denn da? Die Frau Försterin?"

„Nein, das gnädige Fräulein."

„So? Spielt sie lange?"

„Nicht lange. Nach elf wird alles still.“

Georg blickte auf seine Uhr, es fehlte noch eine halbe Stunde an elf.

„Es wird sich überstehen lassen, das Geklimper“ ... Er warf sich in den mit Leder überzogenen Lehnstuhl.

Das Mädchen zündete noch ein Licht an, wünschte gute Ruhe ... er war allein.

II.

Am nächsten Morgen war Georg Rechberg von allen Bewohnern des Jägerhauses am frühesten auf. Wie es die Gewohnheit derer ist, die einen weitern Ausflug vorhaben, sah er sich zunächst das Wetter an. Noch war der Himmel mit grauen Wolken tief bezogen; möglich, daß die Sonne sie vertrieb, möglich aber auch, daß sie sich in einen jener langsam niederrieselnden, unaufhörlichen Regen auflösten, welche die Norddeutschen „Landregen" nennen. Rechberg wußte nicht, woher gerade diese letztere Vermuthung ihm kam — aber er war überzeugt, es würde an diesem Tage keinen Sonnenblick geben. Rasch fertig mit seinem Anzug, setzte er sich in Gedanken an das offene Fenster. Die Morgenluft wehte kühl herein. Bleibst du, oder bleibst du nicht? überlegte er her und hin. Zuletzt schalt er sich einen Thoren, daß er in Erwartung etwaiger Abenteuer seine Zeit in dem einsamen Hause verlieren wollte. Die schwarzgekleidete Dame . . . was wird es auch Ge-

heimnißvolles mit ihr sein? Ein häßliches, ein wenig überspanntes adeliges Fräulein, wohl schon in den bedenklichen Jahren, die, da es ihr mit keiner Heirath geglückt war, es jetzt mit der Malerei versucht. Eins mußte er ihr lassen: sie spielte das Klavier voll Anmuth und mit Ausdruck und besaß eine Tugend, die er in der Stimmung war, noch höher zu schätzen als ihre Kunst: sie war pünktlich. Mit dem Glockenschlag der elften Stunde hatte sie ihr Spiel mit schmerzlich klingenden Accorden beschlossen. Das „schmerzlich Klingende", sagte er jetzt zu sich selbst, wird wohl deine Phantasie hinzugedichtet haben — und da es im Hause lauter und lebendiger wurde, beschloß er, hinabzugehen und sich die Umgebung im Morgenlicht zu betrachten.

Mit verschränkten Armen blieb er auf der Schwelle des Hauses stehen. Wenige Schritte von ihr entfernt lief die hier noch gepflasterte Landstraße hin, die er am vergangenen Tage entlang geschritten; jenseits erhob sich eine Gruppe stattlicher Tannen, die Zweige schwer gesenkt, die Nadeln thaufeucht. Am Brunnen des Hauses schwatzten die Mägde und die Jägerburschen von ihm selbst, der, von einer vorspringenden Mauer gedeckt, ihren Blicken entging.

„Und ich lasse es mir doch nicht nehmen", sagte die Magd, die ihm in sein Zimmer hinaufgeleuchtet, „er

sieht aus wie der tolle Lauken, wenn er gerade bei gutmüthiger Laune ist! Er hat auch blondes Haar und kleine blaue Augen."

„Hast Du ihn Dir so genau angesehen?" neckte einer der Burschen. „Neben dem Lauken muß er sich ja ausnehmen wie David vor Goliath!"

„Jagte der Lauken doch gestern hier vorbei, als wären die Wölfe hinter ihm!"

„Waren es vielleicht auch. Er kam von dem Fürsten und es soll schlimm zwischen den beiden hergegangen sein."

„Schlimm? Warum denn?"

„Warum? Das weiß doch jedes Kind auf der Insel! Wegen der da oben!"

Das war das Letzte, was Rechberg hörte; er hatte niemals das Lauschen geliebt und ging jetzt scharf auftretend die drei steinernen Stufen vor dem Hause nieder; am Brunnen verstummte das Geschwätz, die Stimme der rufenden Hausfrau ließ sich vernehmen.

Darüber schritt Georg zu den Tannen, wandelte dort einigemal auf und ab und näherte sich dann wieder von der entgegengesetzten Seite der Försterei. Mehr zufällig als absichtlich sah er an dem Hause hinauf, er suchte das Fenster seines Gemachs. Das aber fand er nicht, denn seine Blicke blieben tiefer haften — an der

Frauengestalt, die an einem Fenster des ersten Stockwerks ihren ausdrucksvollen Kopf an das Holzkreuz lehnte. Wie hatte der Förster sie nur häßlich nennen können! Oder hatte sie heute eine ihrer guten Stunden, von denen Frau Marie gesprochen? Ein längliches Gesicht von schwarzen Haaren eingerahmt, mit strengen, aber edeln Zügen, schaute auf ihn nieder.

„Guten Morgen, Fräulein!“ grüßte Georg hinauf.

Wenn das Glück sich selbst in unsere Hand begiebt, darf man es nicht loslassen; nur die Feigen handeln so und die Schwachen, und zu beiden hatte Georg nie gehört.

So sprach er weiter, auf die Gefahr hin, daß sie das Fenster vor ihm schlösse: „Schlechte Aussichten für meine Weiterreise — die grauen Wolken da und dort! Sie sind die erste Dame, die ich an diesem Morgen sehe; was prophezeien Sie mir: Sonnenschein oder Regen?“

War sie nun in besserer Stimmung als am gestrigen Abend oder gefiel ihr die Munterkeit und das Wesen des jungen Mannes, sie erwiederte mit jener festen, klaren Stimme, deren Klang ihn schon einmal tief und wohlthuend berührt: „Regen“.

„Ich hätte ein freundlicheres Orakel gewünscht und beinahe aus Ihrem Munde erwartet.“

„Nun erfahren Sie das Gegentheil; vermuthlich hätten Sie mich gar nicht gefragt, wenn Sie meine Antwort geahnt."

„Vergebung, das ist ein Irrthum, ich fürchte die Wahrheit nicht! Und was ist da viel Schlimmes, muß ich zu der einen Nacht noch eine zweite in diesem Hause verweilen?"

„Sie wären der erste Reisende, den ich kennen lerne, der einen Tag so leicht zu den verlorenen schreibt."

„Ich könnte Ihnen sagen, daß ich ihn nicht zu den verlorenen zählen werde, erklingen nur dieselben Harmonien heute wieder auf Ihrem Klavier, denen ich gestern in stiller Ergriffenheit lauschte; aber ich ziehe es vor, mich Ihnen als einen Sonderling und den gleichmüthigsten Mann auf dieser Insel und noch ein Stück weiter über die See ins Land hinein vorzustellen."

„Viel Glück dazu!" Mit leichtem Gruß schloß sie das Fenster.

In demselben Augenblick fielen die ersten schweren Regentropfen und Georg trat in das Haus zurück. Der Förster lachte gutmüthig, als sein Gast ihn noch für diesen Tag um Obdach und Herberge bat, da er seine Reise des schlechten Wetters wegen aufgeschoben habe, und auch Frau Marie schien das längere Verweilen

des Fremden nicht ungern zu sehen. Am Frühstückstisch erschien Fräulein Hertha in schwarzer Kleidung, einem seidenen Gewand wie gestern. Mit mehr Muße und Ruhe konnte sie jetzt Georg betrachten. Schön war sie freilich nicht, über die erste Blüte der Jugend hinaus, hoch in den zwanziger Jahren; eine gemessene Würde drückte ihren Bewegungen wie ihren Formen eine herbe Strenge auf; ihr fehlte das liebliche und reizende Spiel anmuthiger Freiheit. Und nun, bei näherem und längerem Anschauen, fand Georg in dem Blick ihrer großen dunkeln Augen eine gewisse Starrheit, in den Zügen um ihren Mund einen herben Trotz, die im Gegensatz zu dem sanften, freundlich lächelnden Gesicht Mariens den Vorwurf des Försters rechtfertigten; es war da in Wahrheit Abstoßendes und Unfreundliches; er dachte unwillkürlich, wie er sie so vor sich sah, an eine Priesterin der nordischen Götter und sagte sich: darum heißt sie auch Hertha. Fast mit gleicher Aufmerksamkeit wie er sie, musterte ihn das Fräulein. Erkannte sie die Aehnlichkeit, von der die Magd draußen am Brunnen gesprochen?

Eine zwanglose Unterhaltung gab dann Georg Gelegenheit, sich von seiner vortheilhaftesten Seite zu zeigen. Manches hatte er gelernt und viel gesehen. Als das einzige Kind wohlhabender Aeltern hatte er ganz

seinen Neigungen und jenem Streben nach Selbstveredelung und vollkommenster Bildung sich widmen können, das wir in idealem Sinn so zuversichtlich als den einzigen Zweck des Lebens bezeichnen und das denn doch an jedem Tage die harte Noth des Daseins, die atra cura des Bedürfens und Leidens hemmt. Von dieser gemeinen Alltäglichkeit und fast gemeinsamen Qual aller, denen leben nicht genießen, sondern arbeiten und kämpfen bedeutet, war Georg befreit geblieben. Nach des Vaters Tode hatte er dessen ausgedehntes Fabrikgeschäft in Webereien und Spinnereien übernehmen sollen; so lange der Vater lebte, war der Sohn tüchtig und anstellig gewesen, ein guter Haushalter, ein geschickter Kaufherr. Als aber — es war vor nunmehr sechs Jahren geschehen — der Vater die Augen geschlossen, hatte Georg nichts Eiligeres zu thun, als seine Fabrik vortheilhaft zu verkaufen. Nur das Wohnhaus und den weiten, schattigen Garten, in denen er groß geworden, behielt er „aus einer thörichten Sentimentalität“, wie er sich selbst anklagte, „die er aber nun einmal nicht überwinden könne“. Viel in der Heimat war er nicht; er reiste umher, er genoß sein Leben. Wie seine nicht allzu kräftige Natur hatte die treffliche Erziehung seiner Mutter ihn früh Maß halten gelehrt. Alles Absonderliche, Leidenschaftliche, Unruhige war ihm verhaßt; das

Formschöne, Regelmäßige zog ihn mehr an, als das Großartige und Geniale; ein Mensch mit vielen kleinen Talenten ohne eine bestimmt ausgesprochene Begabung, wie das Sprichwort will: in allen Sätteln gerecht und doch in keinem ein vortrefflicher Reiter. Die Welle kommt, die Welle geht, so gleichgültig betrachtete Georg die Ereignisse des Lebens. Auch er hatte seine Freude und seinen Schmerz; wie er dies hoffte, fürchtete er ein anderes; aber es riß ihn doch nichts gewaltsam aus seiner Ruhe und kühlen Verständigkeit. Wenn wir die Einwirkung der Dinge und Begebenheiten auf unser Denken und Empfinden nicht in Rechnung ziehen, ist das Dasein der meisten unter uns ereignißlos. Wie der heutige, verläuft der kommende Tag; im beständigen Kreislauf wiederholt sich dieselbe Arbeit, der gleiche Genuß und die gleiche Langeweile. In diesem Sinne, da er seiner Naturanlage und seinem Geschick nach mehr zu den Müßigen als zu den Arbeitenden bestimmt war, erwartete Georg ohne jeden „Weltschmerz" doch nicht allzu viel von der Zukunft — und zunächst, nach einem halbstündigen Gespräch, von der Dame in Schwarz.

Der Förster hatte seine Büchse genommen und war in den Wald gegangen, die Hausgeschäfte riefen Frau Marie ab, so blieben beide allein in dem Zimmer.

Draußen über der Landschaft lagen die Regenwolken;

langsam, leise, aber unaufhörlich rieselten die Tropfen nieder, wie in graue Schleier eingehüllt standen die alten Tannen.

„Sind Sie schon lange auf der Insel?" fragte sie.

„Seit sechs Tagen."

„Und gedenken länger zu bleiben?"

„Ich wollte nur die bekanntern Aussichtspunkte besuchen. Das Meer habe ich schöner und großartiger als an diesen Küsten gesehen; Stille und Einsamkeit finde ich in den Wäldern und Thälern meiner Heimat so gut wie hier."

„Sie lieben das Stillleben in und mit der Natur nicht?"

„Zu Zeiten, meine Gnädige, zu Zeiten!"

„Und jetzt", bemerkte sie lächelnd — es war das erste, ein halbes Lächeln, das er auf ihren Lippen gewahrte —, „ist diese Zeit nicht. Gestehen Sie's nur, der Regen verstimmt Sie trotz Ihrer Geduld!"

„Gefehlt! Ich stellte nur die Betrachtung an, was ich beginnen würde, wenn ich aus irgend einem Grunde aus diesem Hause nicht herauskönnte und tagein tagaus hier stillsitzen müßte."

Sie sah ihn groß und forschend an; da aber Georg ihren mißtrauisch fragenden Blick aushielt und kein Zug in seinem Gesicht sich änderte, sagte sie: „Nicht hinaus-

können? Ja, glaubten Sie denn, ich — Sie wären ein Gefangener?"

„Gefangen durch das Wetter meinetwegen, das die Wege der Prora unwegsam gemacht, festgehalten durch eine Krankheit, wodurch Sie wollen. Sie dürfen es mit einem phantastischen Einfall nicht gar so streng nehmen! Denn für ein Gefängniß erscheint mir das Haus doch zu freundlich und vor allem —"

„Nun? Sie stocken?"

„Die Flucht aus ihm wäre so leicht."

„Meinen Sie?"

„Gewiß! Gesetzt, wir wären die beiden Gefangenen", und Georg stand laut lachend auf. „Gnädiges Fräulein, würde ich sagen, werfen Sie einen Mantel über, stützen Sie sich auf meinen Arm — so gingen wir hinaus und wären längst in einem der umliegenden Herrenhäuser, ehe unser Wächter, der gute Hedrich, heimgekehrt."

„Und wenn wir keine Aufnahme fänden?"

„Flüchtige weist niemand von seiner Thür, kein Edelmann, denk' ich wenigstens."

„Kein Edelmann! Wer sagt Ihnen das?"

„Mein Gefühl. Noblesse oblige! So aus der Art ist hoffentlich der Adel auf dieser Insel noch nicht ge-

schlagen, einem Unglücklichen, von mächtigen Feinden Verfolgten seinen Schutz zu verweigern."

„Ein Lob des Adels — das ist selten in unsern Tagen!" sagte sie nicht ohne Spott. „Und hätte mir Herr Hedrich nicht Ihren Namen genannt —"

„Hielten Sie mich selbst für einen der Bevorzugten. Nein, ich bin ein Bürgerlicher, bin stolz darauf und ein Gegner der Edelleute! Aber Gerechtigkeit auch dem Feinde! Ich fahre in unserm Fluchtversuche fort ... Diese Plauderei, harmlos und beinahe kindisch, wie sie ist, ermüdet Sie doch nicht?"

„Sie paßt zu dem Wetter."

„Gut; wir sind auf unserer Flucht bis zu einem Gutshof in der Nähe, bis Lauken gekommen" ...

„Lauken? Warum dorthin?" Sie sagte das mit unterdrückter Heftigkeit und schlug in die Hände.

Es hat getroffen, dachte Georg bei sich; äußerlich spielte er den Erstaunten. „Nach Lauken? Ich hörte, das wäre der nächstgelegene Edelhof."

Dem Fräulein aber schwoll die Zornesader auf der Stirn, sie war aufgestanden und schritt in stürmischer Bewegung auf und nieder.

„Ich habe Sie unwissentlich und unabsichtlich verletzt", äußerte Georg in dem kalten Tone der Höflichkeit. „Lassen Sie mich meine Verschuldung durch meine Ent-

fernung büßen!“ Und mit tiefer Verneigung ging er zur Thüre.

„Bleiben Sie!“ Ihre Stimme hatte etwas Gebieterisches, und wie sie so, mit erhobener Hand ihm winkend, dastand, hoheitsvoll in Haltung und Bewegung, fühlte man, daß sie zum Befehlen geboren sei und daß man ihr gehorchen müsse. „Was hat man Ihnen hier im Hause von mir gesagt? Wofür halten Sie mich? Nach Ihren doppelsinnigen Reden sind Sie mir Wahrheit schuldig.“

Diesmal war Georg doch durch seine Kühle und Gemessenheit ihrem aufbrausenden Unwillen überlegen. „Mein gnädiges Fräulein! Gestern, als ich Sie auf der Haide traf, hielt ich Sie für eine Landschaftsmalerin; vor einer halben Stunde nannte Sie der Förster „Fräulein Hertha von Witting“; alles in allem darum, was ich von Ihnen weiß und glaube, ist: Fräulein Hertha von Witting, eine Landschaftsmalerin und vortreffliche Klavierspielerin.“

„Und das wäre alles?“

„Weder Sie noch ein anderer können mehr von meiner Wahrheitsliebe fordern!“

„Ich aber — ich will Ihre Gedanken . . . O, das ist ein thörichter Wunsch! Sie haben recht, mich wie ein Kind zu behandeln. Guten Morgen, mein Herr!“

„Guten Morgen, meine Gnädige!“

Sie ging aber nicht, sondern wandte sich mit raschem Entschluß auf der Thürschwelle um. „Ich muß Ihnen“, sagte sie, „wie eine Irrsinnige erscheinen, eine Person, die aus Widersprüchen zusammengesetzt ist. Ohne einen andern Grund, als meinen Argwohn gegen Sie zu haben, beleidige ich Sie — Vergeben Sie mir! Ich bin nicht glücklich, ein schweres Verhängniß liegt auf mir. Gestehen Sie mir das Eine: warum erwähnten Sie vorhin des Herrenhauses von Lauken?“

Georg's Absicht war es gewesen, durch seine Reden ihrem Geheimniß näher zu kommen; das zu verrathen, hielt er doch, trotz ihrer versöhnlichen Stimmung, für zu gewagt, sich selbst, ihr gegenüber, nicht zur Offenbarung der ganzen Wahrheit verpflichtet; so antwortete er denn: „Ich habe nichts zu verzeihen, Fräulein! Der Uebermuth, die Laune riß mich hin, Dinge zu äußern, die bei unserer jungen Bekanntschaft schicklich nicht hätten von mir erwähnt werden sollen. Wenn man in ein Haus tritt, soll man nicht gleich von den Nachbarn sprechen. Wie ich indessen zu dem Namen Lauken kam? Einfach genug; hier an diesem Tische erzählten mir gestern die Förstersleute von dem tollen Hans von Lauken, erfuhren sie von mir, daß ich der Vetter des Herren wäre.“

„Der Vetter des Lauken?" Den Schritt, den sie ihm entgegengethan, trat sie wieder zurück.

„Ich bin's; allein von uns beiden ist jeder dem andern so unbekannt, als wäre er der Mann im Monde."

„Sie vernahmen gar nichts von Ihrer Familie?"

„Gar nichts. Sie sind adelig, ich bin bürgerlich, und die Kluft zwischen uns ist zu weit und tief, als daß der Schall der Ereignisse, die drüben geschehen, nach hüben dränge."

„Sie könnten sich täuschen; vielleicht nähme man Sie in Lauken mit offenen Armen auf."

„Ich werde meine Verwandten nicht auf die Probe stellen."

„Umgekehrt. Die Laukens sind arm geworden, tief verschuldet; der jetzige Besitzer denkt daran, das Gut zu verkaufen — wenn er es vortheilhaft an einen Vetter anbringen könnte."

„Ich bin kein Güterspeculant", entgegnete Georg trocken, „komme niemand gern mit meinem Gelde zu Hülfe, sicherlich keinem Narren, der am Vorabend seines Falles seine Pferde aus reinem Muthwillen zu Tode jagt."

Es zuckte in Hertha's Gesicht. „Die Kühnheit des

Herrn von Lauken bewundern alle hier, seine Wildheit fürchten sie."

„Das war immer so. Die Menge ist wie die Kinder, sie haben Respect vor Riesen und Tollen."

Ganz aus ihrer Kühle ging sie heraus, als sie eifrig erwiederte: „Sie kennen Hans von Lauken nicht, Sie sprächen sonst nicht in dem Tone von ihm, nicht in dem Tone!"

Das Erröthen, das ihre blassen Wangen mit rosigem Lichte übergoß, ärgerte ihn; ein unbestimmtes, namenloses Gefühl, oder sollte er es Eifersucht nennen? regte sich in ihm; schon gönnte er dem Vetter die Theilnahme nicht, die sich in Hertha's Worten bekundete. „Ich lasse ihm seinen Ruhm", sagte er verdrießlich und spöttisch, „meine Meinung wird ihm überdies keinen Eintrag thun! In unserer vortrefflichen Welt haben Abenteuerer und Spieler noch immer den Vorrang vor denjenigen behauptet, die wir, auch mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, die Guten und die Rechtschaffenen heißen."

„Hans Lauken ist kein Abenteuerer . . . Sie finden es erklärlich, daß ich für ihn eintrete, ich bin — oder besser, ich war seine Verlobte."

Darauf konnte ihr Georg Rechberg nur durch eine stumme Verbeugung antworten.

Nach einer Weile fuhr sie dann fort: „Das Geständniß ist mir nun einmal entschlüpft, Sie haben ein Recht auf das Uebrige. Mir ist es wenigstens so, und ich will heute den Eingebungen des Augenblicks folgen.“ Wieder erschien in ihren Zügen und ihrem Wesen das Herrische, der Trotz.

Noch zupfte sie, wie ein Mädchen es wohl in Unschlüssigkeit und Verlegenheit thut, an den Spitzen ihrer schwarzen Tüllärmel, ihre Augen hielt sie auf den Boden geheftet; so, ohne ihn anzusehen, begann sie: „Es wäre das Klügste, nie von der Vergangenheit zu reden; wir würden die Gegenwart mehr genießen und die Zukunft weniger fürchten. Wenn die Erinnerung süß ist, das Vergessen ist noch süßer. Erinnerungen sind unsichtbare Ketten; wir fühlen ihren schweren, harten Druck, sobald wir es versuchen, frei zu sein und frei zu handeln. Ich bin die Tochter eines Gutsbesitzers drüben in der Provinz; meine Mutter war eine italienische Sängerin, die der Vater in der Hauptstadt gesehen und lieben gelernt hatte, daher die dunkle Farbe meiner Haare und meiner Augen, die Ihnen aufgefallen sein mag. Da mein Vater auch auf der Insel ein kleines Gut besaß, wurde er mit dem Fürsten bekannt und vertraut. Beide Männer schlossen eine innige Freundschaft. Beinahe in jedem Sommer verweilten wir mehrere Wochen

in dem Seebade, das der Fürst mit vielen Kosten und Mühen am Südufer der Insel eingerichtet. Soviel er vermochte, unterstützte ihn der Vater in seinen Plänen und Arbeiten; er baute sich in dem Flecken unten an der See, durch den Sie gekommen, ein hübsches kleines Haus, das uns allen an das Herz wuchs. Wohin wir auch reisten, nirgends gefiel es dem Vater wie der Mutter so gut, als am fürstlichen Hofe. Ich blieb das einzige Kind meiner Aeltern, ich war ihr verzogenes Schoskind. Der Fürst hatte einen Sohn und mehrere Töchter; wir betrachteten uns gegenseitig fast wie Geschwister und haben in dem prächtigen Schloßgarten unten, auf den weiten grünen Rasenplätzen mit den zahmen Rehen eine glückliche Jugend verlebt. Ich habe oft darüber nachgedacht, ob für alle das bewußte Leben und damit das Elend beginnt, wenn sie den Kinderschuhen und der Dämmerung der Kindheit entwachsen? Mir geschah es so. Ich kam, ein zehnjähriges Mädchen, in eine Pension der Hauptstadt; die Mutter war mir gestorben und der Vater getraute sich nicht, allein meine Erziehung zu leiten. In dem beständigen, engen Zusammenleben mit Lehrerinnen und Mitschülerinnen bildeten sich rasch Freundschaften wie Feindschaften. Verwöhnt wie ich war, wunderte ich mich, daß man in der Pension dies und das an mir tadelte, mich schalt,

mich bestrafte. Möglich, daß ich meiner Naturanlage nach böse war, aber diese Erziehung machte meine Fehler und Schwächen noch größer; ich wurde ein verschlossenes, trotziges und eigenwilliges Mädchen. Den klügsten Kopf hat mir die Gottheit nicht gegeben; ich lernte schwer, vieles entging mir ganz; Musik, zu der ich Talent, und Malerei, zu der ich Neigung hatte, wurden nicht in der Weise behandelt, die mich hätte anziehen und fesseln können. Ein zufälliges Wort that dann das Uebrige. „Was weinst Du nur?“ sagte mir eine Freundin, als ich wieder einmal, weil ich eine Aufgabe nicht richtig gelöst, hart gescholten worden war; „Du brauchst nichts zu lernen, Du bist ja reich!“ Das summte mir im Ohr und im Herzen: „Du bist ja reich!“ Damit trotzte ich den Strafen, damit dünkte ich mich den gewöhnlichen Bedingungen des Lebens enthoben und auf eine besondere Stufe gestellt. Das Geld wurde mir der Maßstab des Werthes, der Ersatz für jede fehlende Tugend. Sie glauben wohl, daß später die vornehme Welt dem sechszehnjährigen Mädchen, der reichen Erbin keine andere Gedanken einflößte, sie im Gegentheil in den ihrigen bestärkte. Huldigungen, Schmeicheleien überhäuften mich; selbst in der Fremde, auf weiten Reisen, die ich mit dem Vater machte, verließen sie mich nicht; überall sammelte sich eine Schaar

Bewunderer um mich. Sie halten mich nicht für eitel, daß ich Ihnen diese Thorheiten schildere: ein Blick auf mein Gewand und in mein Gesicht zeigt Ihnen ja das Ende dieser Dinge und was von diesen Triumphen geblieben: ein altes vergrämtes Mädchen und ein schwarzes Kleid.

„Nicht ohne gegenseitiges Erstaunen sahen wir Jugendgespielen uns unter den Blutbuchen des alten Parks wieder. Die älteste Tochter des Fürsten war gestorben, die jüngere verlobt und, wie alle Bräute sind, sie hatte wenig Zeit für die Jugendfreundin übrig. Zwischen dem Fürsten und meinem Vater hatte die leidige Politik, da jeder von ihnen andern Anschauungen nachhing, eine Spannung und Verstimmung hervorgerufen, die auch auf uns Kinder ihren Einfluß übte. Wie gesagt, ich ging gerade mit der Prinzessin unter den Buchen spazieren, als ihr Bruder Karl aus dem Schloß uns entgegenkam. Auf die Nachricht, daß ich und der Vater wieder im Orte seien, war er spornstreichs vom Jagdschloß, wo er sich aufhielt, herübergeritten. Neun Jahre waren vergangen, daß wir uns nicht gesehen . . .“

Indem unterbrach der Hufschlag eines heransprengenden Rosses die Erzählerin. Schon hörte man den schweren Tritt des Reiters auf den Stiegen des Hauses.

Hastig, schreckenbleich riß Frau Marie die Thür des Zimmers auf und stand sprachlos.

Auch Hertha erbleichte, sie griff nach ihrem Herzen; aber zugleich ballte sie die andere Hand und preßte die Lippen zornig aufeinander.

„Was giebt's?“ so war Georg aufgesprungen.

„Hans Lauken ist da!“ sagte Frau Marie, die jetzt ihre Sprache wiederfand.

„Hans Lauken!“ Georg war in der Stimmung, mit Lucifer selbst anzubinden. „Herein mit ihm! Ich bin neugierig, das Gesicht meines Herrn Vetters zu sehen.“

Hans von Lauken war eine stattliche Erscheinung; eine kräftige, hohe Gestalt mit breiten Schultern, einem breiten Gesicht mit hellen blauen Augen darin, das blonde gelockte Haar wie eine Mähne über den Hinterkopf in den Nacken zurückgestrichen: so erinnerte er in mehr als einem Zuge an die alten nordischen Recken, deren Gräber, von hohen Bäumen umschattet, von bemoosten Steinen umhegt, der Wanderer so häufig auf den Feldern dieser Insel findet.

Hastig, ohne anzuklopfen, hatte er die Thür aufgerissen und stand nun hochaufgerichtet im Gemach. Der scharfe Ritt hatte sein Gesicht geröthet, vom Regen waren ihm die Haare feucht, sein enganschließender grüner Jagdrock wie besäet mit tausend kleinen blitzen-

den Tropfen. Daß er seine Reitgerte noch in der Hand hielt, machte ihn in Georg's Augen wie die ganze Art seines Auftretens zu einem bäuerischen und ungebildeten Landjunker. Mit wüsten Gesellen hatte er niemals gern zu thun gehabt, wußte aber, daß nur ein grober Keil einen groben Klotz sprengt, und so, wenn er auch neben Hans Lauken nur klein und schwächlich erschien, trat er ihm entschlossen entgegen und sagte: „Es mag wohl Sitte auf der Insel sein, unangemeldet in ein Zimmer zu treten; darf ich mir aber, in der Abwesenheit des Hausherrn, wenigstens die Frage erlauben, wem die Ehre Ihres Besuchs gilt?“

Die Frauen hatten sich darüber in die Nische des hohen Fensters zurückgezogen, Frau Marie mit ängstlichen Blicken voll Besorgniß, welchen Ausgang das Gespräch nehmen würde, Fräulein Hertha in größerer Fassung, das Antlitz nur wenig bewegt.

Bei Georg's unerwarteter Anrede stutzte der Junker; er machte eine Bewegung, als wolle er den Unberufenen, der sich da zwischen ihn und seine Verlobte drängte, rasch bei Seite schieben, besann sich aber doch eines Bessern und erwiederte, so gelassen er eben reden konnte: „Mit Ihnen nicht, mein Herr! Nicht mit Ihnen! Ich kenne Sie nicht und weiß nicht, mit welchem Recht Sie mir den Eintritt gleichsam verwehren.“

„Verwehren? Das ist zu viel gesagt! Aus dem Erschrecken der Damen schloß ich, daß Ihr Erscheinen in diesem Hause nur ein seltenes und nicht jedem seiner Bewohner ein willkommenes ist. Der Herr Förster Hedrich, den Sie vermuthlich suchen —“

„Halten Sie mich für einen Narren, mein Herr?“ brauste Hans Lauken auf. „Das Fräulein will ich sprechen! Ich will's und Sie werden mich nicht hindern, Sie —“

Er sagte indessen kein weiteres Wort, denn Hertha ging langsam aus der Fensternische zu den Streitenden.

„Ich danke Ihnen, Herr Rechberg!“ wandte sie sich an Georg. „Bemühen Sie sich nicht ferner zu meinem Schutz! Herr von Lauken glaubte sonst vielleicht, ich wäre zu furchtsam, mich auf eine Unterredung mit ihm einzulassen.“ Und indem sie sich wieder auf ihren Sessel am Tische niedersetzte und dem Edelmann winkte, Platz zu nehmen, sagte sie in ihrer herrischen Weise: „Jetzt will ich Sie hören!“

Sich gegen sie verneigend, verließ Georg das Zimmer; Marie, die ihm folgen wollte, wurde durch einen bittenden Blick Hertha's zurückgehalten.

Der Junker stand noch unbeweglich auf seinem Platze, unschlüssig, ob er mit Hertha reden oder erst seinen Streit mit dem ihm fremden jungen Manne

zu Ende bringen sollte; seinen kleinen schwarzen Hut drehte er hin und her in der Hand, endlich warf er ihn und die Peitsche trotzig auf die Erde und fragte mit verhaltenem Zorn: „Wer ist dieser Mann, den Sie in meiner Gegenwart Ihren Beschützer nennen? Daß er mir nicht einmal draußen in der Haide begegnet!“

Das Fräulein würdigte ihn gar keiner Antwort, nur Frau Marie erwiederte: „Es ist ein Reisender, Herr Georg Rechberg, und er behauptet, er wäre ein Vetter von Ihnen.“

„Mein Vetter!“ Hans Lauken fuhr sich über die Stirn. „Kann mich nicht besinnen — oder ist's gar der Sohn der ungerathenen Anna?“

„Herr von Lauken“, unterbrach ihn da Hertha, „meine Zeit ist gemessen! Was führt Sie her? Ich meine freilich, wir hätten uns so gründlich und unzweideutig ausgesprochen, daß ich nicht mehr weiß, was Ihnen zu sagen oder mir zu hören bleibt! Ein Mann, dessen Werbung ein Mädchen einmal zurückgewiesen, sollte sich ihr nicht zum zweitenmal nahen, wenn er sie und sich selbst achtet!“

„Spotten Sie nur“, entgegnete er, „daran bin ich gewöhnt! Ich habe eine harte Haut gegen diese Pfeile und zugleich den festen Glauben, daß nicht jedes Wort, wie es von Ihren Lippen springt, auch aus Ihrem —“

Er hielt inne und schlug die Arme übereinander.

In der Pause, die nun eintrat und in der Hertha, sei es, um ihre Verlegenheit zu verbergen oder ihre Gleichgültigkeit zu zeigen, eine Stickerei aus ihrem Arbeitstäschchen, das sie am Gürtel trug, nahm und einige Stiche versuchte, hielt es Frau Marie für das Schicklichste, sich leise aus dem Gemach durch eine Seitenthür zu entfernen; diesmal forderte sie kein Blick des Fräuleins zum Verweilen auf. Dies war indessen auch unmöglich, da Hertha unverwandt ihre Augen auf ihre Arbeit richtete und nicht um sich blickte, was im Zimmer geschähe. Ein tieferes Athemholen des Junkers ließ sie erst ihre schwarzen, stechenden Augen erheben.

„Wir sind allein“, sagte er wie einer, dem eine plötzliche Beklemmung, ein Alpdruck von der Brust weicht. „Allein! Wie hab' ich spähen und lauschen müssen, diese kurzen Minuten des Alleinseins mit Ihnen zu erbeuten! Ja wohl rächen sich die Frauen grausamer als wir Männer. Wir sind zufrieden mit dem Tode des Feindes, sie aber... Genug! Ich will ruhig bleiben und Sie nicht beleidigen noch kränken! Damit aber, daß Sie mir den Verlobungsring zurückgaben, damit konnte es zwischen uns nicht aus, dies nicht das Ende sein! Sie fühlen es so gut wie ich, dem Sie keine feinere Empfindung zutrauen, den Sie wie einen

Halbwilden betrachten! Ich habe keinen Sinn für die Kunst und die feineren Formen des Lebens, aber Sie hatten mich doch gewählt, unter vielen mich frei und ohne Zwang gewählt! Für besser, als ich bin, gab ich mich nicht; wir haben uns lange genug gekannt und geprüft, um zu wissen, was jeder von dem andern zu erwarten hatte, was nicht. Sie nahmen meine Huldigungen an; Sie sahen, wie täglich, was sag' ich, wie stündlich im Verkehr mit Ihnen meine Liebe wuchs, wie aus meiner Verehrung und Zärtlichkeit die Flamme einer wilden Leidenschaft auflohte! . . . Sie sahen das Alles, Sie löschten den Brand nicht" —

„Behaupten Sie vielleicht gar, daß ich ihn angefacht?"

„Sie nicht, Ihre Augen! Allein Liebe entzünden galt noch nie für Schuld. Was that ich nur, daß ich Ihre Huld verscherzte? Soll ich das Ganze für ein Maskenspiel halten, das Sie beliebten mit mir anzustellen, in dem Sie die Larve abwarfen, als der Tod Ihres Vaters Sie von dem einzigen Manne befreite, der für mich hätte erfolgreich eintreten können? Sie wünschen, daß ich mir Ihre Handlung so erkläre; Vergebung, ich kann Hertha von Witting niemals einer so schmählichen Gaukelei" . . .

„Dank für Ihre gute Meinung, Herr von Laufen!"

entgegnete sie mit einem ganz leisen Beben in ihrer Stimme. „Die alte Freundschaft für mich lebt noch in Ihnen. Bei alledem müssen Sie mich hinnehmen, wie ich bin, oder lieber, wie ich war; wetterwendisch, eitel, gefallsüchtig. Es lag mir daran, einen Bären zu zähmen, Sie gingen in die Falle... Das ist zu hart; denken Sie, ich hätte mit einer Freundin gewettet, Sie in mich verliebt zu machen, auf eine Woche, im besten Fall auf einen Winter. Sie und mein Vater nahmen den Scherz für Ernst; ich getraute mir in einem Augenblicke der Befangenheit nicht, meine Neckerei zu gestehen; so wurden wir verlobt. War's unrecht, daß ich die erste Stunde meiner Freiheit benutzte, ein Band zu lösen, das Sie und mich in unglücklicher Ehe zusammengeschmiedet?“

„Sie vergessen das Eine: daß ich Sie liebte, noch liebe, heute wie damals und immer!“

Bei diesem Ausruf flog ein leiser rosiger Hauch über Hertha's blasse Wangen: die Arbeit war ihren Händen schon lange entsunken und ruhte in ihrem Schooß; jetzt griff sie mit ihren Händen nach der langen goldenen Kette, an der sie ihre Uhr befestigt trug, und spielte mechanisch mit dem Schieber, der sie zusammenhielt.

Und Hans von Lauken — wie wild und wüst er

auch gelebt haben mochte, wie rauh, hart und jähzornig sein Sinn auch war, als er so redete, umgab ihn ein Schimmer edler, männlicher Schönheit. Eine sanfte Bewegung milderte den trotzigen Ausdruck seines wettergebräunten Gesichts; die Zornader, die ihm schwellend immer über die Stirn lief, hatte sich zu einer leichten Falte geglättet, die ihm einen Zug der Trauer, des nachdenklichen Ernstes verlieh.

In dem Gemach herrschte die tiefste Stille; ein Schuß, der draußen fiel, ließ Hertha zusammenfahren; Lauken eilte an das Fenster.

„Es ist nichts", sagte er mit eigenem Lächeln. „Mein Herr Vetter, er wird es wohl sein, denn wie einer, der lügt, sieht er nicht aus, übt sich im Schießen, und wahrhaftig, er hat sich den Vogel heruntergeholt!"

Wieder stockte das Gespräch. Daß Hertha einmal flüchtig, verstohlen nach ihm hinblickte, entging dem Junker, der noch gedankenvoll durch die Scheiben sah, wie Georg seine Pistole aufs neue lud. Als er sich dann zu ihr zurückwandte, hatte sie ihre Arbeit aufgenommen...

„Sie aber", fuhr er fort, an seine letzten Worte anknüpfend, „können mich nicht lieben, Ihnen war die Ehe mit mir verhaßt. Ein anderer hätte sich wohl gefaßt und die Bitterkeit verschmerzt, ich vermag es nicht.

Wir sind keine Kinder, und so sag' ich: es gibt schönere Mädchen als Sie, zärtlichere, aber lieben werde ich doch keine wie Sie, Hertha! Dem allen widersprechen Sie nicht, es ist die Wahrheit! Sie kennen meine Leidenschaft, warum kamen Sie hierher, wo täglich der Wind Ihren Namen zu mir hinübertragen muß, wo ein Begegniß auf der Haide unvermeidlich ist? Wo ich an diesem verwünschten Hause nicht vorüber kann, ohne hinaufzuschauen, ob Sie am Fenster stehen? Wo Ihre Nähe beständig den Wunsch des Herzens erneut, mit Ihnen zu reden, Ihre Hände zu berühren, ja nur das Rauschen Ihres Gewandes zu vernehmen! Sie sind grausam, Hertha, Sie wollen die Wunden, die Sie mir schlugen, nicht vernarben lassen, Sie freuen sich daran, daß sie noch bluten!"

„Ein Wort der Vertheidigung, Herr von Lauken! Ueber ein Jahr ist es nun her, daß wir uns trennten. Damals wähnte ich, Italien läge weit genug von dieser Insel; ich täuschte mich. Der erste Fremde, der mir in Neapel begegnete, waren Sie. Er will an diesen herrlichen Gestaden vergessen lernen wie du, dachte ich und räumte Ihnen den Platz, nur um in einem stillen Thale Tirols, wohin ich mich zu einer Freundin geflüchtet, Sie wieder zu treffen. Ich bin keine Amazone und Weltreisende; ich hatte das Meinige gethan, Sie

zu vermeiden, und mußte fortan das Uebrige dem Geschick allein anheimgeben. Nach der Insel kam ich auf den Wunsch des alten Fürsten, dem ich stets wie meinem Vater gehorsam gewesen bin. Dies Haus wählte ich mir zum Aufenthalt, weil in dem meinigen, unten im Badeort, gebaut wird, mir selbst, in meiner Stimmung, die Gegend hier, die schmale Haide zusagt; es ist zwischen mir und dieser Natur eine unaussprechliche Sympathie. Warum, möcht' ich jetzt fragen, stören Sie mir meine Einsamkeit? Warum tragen Sie in meine Ruhe Ihre Unruhe? Sie verfolgen mich auf Schritt und Tritt; in Ihrer Heftigkeit sind Sie fähig, mich auf offener Straße anzuhalten. Ich wage nicht mehr ohne Begleitung den kleinsten Spaziergang. . . In meiner Noth klagte ich über Ihre Zudringlichkeit bei dem Fürsten und bat um seinen Schutz."

„Der Fürst!" Wild lachend schlug er mit geballter Faust auf den Tisch. „Der alte Schwätzer und Ränkeschmied! Mein Fürst ist er nicht! Er ist Unterthan des Königs so gut wie ich und hat einem Edelmanne nichts zu befehlen! Seinen Dienern und Hundejungen mag er Gesetze vorschreiben, mir nicht! Will er mir vielleicht verbieten, hier vorbeizureiten? Er weiß wohl, daß er viel in die Luft hineinreden kann. Einen alten Mann, den die Gicht peinigt, fordert man nicht zur

Rechenschaft. Und sein Sohn ist fern. Wäre der im Schlosse gewesen, sie hätten eine Geschichte mehr von dem tollen Lauken zu erzählen gehabt!"

Wer das Fräulein während dieser heftigen Rede des Junkers schärfer beobachtet, der hätte das Beben ihres Körpers bemerken müssen, die fieberhafte Röthe, die sie von der Stirn bis zum Nacken überflog, als er den Sohn des Fürsten erwähnte. Sie verbarg schweigend das Gesicht in ihre Hände, als wollte sie so den Sturm über sich austoben lassen.

Mit hart auftretenden Schritten — die Sporen klirrten ihm an den Füßen — durchmaß Hans Lauken inzwischen das Zimmer, hin und her, die Fäuste geballt, zornfunkelnd die Augen; jetzt ihm entgegenzutreten oder zu widersprechen, wäre ein schlechter Rath gewesen.

„Und es ist auch so", brach seine verhaltene Wuth aus, „der Fürst ist schuld an unserer Trennung. Thöricht habe ich mein Herz gescholten, das mich immer vor diesen falschen Freunden warnte, und es hatte doch recht. Der Fürst wird Ihnen erzählt haben, daß ich ein Spieler, ein Wüstling sei; wie man Kinder mit dem Knecht Ruprecht schreckt, so wird er Sie mit dem Bilde erschreckt haben, das er von mir entworfen. Wahrlich, ich bin nicht toll, aber wenn einem die Menschen und das Leben so böse und falsch mitspielen wie mir, steigt

einem das Blut bisweilen nach dem Kopfe und man fährt darunter, fuchswild, wie sie's heißen, wie unter eine Meute böser Hunde. Ich war besser, als ich an Ihre Liebe, Hertha, als ich an die Freundschaft des Prinzen glaubte. Als dann der Sonnenschein aus meinem Leben fort war und Nacht um mich her, Nacht und Dunkel, da sind auch in mir die finstern Geister erwacht, die in uns allen schlummern. Warum habt ihr sie aufgeweckt? Ich rief sie nicht, nun sind sie da, euch zur Qual und mir!"

Ein Sonnenstrahl durchbrach eben das graue Gewölk am Himmel und glitt durch die Scheiben, in einem feinen goldenen Streifen über die Dielen des Fußbodens hinzitternd. Hertha erhob sich; die ängstliche Schwüle im Gemach beklemmte die Brust, die Erregung, in deren Gewalt er war, drohte sich auch ihr mitzutheilen; all ihren Muth zusammennehmend, sagte sie, um das Gespräch rasch zu endigen: „Ich bin nicht Ihre Schicksalsgöttin, Herr von Lauken, jeder ist sich sein eigenes Geschick. Härter als Sie es thun, klage ich mich meines leichtsinnigen Spiels mit Ihren Gefühlen an, ich bereue es seit Jahren, aber ändern kann ich seine unglücklichen Folgen nicht. Verachten Sie mich, ich schrieb es schon einmal, verachten, vergessen Sie mich."

„Nicht darum kam ich hierher. Ich wollte noch

einmal versuchen, Ihr Herz zu rühren, Sie freundlicher für mich zu stimmen."

„Verlorene Mühe; ich kann nicht die Ihre werden."

Er griff nach ihren Händen, aber sie hielt sie festgefaltet auf ihrer Brust und der finstere Blick, den sie ihm zuwarf, sicherte sie vor seiner Berührung.

Und als wäre sie durch diesen Beweis der Herrschaft, die sie über ihn noch ausübte, entschlossener geworden, fuhr sie fort: „Meine Gegenwart quält Sie hier, sie hat Veranlassung zu den peinlichsten Auftritten gegeben: versprechen Sie, mir nicht zu folgen, mich nicht wieder zu sehen und ich verlasse morgen dies Haus und die Insel."

„So sehr hassen Sie mich also? Sie wollen die Heimath fliehen, nur um mir nicht zu begegnen? Draußen, in der weiten Welt, werden Sie nicht zürnen, wenn die Augen der Männer voll Leidenschaft Sie betrachten, wenn man Ihnen huldigt, Ihnen schmeichelt — hier grollen Sie mir, weil ich Ihnen von Liebe, von der Liebe des treuesten Herzens rede, das Ihnen noch angehört hat. Sie sind keine Amazone, sagten Sie vorhin, und wenn Sie schutzlos" —

„Vor Wind und Wetter beschütze ich mich allein und gegen die, welche mir ihre Neigung aufdrängen

wollen, Herr von Lauken, hoffe ich überall, in der Prora wie draußen, Freunde und Vertheidiger zu finden."

Unabsichtlich waren sie beide dem Fenster näher getreten; drüben unter den Tannen ging Georg, wie es schien, in gleichmüthigster Ruhe, mit einem Jägerburschen plaudernd, auf und nieder.

„Vielleicht den da?" zeigte Hans von Lauken hinaus; er warf die Lippen spöttisch und drohend auf.

Hertha's leicht gekränkter Stolz ertrug diese Bewegung nicht. „Möglich", erwiderte sie, „Herr Georg Rechberg ist ritterlich und weiß, was man den Frauen schuldet."

„Und ich weiß es nicht!" Es war ein rauhes, häßliches Lachen, das der Junker ausstieß. „Nicht wahr, ich könnte von meinem bürgerlichen Vetter feine Sitten lernen? Loben Sie ihn nicht zu sehr, Fräulein Hertha; wir beide haben schon einen Span zu brechen, und es hat noch nie gut gethan, daß die Frauen in den Streit der Männer ihr Wort gesäet. Ich dulde es nicht, daß Sie mit ihm..."

„Lange genug habe ich Sie angehört, Herr von Lauken, geduldiger als jemals Ihre Klagen, Ihre Beleidigungen gehört; die letzten überschreiten allmählig das Maß! Wer bin ich denn, daß Sie mich Hertha nennen, mir Lehren wie einem Kinde oder Ihrer Magd zu geben wagen?

Ich heiße Fräulein von Witting und werde in allem thun, was mir beliebt. Ohne Eifer, mein Herr; in Ihrer Wuth können Sie mich niederschlagen, Sie erhoben ja schon einmal Ihre Hand gegen mich, aber meine Seele beugen Sie darum nicht zur knechtischen Furcht!" Wie sie so in fürstlicher Hoheit, das Haupt aufgerichtet an dem erbleichenden Manne vorüberschritt, hatte sie etwas Unnahbares.

Längst war sie schon aus dem Gemach; er stand wie angewurzelt noch auf derselben Stelle, in der tiefen Stille glaubte er das leise Rauschen ihres seidenen Gewandes, ihre Schritte zu vernehmen, wie sie die Treppe nach ihrer Wohnung hinaufstieg. Keines Wortes war er mächtig; wie ein Wetter sich am Himmel zusammenballt, dunkle Wolken in schwefelgelbe sich verschlingen, so zuckte und glühte und dunkelte es in seinem Gesicht. Ein-, zweimal schlug er sich vor die Stirn, seine Lippen öffneten sich, aber nur ein schriller, heiserer Laut schlüpfte darüber; dann noch ein Schütteln seines Kopfes, ein Dehnen, ein Strecken des Körpers — wer ihn so gesehen, hätte an den Löwen gedacht, der sich zum Sprunge rüstet — hastig raffte er seinen Hut, seine Reitgerte auf...

Wie der Blitz war er aus dem Zimmer und sprang die steinernen Stufen vor dem Hause hinunter.

„Wo ist mein Pferd?" herrschte er lautrufend dem Burschen zu, der mit Georg unter den Bäumen redete.

„Die Knechte haben es in den Stall geführt und ihm Hafer vorgeschüttet", antwortete der, „das arme Thier war ja halb todt von dem wilden Ritt."

„Ist mein Pferd und kümmert Euch nicht! Holt es her!"

Die Sonne kämpfte am Himmel noch einen harten Kampf mit dem Gewölk; wenn sie in diesem Augenblick Siegerin schien, jagte im nächsten der Wind von der offenen See her eine graudüstere Wolkenschicht über sie hin. Doch fiel auf die Wipfel der Tannen ein goldiges Licht und irrte über den Rasen wie ein verstohlener Liebesblick; die bläulichen und blaßrothen Ericas glänzten dann duftiger, ein Hauch der Frische und Schönheit zog durch die einsam daliegende Haide.

In der einen Hand die Pistolen, die andere schützend über die Augen haltend vor den Sonnenstrahlen, die in ihrem jähen Aufleuchten und Entschwinden etwas Blendendes hatten, schaute Georg in die Schlucht der Prora, die sich unweit von dem Försterhause tiefer der schmalen Haide zusenkte, als Hans Lauken seine Schulter berührte, nicht herausfordernd, eher wie einer, der den anderen auf irgendeine Erscheinung aufmerksam machen will.

Kaltblütig wandte sich Rechberg um: „Was gibt's, mein Herr?"

„Ich habe die Ehre, einen weitläufigen Vetter in Ihnen zu begrüßen; die Frau Försterin sagte es mir."

„Weitläufig? Ich denke, wir sind leidlich nahe verwandt; indessen, wie Sie es betrachten wollen."

„Wir sind nicht allzu freundlich mit einander bekannt geworden..."

„So sagen wir uns hier um so freundlicher Lebewohl. Da kommt Ihr Pferd."

„Sie haben eine eigene Art des Umgangs."

„Vergebung, ich lernte sie von Ihnen!"

„Herr!" ... Aber er sah nur mit einem unbeschreiblichen Blick in dem Selbstgefühl seiner Größe und Stärke, auf Georg nieder und schritt dem Knecht entgegen, der den stattlichen Rappen am Zügel vorführte.

Möglich, da Georg nicht der Mann war, sich leichtsinnig in einen gefährlichen Kampf einzulassen, zu dem ihn jetzt noch nicht der Schatten einer Ehrenkränkung zwang, daß damit das Zusammmentreffen beider Vettern geendigt, hätte sich da nicht Hertha an ihrem Fenster gezeigt.

Vor wenigen Minuten hatte sie noch darüber gespottet, nun war sie doch die Norne der beiden Männer.

Denn Georg meinte, sie müsse den mitleidigen und siegesgewissen Blick des „tollen“ Junkers gesehen haben, und um nicht den Verdacht der Feigheit auf sich zu laden, sagte er: „Bei alledem, wenn es dem Herrn Vetter genehm ist, könnten wir unsere Unterhaltung, die so kurz abbrach, auf einem Spazierritt durch die Haide fortsetzen und versuchen, ob wir nicht von einander eine günstigere Meinung gewönnen.“

Hans von Lauken erwiederte: „Die Straße ist frei und die Haide still und weit genug, daß sich zwei darin aussprechen können, Gutes und Böses, ganz, wie ihnen der Sinn steht.“

Georg hatte sich schon mit der Bitte an den Burschen gewandt, ihm eins der Pferde, auf denen der Förster zuweilen zu reiten pflegte, aufzuzäumen; Lauken nahm das seine selbst am Zügel.

„Wollen Sie die Puffer mitnehmen?“ Er zeigte auf die Pistolen in Georg's Hand und führte zugleich sein Roß eine Strecke vom Hause weg; Georg verstand ihn und blieb an seiner Seite.

In einer Entfernung, wo sie vor jedem Lauscher sicher waren, entgegnete er: „Zum Vergnügen; ich habe noch nie von einem Strandstein nach den Möven geschossen.“ Damit bot er die eine Waffe dem Junker dar.

Fast allzu schnell griff dieser danach. „Geladen?“

„Fehlt nur der Kupferhut auf dem Hahn. Und die hab' ich hier“ — er holte ein kleines Ledertäschchen hervor.

„Herr Vetter“, rief der andere, „Sie gefallen mir in jeder Minute mehr!“

„Lauken'sches Blut“ — so verbeugte sich Georg.

Jeder hatte seine Waffe in der Brusttasche seines Rocks verborgen; als wären sie im besten Einverständniß, kehrten sie wieder nach dem Hofe zurück.

Das Pferd, das Rechberg besteigen sollte, sah nicht eben prächtig neben dem stolzen, edel gebauten und kräftigen Rappen des Edelmanns aus, braun von Farbe, mit großem, unförmlichem Kopf, breit und ungeschlacht.

„Vom Haupt zum Schweif ein Bauer“, meinte Hans Lauken und schwang sich in den Sattel, als wäre Mann und Roß eins; aufragend, wie in Erz gegossen saß er. Die Mägde und Knechte im Hofe betrachteten ihn mit hellen Augen; er war doch ein geborener Edelmann und hatte jenes stattliche Aussehen, das den Sinn des Volkes so leicht besticht. Georg Rechberg trat weit hinter ihm zurück; der leichte, schlanke Reiter nahm sich auf dem schwerfälligen Thiere unschön genug aus.

Der Junker lachte ingrimmig und boshaft in sich hinein, als sie an dem Hause vorüberritten und Rechberg

seinen Hut vor Hertha abnahm, die erschreckt und verstört aus dem Fenster sich hinauslehnte. Sie möchte ihn gern zurückrufen, dachte er bei sich; sie ahnt, daß er von dem Ritt nicht gesund wiederkommen wird, aber sie wagt es nicht.

„Wo wollen denn die Herren hin?“ fragte sie, ihre Angst hinter einer lustigen Mine versteckend, Frau Marie, die vor die Hausthür getreten.

„Uns die Haide besehen, Frau Försterin“, antwortete der Junker. „Und wenn der Herr Vetter hier nicht zum Mittagsbrod bei Ihnen einreitet, ist er drüben bei mir in Lauken, wohl aufgehoben und geborgen wie in Abraham's Schooß! So wahr ich Hans Lauken bin!“

Die Regenwolken waren wieder mächtig heraufgezogen, die Tropfen fielen stärker; sausend ging der Wind in einen Sturm über — da verschwanden die Reiter in der Senkung der Schlucht.

Wie aber auch der Regen ihr in das Gesicht schlug und der Sturm ihr schwarzes Haar zerriß: Hertha wich nicht von ihrer Stelle. Es gibt ein Unglück — niemand sprach es aus und doch hörte sie es von allen Seiten, aus dem Flug der Vögel, die in ihre Nester flüchteten, aus dem Rauschen der Wipfel. Sollte zu der ersten Schuld eine zweite sich auf ihre Seele wälzen? Eine

Schuld, die sie nicht begangen und deren Ursache und Grund doch sie allein war? Um ihretwillen mußte Georg Rechberg mit dem heftigen Mann in Streit gerathen. Während du hier stehst und träumst, hat er ihn vielleicht schon getödtet, durchfuhr es sie. . .

Indem erscholl es wie der Hülferuf einer menschlichen Stimme aus der Ferne — noch einmal und dann Hufschlag, immer näher, immer lauter.

An dem Fensterkreuz hielt sie sich fest; jetzt mußte der Reiter aus der Schlucht hervortauchen und auf die Ebene hinaufsprengen —

Legte sich denn ein Schleier vor ihre Augen, täuschte sie ein Blendwerk?

Da ritt im wilden Trabe, ohne Hut, mit flatterndem Haar, Georg in den Hof.

III.

Die Aufregung, der Ritt hatten Georg athemlos und fast sprachlos gemacht; als er im Hofe vom Pferde sprang, die vom Regen und Schweiß nasse Stirn trocknete, erschraken Frau Marie und Hertha, die hinausgeeilt, über sein verstörtes Aussehen.

Sie wagten kaum zu fragen, was denn geschehen, aus Furcht, das Schlimmste zu hören; desto lauter riefen die Mägde und Knechte durcheinander: „Was giebt's? Wo ist der tolle Hans geblieben?"

Hatte wiederum David den Riesen Goliath erschlagen?

Georg Rechberg brauchte noch einige Minuten, ehe er sich so weit gesammelt, um berichten zu können, Herr von Laufen habe Unglück gehabt; bei einer jähen Senkung der Schlucht habe sich sein Rappe plötzlich hoch aufgebäumt und seinen Reiter abgeworfen, dessen Fuß sei im Steigbügel hängen geblieben, eine Strecke habe ihn das wildgewordene Thier weiter mit sich fortgerissen,

dann habe sich der Fuß zum Glück aus dem Bügel gelöst ... er selbst sei zu ihm geeilt, habe ihn noch lebend gefunden und sei, um Hülfe zu holen, da er allein nicht die Kraft gehabt, den Verwundeten fortzuschaffen, nach dem Forsthause zurückgejagt. Dem scharf aufhorchenden Ohre Hertha's war es, als zittere im Anfang Georg's Stimme, als suche er wie in Unruhe und Verwirrung nach Worten; aber das mochte die Folge seines Schrecks, seiner eigenen Theilnahme an dem Unfall Lauken's sein. Denn je weiter er in seiner Erzählung vorrückte, um so sicherer und gelassener wurde er; zuletzt erschien er allen wieder als der gleichmüthige, kalte, immer von einer gewissen Langeweile gequälte Mann, wie sie ihn schon kannten. Er hatte eben seinen Bericht beendigt, da kam der Förster aus der Haide. „Wie vom Himmel gesandt!“ sagte Georg ihm entgegen, und während Hedrich eine Tragbahre herbeiholen ließ, Marie und Hertha Kissen und Decken brachten, um den Verunglückten in das Haus schaffen zu lassen, entfernte sich Rechberg auf eine kurze Weile nach seinem Zimmer. Aber noch ehe sie mit ihren Vorbereitungen fertig waren und nach der Schlucht aufbrachen, erschien er wieder im Hofe. Seinen Rock hatte er abgestäubt, statt des Hutes trug er eine leichte grünseidene Mütze.

„Wo ist mein Pferd?“ fragte er.

„Wohin wollen Sie denn?"

„Wohin? Das ist doch klar, lieber Hedrich! Hinunter nach dem Flecken und den Arzt holen! Wir werden den armen Herrn von Laufen nicht heilen können. Warum war er auch so hitzig!"

„Hatten Sie Streit? Wenn ihm der Zorn in das Gesicht tritt, hat er gleichsam eine Wolke vor sich."

„Streit? Bewahre! Wir sprachen von seinem Gute, von alten Zeiten. Guten Morgen! In zwei Stunden bin ich hoffentlich mit dem Arzt wieder hier. „Ach, mein gnädiges Fräulein", das sagte er, zu Hertha gewandt, die regungslos wie ein Steinbild dastand und ihn mit ihren großen dunkeln Augen anstarrte, eine Frage im Blick, die sich nicht zu einem Wort gestalten wollte, „Sie haben richtig prophezeit, das ist ein Regentag!"

Diesmal lachte ihm keiner nach, als er aus dem Hofe gen Süden ritt . . .

Frau Marie eilte in das Haus zurück, ein Bett für den Verwundeten herzurichten; im Herzen war sie froh, so aus der Nähe Hertha's auf gute Weise fortzukommen; es hätte auch niemand Vergnügen gemacht, mit dem Fräulein zu reden, so finster und dämonisch schaute sie aus. „Sie ist doch eine Hexe", zischelte die

eine Magd der andern ins Ohr, „sie hat die beiden behext! Der Lauken stirbt, glaub mir's!"

Eine Weile war Hertha willens gewesen, sich den Männern anzuschließen, die gerade hinter den Büschen und Höhen der Schlucht entschwanden, hatte sich dann anders besonnen und stand jetzt unter den Tannen, vielleicht auf derselben Stelle, darauf vorhin Georg Rechberg nach dem Vogel geschossen. Die mächtigen Bäume mit ihren weitausragenden Aesten schützten sie indessen vor Sturm und Regenschauer, allmählig machte sich auch die Hitze des Augusttages geltend. Blieben ihr aber die Männer zu lange, oder konnte sie die eigene innere Ungeduld, die Angst der Ungewißheit nicht mehr bezwingen, wie sie war, ohne Hut und Mantel, ging sie der Schlucht zu; nur das schwarze, mit Spitzen besetzte Tuch, das sie umgenommen, als sie Rechberg's Ankunft hinuntergerufen, zog sie über den Kopf, daß es wie eine Art kurzer Schleier über ihre Stirn fiel.

Zu welchem kläglichen Anblick sollte sie da kommen! Sie hatte den Eingang der Schlucht erreicht und hielt in ihrem raschen Lauf inne, weil der Regen die Steine schlüpfrig gemacht und sie auf dem abschüssigen Wege auszugleiten fürchtete. Da trugen die Männer Hans Lauken herauf — ihr war es, als sei es eine Todten-

bahre. Bewußtlos, blutend lag der Junker, die Augen geschlossen, auf den Kissen; das Gesicht entstellt, bestaubt, von Steinen und Dornen blutig gerissen, an dem Kopf eine gefährliche Wunde . . .

Es fehlte nicht viel, so wäre sie an der Bahre niedergesunken. „Lebt er noch?“ flüsterte sie tonlos Hedrich zu, der voranschritt.

„Als wir ihn aufhoben, schlug er die Augen auf. Er hat den Arm gebrochen, dazu den Riß dort am Hinterkopf — nun, das ist kein Schauspiel für Sie! Der Arzt wird seine Mühe haben und der tolle Hans das Stillliegen lernen müssen. Wenden Sie das Gesicht ab, Fräulein Hertha, es ist kein erfreulicher Anblick!“

Dennoch wandte sie das Auge nicht von dem Verwundeten ab; keine Thräne hing an ihren Wimpern, keine Muskel in ihrem stolzen und kalten Gesicht regte sich mehr, nur über ihre Lippen ging eine ganz leise Bewegung. Sie hat ihn immer gehaßt, wie wird sie sich freuen, daß sie von ihm erlöst ist! dachte wohl der eine und der andere von den Männern; selbst Hedrich, der sie wegen ihres hochfahrenden Wesens und ihrer oft bösen Laune nicht mit günstigen Blicken betrachtete, ertappte sich auf einem ähnlichen Argwohn, den seine Gutmüthigkeit freilich im nächsten Augenblick verwarf.

Was aber in ihrer Seele auch auf- und niederwogen mochte, ob Liebe, ob Haß, Hertha wich nicht mehr von der Seite der Bahre, und als man den Junker auf das Lager gebettet, wollte sie ihm den ersten Verband anlegen. Daran hinderte sie denn niemand; so saß sie am Bett nieder, als wäre sie eifersüchtig auf seinen ersten Blick gewesen. Die Augen öffnete Hans von Lauken wohl, aber er erkannte seine Pflegerin nicht, ein schweres Wundfieber hielt ihn in seinen Banden.

Gegen alle Erwartung traf Georg mit dem Arzte schon nach einigen Stunden ein. Für lebensgefährlich erklärte er die Verwundungen des Junkers nicht, bedenklicher machte ihn das Fieber; es könne leicht, da Lauken nach seinem Sturz so lange dem Unwetter ausgesetzt, auf dem feuchten Erdboden gelegen, in ein Nervenfieber umschlagen. Ruhe sei dringend geboten. An ein Fortschaffen des Kranken nach dem Herrenhause war unter diesen Umständen nicht zu denken; der Arzt versprach, über Nacht zu bleiben und den Fortgang der Krankheit zu beobachten. Georg hatte sich bei dem traurigen Vorfall von einer Umsicht und entschlossenen Tüchtigkeit gezeigt, daß es allen wie der Verlust eines Freundes erschienen wäre, wenn er jetzt, da am Nachmittag sich der Himmel aufklärte, von ihnen gegangen. Noch ehe aber Hedrich oder Frau Marie eine Bitte an

ihn gerichtet, noch länger mit ihrer Gastfreundschaft fürlieb zu nehmen, erklärte er bei Tische: ihm sei es Pflicht, in der Umgegend zu verweilen, bis in dem Zustande des Herrn von Lauken eine Entscheidung zum Guten oder zum Bösen eingetreten; dabei kam er noch einmal auf das unglückliche Ereigniß, diesmal in ausführlicherer Schilderung, zurück. Sein Vetter habe im Scherz geäußert: sie sollten im Galopp die Schlucht hinunterreiten; er habe es verweigert, weil er weder des Weges kundig, noch seines Pferdes sicher gewesen sei; trotz seiner Warnung habe Hans Lauken seinem Thier die Sporen gegeben; da, er wisse nicht wodurch, erschreckt, denn er sei hinter dem Vetter ein gutes Stück zurückgeblieben, habe sich der Rappe in einem wüthenden Sprunge aufgebäumt und nun sei das Unheil geschehen, blitzschnell, nicht drei habe er zählen können. Im Verlauf seiner Erzählung fragte er obenhin, ob man in der Tasche des Junkers die Pistole gefunden habe; Hedrich hatte sie im Gebüsch liegen gesehen und aufgehoben, sie mußte bei dem Sturz ihm entfallen sein. Georg trug die seine noch bei sich, in beiden steckte noch der Schuß. Nur Hertha, die dem allen in scheinbar tiefster Theilnahmlosigkeit zugehört, fragte: „was denn die Herren mit den Waffen beabsichtigt?“

Darauf lachte Georg: „er wisse es selbst nicht, aber

sein Vetter habe gemeint, eine Waffe passe immer in die Hand eines Mannes; möglich, daß sie nach den Möven geschossen hätten."

Die andern waren viel zu sehr mit dem wirklichen Unglück, das den Junker betroffen, beschäftigt, um sonderlich auf Hertha's Frage und Georg's Antwort Acht zu geben; Hedrich schüttelte wieder und wieder den Kopf: „Der tolle Hans vom Pferde gestürzt! Ein Engel vom Himmel hätte es mir gestern verkündigen können, ich hätt's nicht geglaubt, und nun ist's doch wahr! Sie hatten gleich eine böse Ahnung, als Sie ihn gestern Abend sahen, Herr Rechberg, sprachen von Lucifer" ...

„Pah, ein dummes Wort, lieber Hedrich! Ein Herkules, wie mein Herr Vetter ist, stirbt nicht an einem gebrochenen Arm. So wenig wie an gebrochenem Herzen. Auf seine Gesundheit!" Und er trank ein paar Tropfen aus seinem Glase.

Da man von den drei Fremdenstuben im zweiten Stockwerk des Hauses die, dem Zimmer, das Georg bewohnte, zunächstliegende für den Kranken eingerichtet hatte, zog Georg es vor, um ihn nicht zu stören, unten zu bleiben; die andern meinten, daß auch er wohl der Ruhe bedürfen möchte, und ließen ihn bald allein. „Versucht's mit einem Schläfchen, junger Herr!" sagte der Jäger. „Ihr seht angegriffen aus." Und mehr noch

als diese Aufforderung lockte der hohe, weichgepolsterte, mit grünem Leder überzogene Armstuhl. Wer eine Viertelstunde später neugierig durch die Thür geguckt, hätte Georg Rechberg halb ausgestreckt in dem Sessel liegend, im ruhigsten Schlaf gefunden. Ueber seine innerliche Aufregung hatte die körperliche Ermüdung gesiegt. Und wie dieser Tag auch enden mochte, für ihn war er ein glücklicher gewesen. Einer großen Gefahr war er entronnen; mit dem, der nun über ihm im Fieber stöhnte, hatte er etwas wie einen Todesritt gewagt; das Glück und seine eigene Kaltblütigkeit hatten ihn bewahrt. In seinem Gesicht stand das Lächeln des Siegs, jener spöttisch höhnische Zug, der Frau Marie schon einmal stutzig gemacht. Dauernd war sein Schlummer nicht; er erwachte bald, aber seine Augen blieben geschlossen und der Ausdruck der Freude wich nicht aus seinem Gesicht. Wunderliche Vorstellungen, Wünsche, Traumgestalten irrten durch seinen Sinn — „hoffentlich", sagte er still bei sich, „wird er so bald nicht wieder aufkommen oder, wenn es geschieht, jede Lust zu neuem Streit verloren haben. Es ist doch kein so leichtes Spiel mit mir, wie Sie dachten, mein adeliger Herr Vetter! Und das Fräulein — sie schaut mich an, als wollte sie an meiner Hand eine Blutspur entdecken . . . Duncan's Blut, das an der Hand Macbeth's klebt! Die Frauen sind so eigen-

sinnige Geschöpfe, unbestimmbar wie Unwetter und Sonnenschein im April — ein Narr, wer ihnen traut. Vielleicht verliebt sie sich jetzt in den, der ihr bisher so verhaßt war. Wetter, und du hättest die Ehe zu Stande gebracht! Darum verlohnte es sich auch, den Menschenfreund zu spielen und den Arzt zu holen."

Hertha und Hans Lauken versöhnt — der Gedanke peinigte ihn, er sprang auf. „Mich kümmert's freilich nicht", meinte er halblaut und dennoch ärgerte, erbitterte es ihn. Liebte er das Fräulein? Lieben, das mochte ein zu vielsagender Ausdruck sein, aber eine unsichtbare, magische Fessel war da, die ihn umschlang und mit einer gewissen unwiderstehlichen Gewalt seine Gedanken zu Hertha zog. Mitten in seinem Sinnen ward geklopft und Frau Marie fragte durch die halbgeöffnete Thür, ob er willig sei, Fräulein von Witting auf einem Spaziergang an die See zu begleiten. Ihr Mann müsse an einem Bericht schreiben und sie selbst wolle das Fräulein am Krankenbett ablösen.

Georg antwortete bejahend und so befand er sich bald nachher an der Seite der Dame in Schwarz. Heute weiß man doch, warum sie schwarz trägt, dachte er. In glücklichster Stimmung war er nicht und Hertha in ihrer Schweigsamkeit erhöhte nur sein Unbehagen. Nach dem ersten kurzen Dank für seine Bereitwilligkeit

hatte sie auf alle seine Reden kaum eine einsilbige Antwort gehabt und er zuletzt die Laune verloren, sie zu unterhalten. Wohl gab es durch den Forst um die Schlucht herum einen vielverschlungenen Waldpfad, der nach der Schmalen Haide zu mündete, und man hatte ihm versichert, daß er angenehm zu gehen sei und manche schöne Punkte, Lichtungen und Fernblicke auf das durch die Buchenwaldung blitzende Meer biete, allein Hertha schlug absichtlich den Weg durch die Senkung ein.

Aergerlich entfuhr es ihm: „Wollen Sie den Schauplatz des“ — ihm saß das Wort „Verbrechen“ auf der Zunge, doch bezwang er sich noch und hob von neuem an: „den Schauplatz des Unfalls ansehen?“

„Ich pflege täglich durch die Schlucht zu gehen; ist es Ihnen unangenehm?“

„Warum, mein Fräulein?“

Darauf schwieg sie und zog nur den Schleier dichter um das Gesicht; wer aber will es Georg verargen, wenn der Gedanke in ihm aufstieg: „es ist nicht alles in Ordnung in ihrem Kopfe, wenigstens nicht so wie bei uns andern; es ist da eine Verwirrung, eine Bethörung — geschieht dir übrigens recht, warum hast du dich mit deinem prosaischen Gemüth auf Abenteuer eingelassen“ . . . Von dem erfrischenden Regen des Morgens duftete und blühte es in der Schlucht, der starke würzige

Geruch des Haidekrauts erfüllte die Luft. Sanft wehte der Wind, eine mildlächelnde, freundliche Sonne stand am Himmel. Sie konnten beide wieder die alltägliche Bemerkung machen, daß die Natur weder von unserm Glück noch von unserm Unglück berührt wird, nicht unsere Freude noch unser Leid theilt; die niederdrückende Bemerkung, daß in der Harmonie des Weltganzen unsere Geburt wie unser Tod eben nur der Fall eines Sandkorns ist.

„Hier war's", sagte Georg.

Gerade auf dem Höhepunkt des Weges standen sie. Vor ihnen fiel er steil nieder, durch die vielen umherliegenden Steine wurde er für Reiter und Wagen noch gefährlicher.

„Hier wollte mein Herr Vetter mit einem Satz hinab, aber sein Pferd war klüger als er."

Einen prüfenden Blick warf Hertha umher, auf Georg; seine Unbefangenheit, die spöttische Kühle seines Wesens entwaffnete ihren Verdacht. Du hast ihm zu viel gethan — im Gefühl ihrer Verschuldung reichte sie ihm die Hand. „Helfen Sie mir hinunter", bat sie, „mir flimmerts vor den Augen."

Rechberg berührte ihre Hand mit der seinen: „Sie können sie getrost ergreifen, es ist nicht die Hand von Franz Moor."

„Sie strafen mich hart und haben doch meine Blicke falsch gedeutet. An einen Zweikampf dacht' ich, mußte ich denken, denn Herr von Lauken schied im wildesten Zorn gegen Sie von mir und ich fürchtete" . . .

„Doch nicht seinetwegen?"

„Ihretwegen, Herr Rechberg!"

Sollte er darin einen Beweis ihrer Theilnahme für ihn erkennen? Oder drückte ihr Wort nur jenes Mitleid aus, das wir empfinden, wenn ein Schwächerer von einem Stärkeren zum Kampfe herausgefordert wird?

„Für mich! Zu viel Huld, mein Fräulein! Wir mochten beide streitlustig sein, aber es kam nicht dazu. Einfach, weil es zu wild stürmte und zu heftig regnete. Habe ich überhaupt einen Grund, meinen Vetter zu hassen?"

„Braucht man zum Haß einen Grund? Eine Ursache, die man erklären könnte? Ist es mit dem Widerwillen nicht wie mit der Neigung? Sie sind da, geheimnißvoll, unerklärlich."

„Mag sein. Das Gefühlsleben läßt sich schwer unter allgemeine Gesetze bringen und jeder von uns hat ein Unausgesprochenes in der Seele. Ich aber liebe Ordnung und Klarheit, wie in meinem Haushalt so in meinen Empfindungen; ich lege mir von meinem Haß wie von meiner Liebe Rechenschaft ab."

Eifrig erwiederte Hertha: „Waren Sie immer so verständig und kühl, so haben Sie weder die eine noch die andere Leidenschaft —“ sie unterbrach sich selbst mit einem unwilligen Kopfschütteln, voll Verdruß, daß ihre Lebhaftigkeit sie bis hart an die Grenze dessen geführt, was sie für schicklich hielt.

„Jemals empfunden“, ergänzte er. „Leicht möglich! Mir gefiel die Aufregung nie. Einer der nüchternsten Gesellen unter diesem glänzenden Sommerhimmel, der jetzt neben Ihnen geht. Zwei Dinge bestimmen den Charakter eines Menschen und in Wahrheit kann er für beide nichts; seine Leibesbeschaffenheit und seine Erfahrungen. Leidenschaften verzehren; liebte ich wie Romeo oder wäre ich ein Spieler, läge ich vermuthlich schon unter der Erde. Nun, ich liebe das Leben mäßig, mein Fräulein, so daß ich das meinige nicht vor der Zeit verkürzen möchte. Darum bin ich für die Gelassenheit und die Geduld!“

„Und wurden doch heute so heftig!“

„Galt es nicht, Sie zu — nicht doch, wenn man einen wilden Stier auf sich zurennen sieht, nimmt man doch auch eine Waffe zur Hand.“

In die Schmale Haide waren sie hinabgestiegen und schritten einen Seitenpfad zu dem offenen Meere hin. In dem mächtigen Geräusch der heranrollenden Wogen

verstummten sie. Zuweilen ist die Ostsee an diesen Küsten, wenn ein goldener Sonnenschein sie mit seinen Strahlen tränkt, von einer zauberhaften Bläue. Wären die Ufer schöner geschwungen, die Bäume dunkelgrüner: könnte man sich an die Gestade des Mittelmeeres versetzt glauben. Hier aber am Saum der Haide bewahrte doch die Landschaft trotz der Helle und des Glanzes von Wolken und Wasser den nordischen, düstern Ton. Als sie die See vor sich sahen, war ein neues Leben in Hertha gekommen, ihr Auge glühte, sie schlug ihren Schleier hochauf und eilte mit flüchtigen Schritten den Strandsteinen zu. Georg war es, als wehe ein ätherischer Hauch um ihre Gestalt, als schwebe sie gleichsam. Verwunderungsvoll, entzückt betrachtete er sie. „Noch einmal so weit wird meine Seele in diesem Anblick", sagte sie, nach ihm sich zurückwendend und deutete auf das unermeßlich sich ausdehnende, hin- und herrauschende Meer.

Auf einen der breiten grauen Steine, über den nur selten die letzten Schaumperlen einer Welle hinspritzten, hatte sie sich niedergesetzt. Ihnen im Rücken stand die Sonne, bläulich, goldbesäumt lag die See vor ihnen. Ganz in der Ferne tauchte ein weißes Segel, die Rauchwolke eines Dampfers auf, am Horizont hinschwindend wie ein Traum. Georg schaute gleichgültig und gelang-

weilt darein, für ihn bot die Verwandlung, die mit seiner Begleiterin vorgegangen, ein viel anziehenderes Schauspiel. So auf dem Stein, mit leuchtendem Gesicht, einen sinnenden Zug um den Mund, die Sehnsucht nach der Ferne, nach einem unnennbar süßen Glück in den schwarzen Augen, war Hertha bezaubernd schön, wenigstens erschien sie mit wunderbarem Liebreiz begabt. Vielleicht eine Luftspiegelung, aber wer will denn hienieden so bestimmt sagen: dies ist Wirklichkeit und dies ist Täuschung? Ihm fielen die schönen nordischen Königstöchter ein, welche die Sagen und Lieder auch so am Strande sitzen lassen, die Rückkehr der Helden von ihren abenteuerlichen, beutereichen Seezügen nach den südlichen Gestaden erwartend. Hätte ein anderer diese Bemerkung gemacht, würde er gewiß geantwortet haben: „das sind romantische Grillen, diese Helden waren gewöhnliche Seeräuber, rohes Gesindel, und diese Prinzessinnen hüteten die Gänse." Diesmal verließ ihn seine Aufklärung. Er war wider seinen Willen in einem Mährchen, er wußte nicht wie.

Aus dieser Stimmung heraus sagte er: „Sie sind mir noch das Ende Ihrer Geschichte schuldig, Fräulein von Witting! Vergebung, nicht schuldig, allein ich würde glauben, Ihr Vertrauen in dem Laufe dieses Tages eingebüßt zu haben, wenn Sie mir das Ende

vorenthalten wollten, nachdem Sie mir durch die Mittheilung des Anfangs ein Zeichen Ihrer Freundschaft gegeben."

„Ich war heute am Morgen so vorschnell, ich ließ mich hinreißen" ...

„Ach, Sie bereuen schon Ihre Worte!"

„Bereuen? Wozu wäre die Reue gut? Ihre Weise, Ihre Fragen hatten mich gereizt, ich habe nicht klug gehandelt. Und wiederum bin ich und mein Geschick die Fabel der Insel. Jedermann erzählt sie Ihnen, mit phantastischen Ausschmückungen, sobald Sie nur Geduld haben, sie anzuhören."

„Wenn nicht aus Ihrem, werde ich sie aus keinem Munde vernehmen."

Hertha nahm einen Stein und schleuderte ihn in die Brandung. Das Wasser schlug in die Höhe, der Schaum verspritzte. „So ist meine Jugend versprüht", sagte sie nachdenklich mehr zu sich selbst als zu ihm. Eine geraume Weile hielt sie den Kopf noch in die Hand gestützt, ehe sie begann: „In dem Park, den Sie ja kennen, sah ich den Prinzen Karl, den Sohn des Fürsten wieder. Um wenige Jahre war er älter als ich, mit offenen Armen kam er mir entgegen; er hatte es noch nicht vergessen, daß wir wie Geschwister unter diesen Bäumen gespielt. Um so schwerer wurde es mir, mich

in diesen Ton, in die alte Zeit zu finden. Die ceremoniöse Höflichkeit, mit der ich ihn empfing, verdroß ihn; er betrachtete mich einige Augenblicke staunend, stumm, als stünde in Wahrheit eine Fremde, eine nie gesehene Erscheinung vor ihm; noch immer schweigend verneigte er sich und ging von uns. Seine Schwester, die sich sein Betragen nicht zu erklären vermochte, nannte ihn einen Tollen; vielleicht war er es, er liebte mich. Sie erlassen mir die Schilderung dessen, was er in seiner Leidenschaft that, meine Neigung zu gewinnen; Sie würden überdies diese Thorheiten und Narrenstreiche nur belächeln. Ob es ihm unmöglich gewesen, die Einwilligung seines Vaters zu einer Verbindung mit mir zu erlangen, weiß ich nicht; nur dies, daß sie dem meinigen unerwünscht gekommen. Mein Vater hatte in den letzten Jahren eine innige Freundschaft mit dem Herrn von Lauken geschlossen und eine Verheirathung ihrer Kinder schien den Männern das Ziel ihrer Wünsche. In Ihren Zügen lese ich die Frage: „Und du, du hättest dich widerstandslos einem fremden Willen gefügt?“ Gewiß, ich sehe nicht danach aus und trage einen eigenen Kopf auf den Schultern. So ließ ich mir denn die Huldigungen des Prinzen gefallen; er war ein schöner Mann und ich ein eitles Mädchen, die finden sich leicht zusammen. In einer kleinen Stadt

bleibt nichts verborgen; bald hieß es überall, zuerst heimlich, dann laut: ich sei die Verlobte des Prinzen. Als man dem alten Fürsten davon sprach, wollte er sich vor Lachen darüber ausschütten und schalt alle Narren, die unser Verhältniß in diesem Sinne auffaßten; ich und sein Karl, wir wären wie Bruder und Schwester von Kindheit an gewesen und würden es bleiben bis zu unserem Tode. Es ist wahr, in seiner Gegenwart behandelte mich der Prinz harmlos und freundlich wie eine Schwester. Finsterer nahm mein Vater das Gerücht auf; ich hatte eine schwere Prüfung zu bestehen, aber in Wahrheit, was sollte ich bekennen? Eine Schuld hatte ich nicht begangen, die Empfindungen meines Herzens waren mein Eigenthum. Dennoch verweilten wir nicht so lange, als es unsere Absicht gewesen, auf der Insel; wir verbrachten den Winter einsam auf unserem Gute. Der Prinz stand in einer nahen Garnison, er besuchte uns öfters und gerade diese häufigen Besuche schläferten den Argwohn meines Vaters ein, denn er schien nur seinetwegen zu kommen und mich nicht sonderlich zu beachten. Zumeist begleitete ihn Hans von Lauken, der in demselben Regiment diente; dem fiel dann, während der Prinz sich mit dem Vater in ein Gespräch vertiefte, die Sorge zu, mich zu unterhalten. Ob mir diese Rollenvertheilung behagte, ob nicht: ich

mußte mich eben darein fügen. Wiederholt lud der Vater die beiden jungen Officiere zu sich ein; er konnte oft, noch ungeduldiger als ich, die Stunde ihrer Ankunft kaum erwarten; ohne sein Zuthun schien sich sein Lieblingsplan, mich mit Hans von Lauken zu vermählen, leicht und mühelos zu verwirklichen. Ich zählte damals einundzwanzig Jahre; Sie mögen meine Jugend als Entschuldigung meiner Schwäche gelten lassen: ich gefiel mir in meiner Doppelrolle; ich hatte Aufmerksamkeiten, jene kleinen nichts und doch wieder so viel bedeutenden Freundlichkeiten für Hans Lauken. Der Prinz war nicht eifersüchtig oder übersah doch Manches in der Verstellung, zu der wir gegenseitig gezwungen waren, was ein Liebender sonst nicht leicht zu vergeben pflegt. Meine Unaufrichtigkeit sollte sich schrecklich rächen. Für so unschuldig hatte ich meine Gunstbezeigungen gehalten; sie entzündeten dennoch in Lauken's Herzen die Liebe. Arglos gestand er es seinem Freunde, dem Prinzen. Auch jetzt behielt der die Maske der Verstellung; er solle sein Heil versuchen, rieth er ihm. Eine Zeit lang zögerte noch Lauken; erst im nächsten Sommer, als wir alle wieder auf der Insel waren, bei einem Feste, das der alte Fürst in seinem Jagdschlosse gab, erklärte er sich mir und dem Vater. Es war das fürchterlichste Fest meines Lebens! Jeder hatte die auffälligen Hul-

digungen des Prinzen bemerkt; wie an einem seidenen Faden hing über uns das Schwert; sollte ich vor meinem Vater als Lügnerin und Heuchlerin erscheinen, in den Augen aller als ein herzloses, gefallsüchtiges Geschöpf? Wozu hülfe es mir, das Gras abzureißen, das über die alte Geschichte gewachsen ist? Könnte doch meine Verschuldung auch darunter begraben und vergessen liegen! Hätte ich einen besonnenen Freund gehabt, dann wäre mir wohl das Aergste erspart geblieben. So in meiner Verwirrung, um mich aus einem Verhältniß, das unerträglich geworden, zu befreien, sagte ich Ja! auf Lauken's Antrag und legte meine Hand in die seine."

„Traurig! Wie müssen Sie gelitten haben! Eine Verlobung ohne Liebe!" Georg sprach nur, weil ihr plötzliches Verstummen etwas Erschreckendes hatte.

„Sie kennen nur die Hälfte meines Unglücks", erwiderte sie und stand auf. „Ich liebte Hans von Lauken; das war das Ende!... Kommen Sie nach Hause, Herr Rechberg, mich fängt an zu frieren!"

Jetzt war sie wieder die „häßliche" Hertha.

Sie liebte Hans von Lauken? Ja, warum hatte sie ihn denn nicht geheirathet?

Das war ein Räthsel, das einen wohl stutzig machen konnte. Die Mädchen pflegen doch sonst, wenn sie einen Mann lieben, gar rasch mit der Heirath bei der

Hand zu sein. „Bin ich denn hier wirklich in einer verkehrten Welt?“ fragte sich Rechberg, als er mit Hertha nach dem Försterhause zurückging. „In einer Welt, wo die Männer die Ehe herbeisehnen und nicht die Frauen?“ Da steckte das wahre Geheimniß und die kluge Hertha hatte ihn mit ihren scheinbar so weiten und aufrichtigen Geständnissen doch nur getäuscht.

Aeußerlich verbarg er indessen seinen Unmuth und spielte den Ueberraschten. „Die schlimmen Eigenschaften meines Herrn Vetters offenbarten sich also erst später? Er war nicht immer so wild und wüst?“

„So unheimlich wie jetzt war er vor Jahren nicht, aber Ihrem Ideal dürfte er auch damals nicht entsprochen haben.“

„Glaub's gern! Wir sind wie Feuer und Wasser. Allein Sie lieben die Flammen, die großen Leidenschaften, Sie hätten sich an seiner Seite glücklich fühlen müssen.“

„Und that's — Warum sehen Sie mich so eigen an?“

„Des Studiums wegen. Das Herz des Weibes soll unergründlich sein, sein Gesicht ist es nicht minder. Die Frauen können die ernsthaftesten Dinge mit der Feierlichkeit einer römischen Matrone sagen und dabei in ihrem Innern über den Thoren lachen, der all diese würdigen und guten Worte als Wahrheit hinnehmen wollte.

Aber es bleibt doch immer eine Fee, die zu mir gesprochen. Richtig, dies ist mein Eigenthum, das mir nicht entrissen werden kann! Ihr Bild, wie Sie vorhin am Meere saßen! Flatternd der Schleier Ihres Hutes, die Wellen zu Ihren Füßen verrinnend, ein zauberischer Glanz in Ihrem Antlitz! Sie hatten mich weit weg aus der Gegenwart gewiesen ... wie heißt es doch? „Ins alte romantische Land!“ Gern gestehe ich es, daß ich nicht angenehm aus meinen Träumen geweckt wurde, als Sie damit schlossen: Sie hätten Hans Lauken geliebt.“

„Warum? Oder ist das eine unbescheidene Frage?“

„Keineswegs! Mir wollte es nur nicht in den Sinn, daß eine Fee einen Bauern liebt.“

Darauf sagte sie nichts mehr; diese Aeußerung schien sie zu verstimmen.

In der Försterei war inzwischen der Inspector des Gutes von Lauken eingetroffen. Den Rappen seines Herrn hatte der Wirth des Haidekrugs, als das Thier über die Schmale Haide reiterlos hinsauste, aufgefangen und durch einen Knecht nach Lauken führen lassen. So hatte sich dort die Nachricht von dem Unfall, der den Junker betroffen, verbreitet und die herrschende trübe Stimmung noch vergrößert. Der Inspeetor war ein gebildeter Mann, rüstig, in der Mitte des Lebens; es freute ihn

sichtlich, in Rechberg einen so nahen Verwandten seines Herrn kennen zu lernen. Und wie nun ein großes Unglück wohl dazu beiträgt, daß Menschen, die sich lange fern gestanden, einander näher rücken, daß wir schneller Vertrauen zu einem fassen, dessen Gesicht uns eine gutmüthige Seele verspricht, so geschah es auch hier. Bald hatte sich der Inspector mit Georg in eine Unterhaltung über das Herrenhaus und die Besitzungen Lauken's eingelassen. Auf halbem Wege war ihm freilich der junge Mann entgegengekommen, der hatte zuerst das Wort fallen gelassen: „hier und dort habe er von den bedenklichen Vermögensumständen seines Vetters flüstern gehört; was denn Wahres an dem Gerücht sei?" Nun, das Gerücht hatte einmal nicht übertrieben. Es ging bergab mit den Laukens. Schon der Vater, der jetzt in unheilbarem Wahnsinn in einer Irrenanstalt der nächsten Provinz säße, hätte die Güter vernachlässigt, mehr ausgegeben, als er eingenommen, und so Jahr aus Jahr ein; dann sei auch die Verlobung des Junkers mit dem Fräulein von Witting aus vielen Ursachen ein übereilter Schritt gewesen; ihn, den Inspector, kümmere das natürlich nicht, sei auch nicht seines Amtes, in die Herzensangelegenheiten seiner Herrschaft hineinzureden, aber der Junker habe in der ersten Zeit seiner Liebe dem Fräulein kostspielige Feste

gegeben und nachher, als ihre Weigerung, sich mit ihm zu vermählen, ihn hätte zur Besinnung bringen sollen, ihr nach Reisen ins Blaue gemacht; zuletzt hätte dann noch die Krankheit des Vaters, seine eigene zunehmende Wildheit den Verfall des Hauses beschleunigt und vollendet. Georg horchte aufmerksam den Auseinandersetzungen des Inspectors zu und fragte am Schluß, ob das Gut denn an sich einen Kauf lohne? Nach diesen Schilderungen würde ja seinem Vetter kein anderes Auskunftsmittel, seinen Verlegenheiten zu entgehen, übrig bleiben, als der öffentliche Verkauf.

„Dazu wird Herr von Lauken sich kaum verstehen", meinte der Inspector, „er müßte es denn unter der Hand verkaufen können und selber über dem Wasser sein, ehe die Geschichte ruchbar würde."

„Ueber dem Wasser? Will er nach Amerika?"

„Er hat die tollsten Grillen im Kopfe. Als er heute in der Frühe sich aufs Pferd schwang, sagte er: „Glückt mir's heute nicht, habt Ihr mich lange genug hier gesehen! Was ist das für eine jämmerliche Wirthschaft! Alles klein, flach und enge! Hole der Satan den ganzen Trödel! In Amerika gilt der Mann noch allein! Ein freies Land, ein freies Leben!" Damit war er auf und davon."

„Nach Amerika!" sagte nachdenklich Georg. „Hm,

die Wildniß paßt besser für ihn, als unsere zahme Gesellschaft. Jetzt ist die Hauptsache, daß er wieder gesund wird. Ich habe da einen Plan — morgen komme ich nach Lauken hinüber und sehe mir das Haus an, in dem meine Mutter geboren wurde."

„Wird uns alle freuen" — damit schüttelte ihm der Inspector die Hand. Das ruhige, bewußte Wesen Rechberg's hatte den günstigsten Eindruck auf ihn gemacht. „Wenn Sie länger in der Gegend blieben und öfters ein vernünftiges Wort mit unserm armen Herrn redeten, möcht's besser werden. Wollt' er nur von seiner unsinnigen Leidenschaft lassen —"

„Unsinnig? Fräulein von Witting, heißt es, wäre sehr reich, das brächte die Sache herrlich in Ordnung."

„Reich ist sie schon, aber sie mag ihn doch nicht — und wenn ich Hans Lauken wäre", setzte er leiser hinzu, „ich nähme sie auch nicht."

„Nun, nun! Ihr seid mir auch ein alter Brummbär, wie unser wackerer Förster Hedrich! Können doch nicht alle Mädchen blaue Augen und rothe Wangen haben, wie Ihr sie liebt; es muß auch bleiche Gesichter geben. Soviel ich mit dem Fräulein geredet: — es hat Hand und Fuß, was sie spricht."

„Ich sag's ja! Nicht in ihren Augen, in ihrer Stimme steckt die Zauberei! Sie ist viel zu klug und

listig für den Junker! Sie gehört in die Stadt und nicht auf das Land! Und das Uebrige ... Sie wissen's wohl — man spricht nicht gern davon."

Georg wußte nichts, aber er dachte: du schlägst in die Luft, vielleicht triffst du die Mücke. „Weiber und Narren schwatzen viel. Das Fräulein soll die Geliebte des Prinzen gewesen sein?"

„Die ganze Insel weiß es", entgegnete der andere flüsternd.

Das leichtfertige Lächeln zog über Georg's Lippen: „Lieber Inspector, wer ist dabei gewesen? Thorheit, um eine alte, verjährte Liebesgeschichte ein reiches Mädchen aufzugeben, wenn man ihres Geldes bedarf. Da handelt mein Vetter verständiger, als ich es ihm zugetraut, wenn er nicht von dem Fräulein läßt. Aber, wie Sie sagen, sie mag ihn nicht. Auf morgen" — eben trat auch der Förster ein und der Inspector schickte sich zum Aufbruch an — „guter Rath kommt über Nacht."

Nicht der gute Rath, nur eine schlaflose Nacht kam für Georg.

Einmal hinderte ihn schon die Nähe des Kranken, das schwere Aechzen und Stöhnen, das fast in gleichen Zwischenräumen zu ihm drang, die leise und ängstliche Bewegung, die in einem Krankenzimmer herrscht und

für den, der darauf lauscht, etwas Unheimliches und Aufregendes hat, am Einschlafen; dazu hatte er sich angekleidet nur in dem Lehnsessel ausgestreckt, um im Fall eines unerwarteten Ereignisses fertig und hülfsbereit zu sein. Aber die Hauptfeinde seiner Ruhe waren doch seine eigenen Gedanken. Es war ihm, als sei er wie ausgetauscht, ein fremder Geist in ihn gefahren; in einem andern Lichte erschienen ihm plötzlich die Welt und die Dinge. Mehr als einmal rief er sich zu: du bist ein Narr; darum änderte sich die Sache nicht. Ist das nun ein Geistiges, eine unsichtbare Macht, frei von jeder sinnlichen Erfassung, die den Menschen, wenn nicht wider seinen Willen, so doch ohne sein Zuthun ergreift? Oder ist es nur ein stärkerer Andrang des Blutes? Nervenzucken? Muskelerregung? Bisher hatte sich Georg immer zu der „materialistischen" Ansicht bekannt, jetzt schwankte er. Woher die phantastischen, wunderlichen Pläne, die in ihm aufstiegen? Noch war bei ihm stets Herz und Vernunft in glücklichster Uebereinstimmung gewesen; die wenigen tollen Streiche, die er begangen, konnte er auf seine Jugend schieben und damit rechtfertigen, daß manches in den Augen der andern eine Narrheit ist, was so recht unserm innersten Wesen entspricht und das wir thun müssen auf jede Gefahr hin. Heute war ein Zwiespalt in ihm ... Hans von Lauken

war gestorben oder jenseits des Meeres, so irrte es ihm durch den Sinn; er hatte das Gut erworben, das Gut, darauf er durch seine Mutter einen gewissen Anspruch besaß, und Hertha, gewiß, er war mit Hertha vermählt. Er öffnete die Augen, die er halb geschlossen gehalten, um diese Gebilde zu verscheuchen. Dämmernd war das Gemach von einer Lampe, deren Docht er selbst hinuntergeschraubt, erleuchtet. So dünn war die Wand, die ihn von dem Verwundeten trennte, oder so groß die Aufregung und gesteigerte Kraft seiner Sinne, er hörte jeden Ausruf, jedes Wort, das seinem Vetter im Fieber entfuhr. Wiederholt schlug so der Name Hertha's an sein Ohr. Sie und immer sie! Georg wollte sich überreden, daß er keine tiefere Theilnahme für sie empfände, als für jedes andere Mädchen, mit dem ihn ähnliche Zufälle zusammengeführt, auch in ihm erweckt hätte. „Das Außerordentliche, das so ganz von der Alltäglichkeit Abliegende zieht dich an; nach vier, fünf Tagen, wenn du wieder unter Menschen weilst, auf dem Dampfboot, oder drüben in den Badeorten an der Küste, wirst du über dich lächeln; da hast du nun auch dein Abenteuer und darfst den Kopf nicht mehr allzu hoch tragen, wenn ein Empfindsamer dir sein Liebesleid vorklagt. Jedem schlägt seine Stunde, wo er verwirrt ist" ... Nur schade, daß trotz seiner klugen Betrachtung und

den Sprüchen seiner Weisheit diese Verwirrung anhielt und nicht von ihm wich. Im Gegentheil, sie wuchs. Der Plan von dem Ankauf der Lauken'schen Besitzung, von einem Antrag an Hertha, gestaltete sich mit jeder Minute deutlicher, eine Masche des Gewebes griff in die andere ein, nirgends eine Lücke; allmählig war er selbst von seinem Vorhaben wie berauscht. Es muß, es wird gelingen! triumphirte er schon. Sie liebte ihn noch nicht, aber sie sollte ihn lieben lernen; schon gab es ein gewisses Band zwischen ihnen, das einem Mädchen schwer zu lösen wird, einem Mädchen über fünfundzwanzig Jahre hinaus, das, wie frei und selbstständig sie sein, welches Glück sie in ihrem Reichthum und ihrer unabhängigen Stellung finden mag, doch in dieser „zwölften Stunde" sich zweimal besinnt, ehe sie Hand und Herz eines Mannes zurückweist. Das waren einmal die Anschauungen Georg's von dem Wesen der Frauen. Wenn einer mit einem Plan fertig und mit sich selbst zufrieden ist, pflegt er schnellere Schritte zu machen, und wenn er sitzt, prickelt es ihm in Händen und Füßen; so hielt es auch Georg nicht länger in seinem Sessel aus; er stand auf und ging leise in das Krankenzimmer hinüber, auch um zu sehen, wie sich der Vetter befände, der jetzt plötzlich für ihn eine so wichtige

Person geworden. Haßte er ihn doch vielleicht, den Besitzer Laukens, den Verlobten Hertha's?

An dem Lager des Junkers saß Hertha; diesmal paßte ihr schwarzes Kleid gut zu ihrer Stellung, zu der Pflicht, der sie sich gewidmet. Manche weibliche Naturen sind gleichsam zu Krankenwärterinnen und barmherzigen Schwestern auserlesen. Hier, in diesen Nachtwachen und Mühen, zeigen sie den ganzen Reichthum, die Hingabe und Zärtlichkeit ihres Herzens, die ihre Schwestern so oft in einer wilden und rasch schwindenden Leidenschaft verschwenden. In glänzenden Sälen, bei Gaslicht und hundert flammenden Kerzen, im Schmuck von Blumen und Perlen sind die einen schön; die andern, wenn sie den unruhigen Schlaf eines Leidenden mit liebendem Auge bewachen. Zu ihnen gehörte Hertha; in dem gedämpften Schein der Lampe, die mit einem grünen Schirm bedeckt war; damit kein Lichtstrahl den Kranken blende, trat die Bläſſe ihres feinen und edelgeschnittenen Gesichts noch mehr hervor; wären die breiten schwarzen Haarflechten nicht darum gewesen, hätte es wie ein Marmorkopf ausgesehen. Entfernter von ihr an dem Tisch saß der Arzt; er blätterte in einem Buche, das der Frau Försterin gehörte und das er mit hinaufgenommen, um sich wach zu erhalten.

Bei dem Eintritt Georg's sah er ein wenig verwundert auf.

„Ich kann doch nicht einschlafen“, sagte ihm der, „wenn etwa Sie oder das Fräulein ermüdet sind . . . Ich könnte für Sie eintreten.“

Der Arzt bedachte sich nicht lange. „Sie wird nicht von ihrem Platze weichen“, meinte er, zu Hertha hinüberblickend; „die Frauen sind darin ausdauernder, wie wir Männer. Aber wenn Sie wachen wollen, Bester, eine Stunde — ich bin müde; unser Patient wird schwerlich sobald aus seinem Halbschlummer auffahren. Uebrigens kennt das Fräulein meine Anordnungen und weiß vortrefflich mit ihm umzugehen.“

„Erkennt er sie denn?“

„Nein! Allein ihre Nähe, der Druck ihrer Hand beruhigt ihn schon.“

„Wird er aufkommen?“

Der Arzt zuckte unmerklich mit den Schultern . . . Einen Augenblick nachher hatte er sich ebenso lautlos entfernt, wie Rechberg eingetreten; Georg wie Hertha konnten hören, wie er sich im Nebengemach niederlegte.

Es war gegen Mitternacht. Ein tiefes Schweigen drinnen und draußen in der Sommernacht. Die Vorhänge des Fensters, die man niedergelassen, hob Georg

sachte in die Höhe und blickte hinaus. Der Mond stand über den Tannen. Lauter als je klopfte ihm sein Herz, lauter, als da er am Morgen das Bauernpferd bestiegen und die Pistole seine Brust drückte. Am liebsten hätte er das Fenster öffnen mögen, den Frieden, der die Natur eingewiegt, wie einen himmlischen Hauch einzuathmen. Wie so ruhig und still glänzten die Sterne, ohne Regung ragten die Wipfel der Bäume ihnen entgegen. Still und ernst wölbte sich das Zelt des Himmels; keine einzelne Wolke war darin zu unterscheiden, keine bewegte sich. Nur der goldene Nachen des Mondes schwamm dahin. Wohin? war Georg in der Stimmung, sich selbst zu fragen. Wozu das Weltall, wenn wir einst von all seiner Herrlichkeit nichts wissen werden? Wozu, wenn uns dieses so gepriesene harmonische Ganze ewig unerklärlich und in seinem letzten Grunde unerforschlich bleibt? Wozu der Gesang der Sphären, wenn unser Leben für uns, die wir es doch von der Geburt zum Tode durchmachen müssen, eine Dissonanz ist? Dissonanz, trotz aller einzelnen glücklichen Secunden, die wir genießen, trotz der Hoffnung auf die Unsterblichkeit und ein schöneres Jenseits — Dissonanz, wenn wir ehrlich und aufrichtig sein wollen!

Georg ließ den Vorhang wieder fallen und setzte sich an den Tisch zu dem verlassenen Buche des Doctors.

Es war eine Blumenlese aus deutschen Dichtern. Frau Marie hatte es, als sie noch Mädchen war, zu einem ihrer Geburtstage erhalten; ein paar vertrocknete Veilchen lagen zwischen den Blättern, bei einem Gedicht Goethe's. „Ist wohl ein Geschenk aus lieber Hand", dachte er und blickte verstohlen über das Buch hinweg nach Hertha — „ihres ersten Geliebten, und sie hat nachher den Förster geheirathet, so ist die Welt! Und es geht ihr gut, sie hat ihr Auskommen, ihre Wirthschaft, wenn sie ihren Mann sieht, lacht sie, und kommen ihr die Veilchen unter die Augen, weint sie zur Abwechselung. Soll's mit der stolzen Schönheit da drüben nicht auch solch Ende nehmen?"

Er näherte sich ihr. „Wollen Sie sich nicht auf das Sofa setzen? Ihr Platz ist so unbequem."

„Ich danke. Aber er greift zuweilen über die Bettdecke hin und würde erschrecken, wenn er meine Hand nicht fände."

„Kranksein ist schlimm, doch möchte man es fast herbeiwünschen, um solche Pflege zu haben." Wie er sie gethan, schämte er sich schon dieser Aeußerung, sie kam ihm so landläufig und geschmacklos vor, dazu kräuselten sich Hertha's Lippen zu einem unverkennbaren Ausdruck des Spottes. Darum fuhr er fort: „Der Arzt scheint eine gute Hoffnung für unsern Kranken zu haben."

„Möge sie ihn nicht betrügen!“

„Ungünstiger sind freilich die Nachrichten, die ich unten von dem Gutsinspector erfuhr; Sie hatten recht, mein Vetter ist arg verschuldet.“

„Dies ist kein Boden für ihn. Seinem rastlosen Thätigkeitstrieb genügte sein verhältnißmäßig doch nur geringes Eigenthum nicht. Dazu der Adel ringsumher, die haben ihn verdorben.“

„Er hat davon gesprochen: das Beste wäre, er ginge nach Amerika.“

Hertha, die bisher seinen geflüsterten Worten nur mit halbem Ohr zugehorcht, die Augen unverwandt auf den Kranken gerichtet, kehrte ihm jetzt mit einer fast heftigen Bewegung das Gesicht zu. „Seine Heimat will er verlassen! So innig, so ganz ist er mit ihr verwachsen, ihren Haiden und ihrem Meer, und will doch fort! Sich trennen vom Theuersten! Allein — was bleibt ihm sonst noch? Arm kann er auf der Scholle nicht leben, wo er den Herrn gespielt, und ich vermag ihm nicht zu helfen. Wozu nützt mir mein Reichthum?“

„Ach, Sie lieben ihn noch!“

Diese Antwort hatte sie nicht erwartet und winkte ihm unwillig mit der Hand zu schweigen. Und da sie das kühlende Tuch von der Stirn des Kranken löste

und ein anderes darum schlang, so gehorchte ihr Georg und leistete ihr stumm die kleinen Dienste, die von solchem Geschäft unzertrennlich sind. Der Junker regte sich nicht, er träumte weiter in seinen Fieberphantasien, die indessen, denn er wurde immer stiller, ihren gefährlichen Charakter mehr und mehr zu verlieren schienen.

„Auch ich“, hob Rechberg das Gespräch wieder auf, „habe hin- und hergesonnen, wie ihm beizuspringen wäre. Das Geld hätte ich schon, aber aus meiner Hand wird er es noch weniger annehmen, als aus der Ihrigen. Und dann, ich verleihe weder, noch borge ich. Der Inspector hat mir das Gut als eins der schönsten auf der Insel geschildert, mit einer nicht allzugroßen Summe sei es wieder zu seinem frühern Flor zu bringen und erstatte reichlich, was man darauf verwandt. Ein Tropfen altadligen Blutes steckt doch noch in mir, sonst wäre es mir unerklärlich, daß diese Eröffnungen mich so mächtig bewegt. In die Seele schnitt es mir, daß Lauken in die Hand eines Fremden fallen sollte. Die Geburtsstätte meiner Mutter — es ist kindisch, aber es lockt mich, sie mein zu nennen.“

„Und Hans Lauken würde als Bettler aus seinem Hause hinausgehen?“

„Wer sagt das? Ich würde ihm das Gut über den Werth bezahlen.“

„Und er sollte die Wohlthat nicht merken, die Sie ihm damit gewähren? Nichts ist so leicht zu verletzen, als das Ehrgefühl eines stolzen, armen Mannes."

„Da steh' ich nun wieder auf dem beschränkten bürgerlichen Standpunkt und halte es für die erste Verpflichtung der Ehre, seine Schulden zu bezahlen. Herr von Lauken erweist mir eine Gefälligkeit, wenn er mir vor andern Käufern sein Gut läßt; er darf mit Recht von mir mehr als von jedem andern verlangen."

„Und er wird's nie, weil er Sie haßt."

„Wenn nur die Menschen mit einander handeln wollten, die sich liebten! Was that ich ihm denn?"

„Sie trotzten ihm und" ...

„Und er vermuthet, daß ich Sie liebe, Fräulein von Witting."

Rasch kehrte sie sich nach dem Lager um ... Der Kranke schlief, seine Athemzüge waren leiser, regelmäßiger.

Das flößte auch ihr Muth und Beruhigung ein; sie verließ ihren Sitz und ging an das Fenster. „Hier sprechen wir ungestörter, Herr Rechberg", sagte sie. „Ich habe kein Recht, mich Ihre Freundin zu nennen und es klingt hochmüthig, wenn ich einem Mann, der

so ritterlich für mich eintrat, einen Rath ertheilen wollte. Doch bitte ich, setzen Sie morgen Ihre Reise fort, greifen Sie nicht in das Schicksal des Junkers. Muß er aus dem Herrenhause weichen, lassen Sie es andere sein, die ihn vertreiben, seien Sie es nicht! Nicht von außen ist ihm zu helfen, von innen heraus muß ihm die Heilung kommen. Wäre das unglückselige Begegniß nicht gewesen, hätte er wohl gern die rettende Hand ergriffen, die Sie ihm anzubieten willens sind! Gehen Sie von uns! Sie bindet nichts, keine Erinnerung an diese Stätten. Gehen Sie um meinetwillen, ich mag Sie beide nicht noch einmal auf dem Wege zum Tode sehen!"

„Fräulein von Witting, Sie haben das Siegel von meinem Munde gelöst. Eine Verkettung von Zufällen hat uns in eine Berührung gebracht, die doch nicht mit einem kühlen Lebewohl! zerschnitten ist. Ist es eitel, wenn ich denke: wir sind beide in gleichem Falle und werden schwerlich diese Stunden so leicht vergessen können? Ihr Wunsch genügt mir und ich werde dies Haus unter irgend einem Vorwand räumen, aber Sie werden nicht fordern, daß ich damit auch Sie hoffnungslos und für immer aufgebe!"

„Wahrlich", entgegnete sie in zorniger Aufwallung, „ich hätte geglaubt, daß Herr Georg Rechberg besser

Ort und Zeit zu einer solchen Erklärung wählen würde, wenn er sie überhaupt machen, mir machen mußte!“

„Sie befahlen mir, morgen schon zu gehen, ist es so unbillig, vorher eine Entscheidung von Ihnen zu erbitten? Ich habe nicht daran gedacht, Ihr Herz im Sturm zu erobern. Ein Blick, ein Wort, ein Nichts entzündet die Liebe, aber ich weiß nicht, ob die Flamme, die so entstanden ist, genügt, ein ganzes Leben zu erleuchten. Um sich dauernd an einander zu schließen, bedarf es des Umgangs, der Prüfung. Und nichts mehr wollte mein Wort; es fragte: gestatten Sie meine Werbung?“

Nun gerieth sie doch in Befangenheit, sie verschränkte die Hände, über Wangen und Stirn lief ihr eine fliegende Röthe.

„Was ist denn liebenswerth an mir?“ sagte sie dann mit bitterm Ton. „Ich bin weder allzu jung noch zu schön. Und doch zu gut, um das Spielzeug Ihrer Laune zu sein! Säen meine unglücklichen Blicke überall Leidenschaft und Zwietracht aus? Sie um mich werben! Bin ich denn frei?“

„Sie haben den Ring von Ihrem Finger abgestreift“ . . .

„Aber nicht das Band von meinem Herzen. Geben

Sie mich auf" — sie zeigte mit einer unbeschreiblich rührenden Bewegung auf den Verwundeten, „dahin führt das Geschick die, so mich lieben!"

„Vielleicht ist selbst dies ein Glück und nicht jedem Ihrer Freunde wurde dies Loos."

Glühroth ward Hertha im Gesicht. „Ich kann mich nicht beklagen", entfuhr es ihr, „warum hab' ich mein Vertrauen leichtsinnig fortgeworfen!"

Fortgeworfen? Georg richtete sich trotzig in die Höhe. Wer war sie denn, die ihm so zu begegnen wagte? Auf eine Werbung, wie er sie bescheiden und bittend vorgebracht, kann ein Mädchen mit ihrem Nein! und einer frostigen Verneigung antworten, das ist ihr Mädchenrecht, aber eine Kränkung hatte er darum nicht verdient. Griff er in die Rechte eines andern und verletzte mit seinem Antrag ihre Sittsamkeit? Aber sie hatte selbst ihre Verlobung mit dem Junker gelöst, sie mochte sich innerlich noch für gebunden halten, für Georg und die Welt war sie frei. Oder doch unfrei? Ihm fiel das Wort des Inspectors ein: „Die Geliebte des Prinzen!" Das summte ihm im Kopfe, das war der Kern des Geheimnisses, das die wahre Gestalt dieser so stolzen und unnahbaren Tugend. „Die Geliebte des Prinzen!" Und so antwortete er, flüsternd wie bisher, im höflichsten Tone: „Sie haben Ihr

Vertrauen nicht umsonst fortgeworfen, gnädiges Fräulein, es erinnert mich zur rechten Zeit, wie unpassend mein Antrag gewesen; nicht alle Männer denken wie Hans Lauken."

Um den Mund Hertha's zuckte es, sie ward erdfahl.

Indem erhob der Kranke seinen Kopf, „Hertha!" rufend.

Sie flog fast zu seinem Bett.

Hans Lauken schaute mit großen, verwunderten Augen umher, die Betäubung und Hitze des Fiebers schien von ihm gewichen zu sein, allmählig seine Umgebung Farbe und Form für ihn zu gewinnen. Auf dem Fußteppich vor seinem Lager war Hertha niedergekniet, sie hielt seine Rechte fest in ihren Händen. Darüber war Georg still hinausgegangen, um dem Arzt zu sagen, daß der Kranke aufgewacht sei. Der hatte indessen seine Traumbilder abgeschüttelt und Klarheit und Bewußtsein wieder erlangt. Er erkannte die Gestalt an seinem Bett. „Hertha! liebe Hertha!" sagte er. So sanft hatte seine Stimme ihr nie geklungen.

„Du lebst", schluchzte sie, ihre Thränen strömten heiß auf seine Hand.

Nebenan war Georg beschäftigt, seine Sachen wieder

zusammenzupacken — zur Wanderung am nächsten Tage. Am Himmel standen die Sterne noch still und groß und glänzend. Wozu sind die Sterne, wozu sind wir da mit unsern Wünschen und Träumen?

IV.

Es war im Anfang des September, mehr als drei Wochen waren seit jenem Gespräch in der grünen Stube des Försters verflossen, das Hertha und Georg getrennt und ihre so kurze und doch so ereignißreiche Bekanntschaft mit einem schrillen Mißklang zerrissen hatte.

Am Morgen darauf verließ Georg das Haus; als er die Treppe hinunterging, begegnete er der Zofe des Fräuleins und übergab ihr seine Visitenkarte mit dem bekannten p. p. c., sie ihrer Herrin einzuhändigen. Herzlicheren Abschied nahm er von Hedrich und seiner Frau, versprach auch, bei seiner Rückkehr, die sich wohl ein wenig verzögern würde, da er in dem an der Ostküste der Insel gelegenen kleinen Seebad längere Zeit zu verweilen gedenke, wieder bei ihnen einzukehren — und da gerade ein Wagen mit zwei Herren vorüberfuhr, die auch nach Norden wollten und einen Platz noch übrig hatten, Georg den einen von ihnen überdies vom Dampfschiff her kannte, stieg er auf ihre Auffor-

derung in den Wagen . . . gelassen, ruhig, gleichgültig, als wäre nichts geschehen; nicht einmal Frau Marie hatte eine tiefere Bewegung an ihm bemerkt und wußte nur kopfschüttelnd zu sagen: „Es ist doch ein curioser Mensch!“

Georg Rechberg aber blieb nicht in dem kleinen Fischerdorfe, das, hart am Strande gelegen, in der Nähe eines altberühmten, romantischen nordischen Buchenwaldes, bei denen, welche die Seebäder lieben, immer mehr in Aufnahme kommt, sondern nahm in dem einsamen und doch prächtig eingerichteten Schweizerhause im Walde Quartier, in dem gewöhnlich die Reisenden nur eine Nacht zuzubringen pflegen, um von der Spitze der Kreideklippen, zu ihren Füßen das grauwallende, nebelumhüllte Meer, den Sonnenaufgang zu sehen. Nach dem vollständigen Schiffbruch seiner Pläne war es für Georg nothwendig, eine Weile mit sich allein zu leben und sich allmählig wieder in Wahrheit in jene Stimmung der Gleichgültigkeit zu finden, die er bei dem Abschied von dem Hause in der Prora nur erkünstelt hatte und die er doch für „das Princip seines Daseins“ erklärte. Am Gestade der See, an den melancholischen Ufern des düstern Teichs, um den aus der Heidenzeit die Schatten der in ihm ertränkten Jungfrauen und Sclaven schweben, wollte er das verlorene Gleichgewicht

wiedergewinnen. In diesen gründunkeln Fluten, wenn Wolken und Nebel wie eine Geisterschaar aus Walhalla in riesigen Zügen über die leise flüsternden Baumwipfel zogen, oder in einer Vollmondnacht, wenn der magische Schimmer dieses wunderbaren Gestirns auf dem Wasser ruhte, in dem Röhricht spielte, um die feinen Spitzen des Schilfs ein goldenes Netz webte, war das Bild der Göttin gebadet worden, von der sie den Namen trug. Rasch genug war Georg von all seinen Hoffnungen herabgestürzt worden, nur wenige Stunden hatte seine Bethörung gedauert, aber es war der erste Unfall, der gegen seine Berechnung ihn getroffen, ihn, den Günstling des Glücks! der, weil er nach seiner Ansicht immer nur Mäßiges und Verständiges gewünscht, sich gewöhnt hatte, auch die Erfüllung seiner Wünsche als ein Natürliches, wie sich von selbst verstehend, zu betrachten. Aber spiele nur einer mit der launischen Göttin! Noch Jeder hat erfahren, daß sie sich in dem Augenblick von ihm wandte, wo er sicher glaubte, sie am Gewand festzuhalten. Nicht Hertha's Liebreiz allein hatte diesen tiefen Eindruck auf Georg hervorgebracht; schönere, anmuthigere Mädchen waren ihm schon begegnet und ohne Eitelkeit durfte er sich sagen, daß ein Mann wie er, wohlhabend, weltmännisch gebildet, nicht abstoßend durch sein Gesicht oder seine Haltung, unter

den Schönsten eine freie Wahl haben könnte; es war das Ganze all dieser Zufälle, in denen sie als die glänzendste, hervorragendste Gestalt erschien, das seine Ruhe in Unruhe, seine Gleichgültigkeit in ein schmerzliches Leiden verwandelt hatte. Liegt nun in der stillen Betrachtung der Natur wirklich ein Heilmittel für das kranke Gemüth, oder ist es nur ein gefälliger, lieblicher Wahn, der allmählig aus den Behauptungen der Dichter sich auch in die Herzen der Anderen geschlichen hat? Georg wenigstens merkte nur, daß seine Schwermuth wuchs, und während er gekommen war, den freien Blick, den er sonst über Menschen und Dinge besessen, wiederzugewinnen, trübte sich sein Auge mehr und mehr. Zu den Fröhlichsten hatte er nie gehört, jetzt drohte seine Stimmung in die finsterste Verschlossenheit und Bitterkeit umzuschlagen. Darum wollte er fort, aus der Einsamkeit des Waldes und des Strandes sich in das wilde Getümmel einer Weltstadt stürzen. Ist einer einmal durch Schuld oder Mißgeschick — wenn nicht beides nur dieselbe Erscheinung des einen uns beherrschenden Schicksals ist, der wir verschiedene Namen beilegen — aus dem gewohnten Kreis seines Lebens und seiner Anschauungen gerissen, treibt er wie ein steuerloses Schiff eine Weile von einem Aeußersten zum Entgegengesetzten. So auch Georg, allein er konnte sich

nicht leicht von den Stätten trennen, die er in den ersten Tagen nach seiner Ankunft wie ein irdisches Paradies begrüßt. Er hatte ihren Frieden, ihre Düsterkeit lieb gewonnen. Auch ihm wie einst Geschlechtern, die jetzt vergessen sind, rauschten diese Wipfel so eigen zu; auch ihm zeigte sich in der Tiefe des Meeres, wenn er an einem stillen Abend, bei sinkender Sonne, auf einem Fischerboot hinausfuhr, die „versunkene Wunderstadt“; er war auf dem besten Wege, ein Träumer und ein Narr zu werden. Sogar eine Beschäftigung, die er früher eifrig getrieben und dann vernachlässigt hatte, nahm er wieder auf: er fing an, einige Aquarellskizzen von den Kreideklippen des Ufers, den schönsten Stellen des Buchenwaldes zu entwerfen. Was ihn zuletzt forttrieb, war das Eintreten stürmischer, kalter, nebelgrauer Tage, die einen frühen Herbst verkündigten. Das Unwetter verdarb ihm vollends die Laune; er brach auf, um den Herbst und Winter in Paris zu verbringen.

Doch war es, als wollte die Insel sich ihm, ehe er auf keine Wiederkehr von ihr schied, noch einmal im Schmuck all ihrer Reize, in ihrer ganzen Herrlichkeit zeigen. Im glänzenden Sonnenschein durchflog er auf dem trefflichen Wagen seines Wirths den Wald; thaufeucht, dunkelgrün waren Wege und Lichtungen; die

wenigen gelbröthlichen Blätter an den Bäumen brachten nur ein lebendigeres Farbenspiel hervor, und dann das Meer. . . . „Treulos wie die Welle“, sagte Georg, an Hertha denkend, das Wort Shakspeare's und wandte sich ab.

Um die Mittagszeit erreichten sie die Rüsternallee, die, von der großen Fahrstraße abbiegend, nach Lauken führt. „Dort liegt Lauken“, deutete der Kutscher nach dem stattlichen grauen Herrenhause hinüber; er schien es zu bedauern, daß sie nicht dorthin führen, wo sie ein ganz anderes Mittagsessen finden würden, als in dem elenden Haidekrug, in dem Georg zu rasten befohlen hatte. War nun hier eine gefährliche Stelle des Wegs oder wollte er dem Herrn eine kleine Bedenkzeit geben, um sich statt des Kruges für Lauken zu entscheiden — der Kutscher mäßigte den schnellen Lauf seiner Pferde. Und plötzlich tauchte da auch der Gedanke in Georg auf: „Du willst doch sehen, welch Ende dein Vetter genommen“. . . Noch aber hatte er dem Kutscher nicht zugerufen: „Fahr' zu!“ — da stand wie aus der Erde gewachsen Herr Hans in seinem knappen grünen Jagdrock unter den Rüstern; er schwenkte seinen runden schwarzen Hut, auf dem eine Adlerfeder steckte. . . Ehe sich Georg zu einem Entschluß besinnen konnte, war der Vetter schon zu dem Wagen herangeeilt und sagte: „Wirklich, Sie sind's, Herr Georg Rechberg! Und

wollten vorüber, an meinem Hause vorüber! Wir glaubten, Sie hätten längst auf einem anderen Wege unsere Insel verlassen und sich meinem Dank entzogen. Nun aber halte ich Sie und fester als in der Schlucht der Prora! Nach Lauken, Kutscher, dorthin!"

Mit schnellem Satz sprang Georg aus dem Wagen; Auge in Auge sahen sich beide Männer und schüttelten sich die Hände. Meinte es einer unredlich?

„Meinen Glückwunsch zu Ihrer Genesung! Der Arzt versicherte zwar bei meinem Fortgange aus dem Försterhause, jede ernstliche Gefahr sei vorüber und Sie gerettet" . . .

„Ich weiß, wie freundlich und rücksichtsvoll Sie sich gegen mich bewiesen. Und ich, wie ein Tölpel und ein Raufbold bin ich Ihnen entgegengetreten! Die Narbe auf meiner Stirn hier wird mir ein Denkzeichen für alle Zeit sein, Ihrer Ritterlichkeit und meiner Wildheit! Und dann — das Liegen im Bett, das Stillsitzen in den dumpfigen Stuben, das hat mich curirt! Ja, lachen Sie nur! Ich bin vorsichtig geworden und bringe es in der Geduld und Besonnenheit mit den Jahren noch so weit wie Sie!"

„Nicht doch! Es muß jeder seine Eigenthümlichkeit wahren, soviel er kann; nur soll er nicht die der anderen verletzen!"

„Das ist's, die Grenze kennen! Darüber werden im Grunde alle Processe geführt. So, da sind wir in Lauken. Noch einmal, herzlich willkommen!"

Mit einem Gefühl, das so wunderlich aus Verdruß und Staunen, aus Trübsinn und Neugier sich mischte, daß er den rechten Ausdruck nicht dafür finden konnte, schritt Georg über die Schwelle des Hauses. Hatte Hertha dem Junker seine Bewerbung erzählt? Von seiner Absicht geredet, das Gut zu kaufen? Ja, hatte nur der Inspector geschwiegen? Oder war Hans Lauken in glücklicher Unwissenheit über alles, was seit seinem Sturz in jenen ereignißvollen Stunden vorgefallen? Jetzt erfüllte er jede Pflicht des gastfreien Wirths in einer Weise, wie sie so höflich, gefällig und gewinnend Georg ihm nicht zugetraut. Trotz seines Unmuths und Argwohns empfand er das Wohlthuende dieser einfachen Treuherzigkeit. Dies und jenes Zimmer des weitläufigen Hauses zeigte Hans Lauken dem Vetter, ein und ein anderes Andenken war noch von Anna, Georg's Mutter, zurückgeblieben; ein alter, ausgeblaßter Teppich, den sie gestickt; eine Bibel, auf deren vorderm Blatt ihr Name stand, in jener Kammer hatte sie ihren „ersten Traum" geträumt, wie Hans in einer poetischen Anwandlung sagte.

„Ja", schlug er fröhlich in die Hände, „machen Sie

nur große Augen! Woher ich die alten verstaubten Sachen habe? Aus der Trödelkammer des Hauses. Eine Freude mußt' ich Ihnen bereiten — so ließ ich sie heraussuchen; es lebt noch ein altes Mütterchen auf dem Gute, auf deren Knieen die Anna gesessen, die wußte gut Bescheid. Wären Sie selbst nicht hierher gekommen, ich hätte Ihnen die Dinge nach Ihrer Heimath zugeschickt. Aber" —

„Aber?"

„Ich hatte eine Stimme im Herzen, die sprach: er kommt nach Lauken. Der Förster und seine Frau behaupteten zwar das Gegentheil, Sie waren ja wie verschollen."

„War's doch meine Absicht bei dieser Reise gewesen, eine Zeit lang in der Stille zu leben. Und nach unserem Ritt bedurfte ich der Ruhe."

„Wie ich. Nur hatten Sie das bessere Theil getroffen und blieben gesund. Hat es Ihnen droben gefallen?"

„Ich kenne wenig Landschaften, die sich so tief und unvergänglich meiner Seele eingeprägt hätten"

„Hertha — wollte sagen Fräulein von Witting ist auch Ihrer Ansicht. Ist gar zu einsam für mich und eintönig. Allein Sie beide verstehen das besser wie ich. Und Sie wollen nun fort?"

„Ich gehe nach Paris.“

„Hm, Paris! Drei ganze Tage war ich dort, dann macht' ich, daß ich wieder hinauskam. Ich bin zu dumm für die Stadt, überall stieß ich an, überall hatte ich Händel und war mir doch bewußt, zu keinem absichtlich die Veranlassung gegeben zu haben. Mit meinem harten Schädel renne ich draußen in der Welt an jede Mauer, ich brauche die Haide und das Meer zum Gedeihen!“

Das sprachen sie, als sie schon am Eßtisch saßen, und Hans unterbrach sich wiederholt selbst mit einem „Langen Sie doch zu!“ „Trinken Sie doch!“ Sein Gast schien ihm nicht die genügende Eßlust zu haben, um allen Feinheiten der provinzialen Küche, den Lieblingsgerichten der Inselbewohner Gerechtigkeit widerfahren zu lassen.

„Ich begreif's“, antwortete Georg auf seine letzten Worte; „Sie sind hier geboren, Sie haben ein schönes Gut, mancherlei Erinnerungen knüpfen Sie an den Boden. Es ist ein altes Bild, von dem Menschen, der wie der Baum seine Wurzeln in dem ihm günstigen Erdreich ausstreckt und auf einer kleinen Scholle zur stolzen Höhe erwächst. Uns Stadtleuten geht es anders. In jedem Jahr verändert sich uns der Anblick der Heimath; für Alle mag sie freundlicher und wohnlicher

werden, für den Einzelnen nicht. Wäre ich wie Sie ein geborener Landwirth, ich lebte und stürbe auch auf meiner Scholle.“

„Wie die klugen Leute doch so hübsch in Worte fassen können, was wir empfinden! Aber bei alledem hatte ich auch hier lange keine Ruhe. Heute trieb es mich ungestüm hinaus und morgen noch ungestümer zurück.“

„Fortan nicht mehr, hoffe ich!“

Junker Hans wiegte lachend den Kopf: „Denk's auch! Es hat ausgestürmt.“

War er einig, versöhnt mit Hertha? Doch beherrschte sich Georg wie der beste Schauspieler: „Eingelaufen in den Hafen? Gut Heil!“

„Erwiedere den Wunsch — Möge Ihre Reise glücklich, heiter und genußreich sein!“

Die Gläser klangen aneinander.

„Das hört sich beinahe an“, meinte Rechberg scherzenden Tons, als sagten der Herr Vetter: „Glück auf den Weg!“

„Aber nicht für heute und nicht für morgen! Wenn zwei Männer so zusammenstoßen wie wir, und es giebt kein Unglück, müssen sie gute Freunde werden. Als wir von dem Jägerhause fortritten, dachte ich: Er oder Du! Nein, ich will ehrlich sein: ich dachte nicht daran,

daß Sie mit heiler Haut aus dem Strauß mit mir heimkehren würden. Aber Hochmuth ist immer ein böses Ding; ich trug den Denkzettel davon, den ich Ihnen bestimmt hatte."

„Nicht mein Verdienst! Warum wurde Ihr Rappe scheu? Im Anfang wollte mir's Niemand glauben; Hans Lauken vom Pferde gestürzt — das war eine Unmöglichkeit, ein Wunder! Das Fräulein von Witting" —

„Das Fräulein! Was sagte die? Warum stocken Sie? Schalt mich wohl tüchtig aus?"

„Ich thue vielleicht nicht recht, eine Aeußerung zu wiederholen, die ihr die Besorgniß, der Schmerz über Ihren Unfall erpreßt — allein wenn's vorüber ist, so glücklich vorüber wie Ihre Krankheit, noch dazu, wo wir so behaglich zusammen sitzen, klingt's drollig! Erschrecken Sie nicht: das Fräulein meinte, ich möchte wohl nicht ganz schuldlos an Ihrem Sturze sein."

„Das hätte Hertha gesagt?" Er setzte das Glas, wie in Gedanken, unberührt nieder.

„Ja, die Weiber!" lachte Georg bitter. „Wer kennt sie? Der Liebesgott scheint doch nicht Sie allein verwundet zu haben, mein Vetter! Ein kleiner, ein ganz kleiner Pfeil muß auch in dem Herzen des Fräuleins stecken. Sich mit Ihnen verheirathen will sie nicht, aber sie war gleich bereit, mich als Mörder anzuklagen, als Sie

verwundet dalagen. Drollig und doch wieder merkwürdig für den Psychologen! Schade, daß wir so wenig Muße im Leben haben und durch die Verhältnisse in unsern Forschungen beschränkt sind! So manches Problem, das uns in Verwunderung setzt, ließe sich lösen, wenn wir es bis zu seinem Ursprung verfolgen, nach allen Seiten hin betrachten könnten. Könnten und dürften! Da haben Sie wieder die Grenze, von der Sie sprachen. Und keiner springt hinüber, er sei denn ein Dämon oder ein Engel. Und ich, Sie sehen es selbst, ich bin keines von beiden."

„Listig sind Sie, Herr Vetter, listig! Haben es doch gleich gemerkt."

„Was gemerkt? Daß Sie dem Fräulein lieb waren? Nicht gleich, aber bald."

„Und ich brauchte vier Jahre und diese Narbe, um meiner Sache sicher zu sein."

„Ein wenig spröde, ein wenig schnöde, so behandeln alle Mädchen treue Liebe."

„Hertha nicht", sagte Hans eifrig. „Sie ist der Stolz, allein auch die Aufrichtigkeit selber. Würde ich um sie geworben haben, wie die irrenden Ritter um ihre Damen, wenn sie's nicht werth wäre? Sie müssen sie nicht nach der Kälte und Schroffheit beurtheilen, in die sie sich jetzt gehüllt, sie hat ein Lächeln, bezaubernd

wie Frühlingssonnenschein. Wenn sie will, ist sie die schönste und anmuthigste der Frauen, da wundert man sich nur, daß die Welt ihr nicht zu Füßen fällt."

Es war gut, daß der Junker sich in die Begeisterung hineinredete, sonst würde ihm das Erbleichen seines Gastes aufgefallen sein. Einen wilden Sturm erregten seine Worte in Georg's Herzen, verführerischer als je, feenhaft gaukelte ihm das Bild Hertha's vorüber, er entdeckte keine Uebertreibung in Lauken's schwärmerischer Schilderung, sahen sie doch beide das Mädchen mit denselben Augen an, und als der Junker innehielt und rief: „Ich bin ein Thor! Man soll seine Geliebte nicht preisen; der Zuhörer nickt lächelnd, als stimme er zu, und sagt sich doch innerlich: nur gemach, bei uns blühen auch noch Rosen!" konnte Georg seine Verlegenheit nur dadurch verbergen, daß er sein Glas schweigend hinunterstürzte.

„Das war der Abschiedstrunk!" Er stand auf.

„Fort wollen Sie? Bewahre! So rasch werden Sie den tollen Lauken nicht los. Sie bleiben eine Nacht unter meinem Dach. Vetter, ich schulde Ihnen mein Leben, denn ein anderer hätte sich in Ihrem Fall schwerlich beeilt, seinem Gegner so schnell Hülfe zu holen, und soll Ihnen nicht einmal danken dürfen! Seit lange ist kein besserer Mann in diesem Hause gewesen."

„Kein besserer Mann! Wenn das Fräulein diese meine Rechtfertigung erführe“ --

„Noch heute soll sie's! Ich bringe Sie zu ihr; Sie sind ihr nicht böse? Frauenzunge hat keinen Zaum.“

„Die Liebe sprach aus ihr, wie sollte ich zürnen? Allein wie mir scheint, habe ich eine Taktlosigkeit begangen, ich sage das Fräulein, ich hätte sagen sollen: Ihr Fräulein Braut. Meinen Glückwunsch und meine Ergebenheit und Verehrung Ihrer Verlobten.“

Wenn alle Saiten einer Aeolsharfe zersprungen sind, mag der Wind wehen, wie er will, sie giebt keinen Ton mehr. Mit ihr verglich Georg sein Herz. Sein Abenteuer war zu Ende.

Langsam knöpfte er seinen Rock zu. „Leben Sie wohl! Ich darf nicht länger zögern.“

„Auch nicht, wenn es die Entdeckung eines Problems gilt?“

„Es ist ja nun kein Problem mehr.“

„Freilich; die Ehe ist das Grab der Liebe, singen die Poeten. Aber Hertha ist dennoch kein alltägliches Geschöpf.“

„Keiner ist tiefer davon überzeugt als ich“ . . . er hatte die Handschuhe angezogen und griff nach seinem Hute.

„Also kein Halten! Sie sind ein pünktlicher Mann, fest, unabänderlich in Ihrem Beschluß. Eine Bitte jedoch weigern Sie mir nicht, ich begleite Sie bis an das Försterhaus."

Den alten Teppich hatte er schon sorgsam zusammenwickeln und in Georg's Wagen legen lassen. „Zur Erinnerung an Lauken", sagte der Junker.

Als sie beide einstiegen, entfuhr Georg die Frage: „Wohnt das Fräulein noch bei dem Förster?"

„Ja, sie will erst im Ausgange dieses Monats nach dem Städtchen."

„Fahr' langsam!" bedeutete Georg dem Kutscher.

Da lag nun die Schmale Haide wieder im Sonnenuntergang; ihm war es, als sei er gestern erst mit ihr darüber hingegangen; und doch waren inzwischen die Ericas abgeblüht, das Grün des Ginsters fahl geworden, ein graubrauner Ton herrschte vor.

„Der Sommer zieht dahin", sagte nach längerem Schweigen Hans Lauken zuerst.

Georg nickte nur, antworten mochte er es nicht, aber er dacht's: „für mich zumeist".

„Hertha hat Ihnen erzählt, wie wir uns kennen lernten, aber Sie wissen nur die Hälfte unserer Geschichte und ich habe die Furcht, Sie scheiden mit nicht allzu günstiger Meinung von uns. Die Hand her,

Vetter! Sei aller Groll zwischen uns vergessen und wenn Hertha Sie gekränkt, vergeben Sie's auch ihr. Sie hat viel Kummer gehabt und die Menschen haben ihr so Uebles nachgeredet, daß sie bei den andern wohl auch schlimme Gedanken und Thaten voraussetzen konnte. Der Prinz hat sie geliebt und sie ihn wieder. Ist das ein Unrecht? Hans Lauken ist ein Strohkopf, daß er sie nimmt, meint der und jener. Aber hab' ich ein Recht auf ihre Vergangenheit? Kann ich fordern, daß sie keinen andern Mann geliebt, selbst ehe sie von meiner Neigung wußte? Die erste Liebe eines Mädchens sein, vielleicht ist es das Schönste! Indessen nicht alle können diesen Treffer ziehen. Ich kam nun gar zu spät. Sie und der Prinz liebten sich beinahe schon ein Jahr, bevor ich mit ihr bekannt wurde. Und dann lief noch mancher Tag dahin, ehe es so weit kam, daß ich nicht mehr von ihr lassen konnte. Nicht sie, der Prinz betrog mich. Hätte mir der aufrichtig gestanden: Ich liebe das Mädchen, und wäre mir das Herz darüber gebrochen, ich wäre gegangen. Statt dessen trieb er mich vorwärts; er war seines Sieges sicher und wollte sich dabei noch an der Niederlage eines Nebenbuhlers weiden. Das war das Schlimme. Wenn einer mir den Bruderkuß gegeben und gesagt hat: „Fortan du und du, Hans Lauken!" dann hab' ich kein Mißtrauen.

In mir ist keine Ader des Argwohns — war keine, das ist richtiger, kein Tropfen Galle. An all dem dummen Gerede von einer Liebschaft zwischen Hertha und dem Prinzen ist nichts: das war mein felsenfester Glaube. Sie haben klügere Augen, Vetter Rechberg, Sie" —

„Ich? Ich glaube nicht an die Treue und Aufrichtigkeit der Menschen."

„Hätt' ich doch Ihren Kopf gehabt! Oder doch lieber nicht, der Kopf hätte nicht zu meinem Herzen gepaßt. Das ging eine Weile zwischen uns dreien hin und her. Hertha wurde kälter, zurückhaltender gegen mich, als sie zu ahnen anfing, daß ich sie liebte. Ich konnte es ihr nicht verdenken, es mochte ihr durch den Sinn fahren, daß ihr Vater mit dem meinigen unsere Verheirathung schon abgeredet, ohne uns nur zu fragen, und überdies, da sie reich war, lag's nahe, in meiner Liebe die kluge Berechnung eines Mannes zu sehen, den ihr Vermögen, nicht ihre Schönheit geblendet. Bei einem Feste brach der künstliche Bau dann über uns allen zusammen. Ist niemals gut mit der Lüge, indessen das Licht, das die Wahrheit bringt, verbrennt oft mit der Lüge uns selbst. Das Leben ist ein solches Ineinander von Falschheit und Wahrheit, daß wenn die eine einen Tag lang allein herrschte, die Welt und die Gesellschaft in Trümmer fielen. Auf dem Feste wurde

ich eifersüchtig. Der Prinz huldigte ihr in einer Weise, die keinen Zweifel mehr an seiner Liebe gestattete. Der tolle Hans eifersüchtig, das war doppeltes Feuer! Wir hatten einmal Shakspeare's „Othello“ gelesen, der Prinz, sie und ich; mir war Othello da wie ein Hans Dampf erschienen, nun befand ich mich in seiner Lage, war in seiner Wuth. Mitten während des Balles sah ich Hertha sich entfernen und in den Park hinabgehen, ich ihr nach. Es war eine mondhelle Sommernacht. In einem Pavillon verschwand sie endlich meinen Blicken. Gucken Sie mir nicht in das Gesicht; ich beging eine schändliche Handlung, ich horchte. Der Prinz war darin. Sie machte ihm Vorwürfe: es müsse klar werden zwischen uns dreien, wie vielen Verdächtigungen er sie heute wieder ausgesetzt. Indem glaubte ich von dem Laubgang her, an dessen Ende der Pavillon stand, Schritte zu hören, Schritte, die näher kamen. Ich schlug mit der geballten Faust gegen die Thür. Ein unterdrückter Schrei Hertha's — der Prinz sprang wohl zum Fenster hinaus, ich weiß es nicht, ich hatte die Thür aufgerissen, besinnungslos, blindwüthig wie ich war. Ich hatte die Hand erhoben — wahrhaftig, ich begriff Othello. „Die Sache will's, mein Herz, die Sache will's!“ Im vollen Licht des Mondes stand sie mir gegenüber, blaß, starr, sie trug ein weißes Kleid und sah aus wie eine Mar-

morgestalt, ich hätte sie niederschlagen können. Sprachen wir? Sprachen wir nicht? „Mein Vater!“ rief sie plötzlich und sank ohnmächtig ihm zu Füßen. Der stand hinter mir, als hätte ihn ein böser Geist heraufbeschworen. Was hätten Sie da in meiner Lage gethan, Vetter Rechberg?“

„Vetter Lauken, Sie handelten wie ein Ehrenmann, wie ein Ritter aus der guten alten Zeit, daß Sie dem Fräulein Ihre Hand anboten — ich wäre eine Stunde nachher abgereist. Wir handeln in solch ängstlichen Augenblicken nicht wie wir wollen, wir handeln, wie unser Blut rollt.“

„Sie mögen recht haben. Ich aber war mit Hertha verlobt. Ob sie den Prinzen noch liebte, ob nicht — sie schenkte ihm keinen Blick mehr, nicht um eines Strohhalms Breite wich sie von der Treue ab, die sie mir gelobt. Aber zwischen uns stand doch der Schatten dieses Ereignisses. Wir hatten nie darüber gesprochen und bis zu meinem Sturz und meiner Krankheit war sie im Unklaren, ob ich damals den Prinzen im Pavillon gesehen oder nicht. Doch hielt sie sich nicht für werth, meinen Namen zu tragen.“

„Sie liebte Sie eben zu sehr.“

„Und der Gedanke an jene Nacht machte aus mir selbst einen schlechten Reiter, als wir hier hindurch=

jagten. Ich hatte wieder meine Hand im Zorn gegen sie geballt; in Ihnen spiegelte mir die tollgewordene Phantasie“ . . .

„Doch nicht den Prinzen oder des Mohren Lieutenant Cassio vor?“ lachte Georg, sich selbst überwindend.

„Leider. Wir hätten beide um einen Irrthum den Hals brechen können.“

Da waren sie am Försterhause. Zum Glück für Georg, der neuen Aufenthalt fürchtete, war es still und leer auf dem Hofe. Nur sie stand am Fenster, sie winkte mit dem Tuch. Ihre Züge konnte Georg in der Dämmerung nicht deutlich erkennen, auch schwebte ihm gleichsam ein Flor vor den Augen. Eins sah er — sie trug statt des schwarzen ein blaues Kleid und am Busen eine weiße Rose.

Die Männer umarmten sich, aus dem Wagen sprang Hans Lauken . . .

„Galopp!“ sagte Georg seinem Kutscher und schloß die Augen.

Hin sauste der Wagen, als säße Lucifer darin.

„Sie wäre doch keine Frau für Dich gewesen“, dachte er. „So ist's gut, wie es gekommen. Aber that nun mein Wille etwas dazu oder ist's Bestimmung? Das Walten eines Naturgesetzes, das wir nicht verstehen,

das uns despotisch beherrscht? Entspringt die Liebe aus der Seele? Zieht nur ein dunkler Naturtrieb dieses Weib zu diesem Mann? Sind wir freie, selbständige Wesen, sind wir Marionetten?"

So grübelte er lange -- die empfindlicher werdende Kühle des Abends schreckte ihn aus seinen Träumereien auf; er öffnete die Augen und wickelte sich dichter in seinen Mantel. Dann sah er zurück. Vom Försterhause keine Spur mehr, keine Spur der Schmalen Haide; sie fuhren auf wohlgepflasterter Straße. Nichts mehr von dem tollen Junker, nichts mehr von ihr — alles dahin in dem Nebel des Herbstes, im Dunkel des Abends.

„Morgen bin ich auf der See", sagte Georg halblaut. „Es lebe das Meer und der kommende Tag!"



Auf heimischer Erde.



Auf heimischer Erde.

Neue Novellen

von

Karl Frenzel.



Zweiter Band.

Hannover.
Carl Rümpler.
1866.

Druck von August Grimpe in Hannover.

Inhalt.

Seite



Pygmalion.



I.

Vor drei Jahren fesselte, auf einer Kunstausstellung, in jener freundlichen Hauptstadt, die so oft ihrer Lage zu beiden Seiten eines mächtigen Stromes wegen mit Florenz verglichen wird, zumeist eine in Marmor vollendet ausgeführte Hebe die Blicke der Beschauer.

In etwas glich sie der berühmten Götterjungfrau Canova's: auch sie hatte eine schwebende Bewegung, einen wunderbar zierlichen, durch die Sandale, die ihn lose umschloß, noch mehr in der Feinheit seiner Form hervortretenden Fuß, auch ihr Haar schürzte sich einfach und kunstlos in einem reichen Knoten zusammen, nachflatterte auch ihr, wie vom Frühlingshauche des Olymps geschwellt, das leichte Gewand. Dies aber bedeckte nicht nur, wie bei der Statue Canova's, den Unterkörper, sondern umschloß hier in schleierartiger durchsichtiger Umhüllung, den Busen der neuen Hebe — in der erhobenen Hand schien sie dem rufenden, höchsten Gotte die Schaale voll Nektar entgegen zu

tragen, in ihr jugendliches, liebliches Antlitz mischte sich darum ein gewisser ernster Zug der Ehrfurcht, der Demuth, obgleich um ihren Mund ein entzückendes Lächeln der Anmuth glänzte.

Bilder wie Statuen lassen sich in ihren Umrissen nur beschreiben; den Farbenduft der einen und den Ausdruck, das eigenthümliche Leben der andern in ihrem Marmorleibe vermag auch das kühnste Wort nicht wiederzugeben, weil beide zunächst das sinnliche Auge allein berühren und von ihm mit jenem Wohlgefühl eingesogen werden, wie das Leuchten des ersten Grüns und das Purpurroth der untergehenden Sonne.

Auch die Hebe Adrian's mußte man sehen, um das Staunen und die Bewunderung zu begreifen, die sie erregte. Der Ausstellungssaal in dem alterthümlichen Rococcogebäude auf der breiten Terrasse, die sich längs des Flusses hinzieht, ward zu keiner Tageszeit von Besuchern leer. Den Künstlern und Kunstkennern machte die vollendete Arbeit, die Anmuth der Bewegung, die feine Gliederung diese Statue fast zum Studium, die Frauen fühlten sich durch den keuschen Adel ihrer Haltung, die Männer durch eine gewisse Herbigkeit ihres Gesichts, das von einem poetisch „mit einer erst halbgeöffneten Rosenknospe“ verglichen ward, unwiderstehlich angezogen. Die Menge ließ sich wie immer durch die gute „allge-

meine Meinung" bestimmen und fand die Hebe um so bewundernswürdiger, da sie das erste größere Werk Adrian's in Marmor, aus dem Gebiete der alten griechischen Kunst war, denn bisher hatte er, dem realistischen Zuge der Zeit folgend, nur eine und die andere Statue von Kriegern und Gelehrten in Erz auf öffentlichen Plätzen aufgestellt.

Halbgehörte und durch das Gerücht ausgeschmückte und verbreitete Geschichten erhöhten das Interesse für den Künstler und sein Werk. Große Summen, die ihm dafür angeboten, hatte er zurückgewiesen, bald einen unerschwinglichen Preis gefordert, bald gegen Käufer, denen er mehr Rücksicht schuldig zu sein glaubte, sich entschuldigt: diese Statue könne er nicht verkaufen. Noch vor Kurzem hatte er so ehrerbietig aber fest den Wunsch der Königin abgelehnt: jetzt sei es nicht in seine Macht gegeben, die Statue aus seiner Hand zu lassen, sollte dieser Augenblick aber eintreten, würde er sie am liebsten in ihren königlichen Händen wissen. Ja, dies beständige Andrängen verstimmte den reizbaren Mann so sehr, daß er schon die Hebe aus dem Ausstellungssaal entfernen wollte, und nur den Bitten der Freunde nachgab, ein solches Kunstwerk nicht der öffentlichen Bewunderung und Beurtheilung zu entziehen und eigensinnig seinem eignen Ruhme zu schaden. Für die, welche Adrian näher kannten,

war diese Hartnäckigkeit auffallend genug; sie wußten, daß er seit Jahren viel Geld brauchte, zu Zwecken freilich, die sie nicht zu errathen vermochten; denn es gab in dem ernsten, nicht mehr jugendlichen, durch harte und widrige Schicksale verbitterten Mann keine hervorbrechende Leidenschaft, die solche Ausgaben gerechtfertigt oder doch erklärt hätte. Woher kam es denn, daß er jetzt plötzlich einem so wohlverdienten und über Erwarten reichlichen Lohn entsagen wollte? War er doch längst, in Jahren und Erfahrung, über jene erste Schwärmerei des Künstlers hinaus, sein Werk für sich allein zu genießen und als Heiligthum zu bewahren.

In den Spätnachmittagsstunden eines warmen Julitages umstand eben wieder ein schaulustiger Kreis, Männer und Frauen, die Statue. Meist waren es Fremde, die in dieser Jahreszeit das deutsche Florenz zu besuchen pflegen und seine Gesellschaft beherrschen. Die lauten Ausrufe: „wie schön! wie jungfräulich!“ waren verklungen, ein fast andächtiges Schweigen fesselte alle, nur noch im Schauen schien die Empfindung der Seele zu leben. In dem Saale regte sich nichts, durch die niedergelassenen weißen Vorhänge der Fenster spielten die Sonnenstrahlen, wie langgezogene, dünne Goldfädchen hinein, prallten von der rothen Tapete der gegenüberliegenden Wand gleichsam zurück und umwoben wie

rosige Schleier den Marmor. Ein junges Mädchen, die bis jetzt mit ihrer älteren Begleiterin in einem Vorgemach vor Landschaftsbildern verweilt, näherte sich da der Hebe. Ihr staubgraues Seidenkleid rauschte über den Boden hin; die Statue sehen und erschrecken, erröthen war eins. Dann aber faßte sie sich und betrachtete prüfend das Bild, kein Zug veränderte sich mehr in ihrem Gesicht, nur zuletzte irrte es wie Wellenkräuseln über ihre Lippen, als hätte sie ein bitteres Wort darauf, unterdrücke es aber. Nun war sie schon vorüber, zu einer kleinen Gruppe tanzender Grazien getreten.

Mit eigener Theilnahme hatten die Umstehenden das Mädchen betrachtet: sie ging ruhig, mit einem gewissen, selbstbewußten Wandel durch den Saal. Nicht Adel, aber Lieblichkeit ließ sich ihrer Haltung, ihrer schlanken, um die Brust vollen Gestalt absprechen, sonst zeugte jede ihrer Bewegungen, ihre gewählte, einfache Kleidung, die Gefährtin, die ihre Gesellschaftsdame zu sein schien, für ihren Geschmack und ihren vornehmen Stand. Das Alles erweckte die Neugierde der Anderen; als sie den Saal verließ, machten sie ihr beinahe wie einer Fürstin zu beiden Seiten hin Platz.

Jedem, der sie so sah, ihr Antlitz rosig und golden von der Sonne überflammt, mußte die Aehnlichkeit

zwischen ihr und der Hebe auffallen. Die marmorne wie die lebendige Jungfrau hatte denselben keuschen Ausdruck, dieselbe wunderbare Feinheit der Formen, den gleichen Mund, eine hohe Stirn, nur schwebte die Göttin mehr, idealischer — und die in ihren Zügen nur angedeutete Härte war in denen des jungen Mädchens zur Starrheit verdichtet — einer Starrheit, über die jetzt, wo sie merkte, daß sie der Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit geworden, ein Hauch wie von verletzter Würde wehte. Wenn sie in dem Gesicht der Hebe ihr eigenes wiedererkannt, so hatte sie ein Recht zu der Mißbilligung, die sie im Herzen empfand, es war nichts daran von ihrer Hoheit und Schroffheit.

Denen, die noch im Saale zurückblieben und Adrian's Werk einer abermaligen Kritik unterzogen, konnte kein Zweifel sein, daß die Fremde dem Künstler zum Modell gestanden.

Doppelt wuchs damit die Theilnahme an ihr, das Verlangen, Näheres von ihr zu wissen, von dem Verhältnisse, das sie mit dem berühmten Bildhauer verbunden.

Zu denen, die am eifrigsten danach forschten, gehörte ein junger Mann, Herman Rosen, oder vielmehr er übertraf alle in dem Bestreben, das Geheimniß der schönen Unbekannten zu enthüllen.

Von Herman Rosen hätte Niemand mehr zu sagen gewußt, als daß er seit einem Jahre durch den Tod seines Vaters sein eigener Herr geworden und ein wohlbegüterter Gutsbesitzer sei, der die Verwaltung seiner Herrschaft andern Händen überließ und jetzt eine Reise durch Deutschland und Italien vorhatte. Wenn man auch seinen vertrautesten Freund nach seinem Wesen und den Eigenschaften seines Herzens gefragt, er hätte immer nur antworten können: er ist ein Mensch, wie wir Alle in diesen Tagen, durch nichts hervorragend und schwerlich zu großen Dingen berufen. Freundlicher waren ihm die Damen geneigt; Herman Rosen verband mit einem Anhauch männlicher Schönheit eine gewisse kecke und doch ritterliche Huldigung des zarteren Geschlechts, das Gerücht von seinem Reichthum ging ihm voran. Ueberdies suchte er, freilich zunächst nur „im Vorbeigehen" eine Frau für das neue Wohnhaus, das er sich auf seinem Gute errichten ließ, und kaufte inzwischen, da noch, sagte er, kein Mädchen seine Phantasie begeistert, Bilder und Kunstwerke zur Ausschmückung desselben. Ein Hang zur Eitelkeit mehr als wahres und tiefes Ergriffensein von einer künstlerischen Schöpfung hatte ihn da getrieben, mit Adrian der Hebe wegen in Unterhandlungen zu treten. Kurz und rauh sagte ihm der Bildhauer: „Nein!" und der Stachel verletzter Eigen=

liebe war in Rosen's Brust zurückgeblieben. Bot sich ihm jetzt nicht eine günstige Gelegenheit dar, eine „ganz kleine" Rache gegen den stolzen Künstler zu üben, wenn er hinter das Geheimniß der Hebe kam?

Besitzt einer nur Geduld, Muth und Geld, so giebt es in dieser Welt wenig Dinge, die er nicht erreichte. Schon am dritten Tage nach dem Besuche des jungen Mädchens in der Ausstellung wußte Herman Rosen ihren Namen, ihre Wohnung und hatte sogar in der Bildergallerie vor einem weltberühmten Gemälde Correggio's drei oder vier Worte mit ihr gewechselt.

Dort, wo am Südende der Stadt eine mit Pappeln besetzte Allee nach dem sogenannten großen Garten führt, liegt zur linken Seite der Straße hinter niedrigen, weißen Mauern, über die Epheu in wilden Ranken klettert, ein Garten mit mächtigen, dichtlaubigen Lindenbäumen; durch ihre Schatten sieht man die Fenster eines Landhauses schimmern, gerade auf seine Pforte zu geht der Kiesweg von der in der Vordermauer angebrachten eisernen Gitterthür, deren Spitzen vergoldete Knäufe tragen.

Es war nur natürlich, daß Herman Rosen, als er an diesem Abend, aus dem im großen Garten gelegenen Sommertheater heimkehrend, an den weißen Mauern vorüberging, einen Augenblick vor dem Gitterthor stehen

blieb und nach den Fenstern hinaufschaute — denn hinter ihnen wohnte eben die Fremde, Fräulein Sibylla . . .

Eine Frauengestalt ließ die Vorhänge nieder und gleich darauf strömte ein voller, hellgoldiger Strahl, der Schein einer Lampe, sagte sich Herman, in die Dämmerung und das Dunkelgrün der Bäume hinaus.

Einige Male ging er unschlüssig vor dem Hause auf und nieder, er faßte behutsam an den Griff der Eisenthür — sie war nur eingeklinkt. So nahe einmal, horchte er mehr unwillkürlich, als absichtlich in den Garten hinein. Das Geräusch von bald sich nähernden, bald sich entfernenden Schritten schlug an sein Ohr . . . die Dahinschreitenden aber gewahr zu werden, daran hinderten ihn die Schatten des Abends, die Bäume, das dicht verschlungene Gebüsch . .

Darüber war jenseit der Straße, über dem Felde, am Himmel der Mond sichtbar geworden — jetzt noch eine dünne, mattgoldene Sichel, deren Strahlen schräg in den Garten fallend sich mit dem helleren Schimmer vermählten, der langsam aus den Fenstern dahinglitt.

Viel Menschen gehen zu dieser späten Zeit in der im Ganzen einsamen und stillen Stadt nicht diese stillste Straße, Herman Rosen war fast allein — nur zuweilen rauschten die Blätter über ihm, nur zuweilen

drang ein Ton von dem Reden der im Garten Wandelnden zu ihm .. Töne, aber leider keine Worte —

Da ergriff es ihn so recht eigen, tief und ängstlich zugleich, als jetzt ein scharfer, kurzer aber doch durchdringender Schrei erscholl — ein Schrei, der, wie er in seiner aufgeregten Phantasie sich augenblicklich vorstellte, von Niemandem erhoben sein könne, als von Sibylle... An die Thür fassen, sie aufreißen und unbesonnen in den Garten stürzen, war ihm eins.

Der Zufall, für ihn war es der Instinct des Herzens, führte ihn unter den vielen, verschlungenen Pfaden des Gartens den rechten, nach einer Weinlaube.

Hart vor derselben aber fühlte er sich aufgehalten: so dunkel war es doch noch nicht, daß er in dem vor ihm stehenden Manne mit finsteren, verschatteten Zügen nicht Adrian hätte erkennen sollen.

„Wie kommen Sie hierher? Was wollen Sie, mein Herr?“ fragte der Bildhauer mit rascher, erregter Stimme.

Zu den Furchtsamen und Verlegenen hatte Herman Rosen nie gehört: „Vergebung“, entgegnete er im kühlsten Ton gesellschaftlicher Höflichkeit. „Ich höre, an dieser einsamen Besitzung vorübergehend .. oder besser vielleicht, ich glaube einen Schrei zu hören, ich trete ein — aber noch einmal, Herr Adrian, vergeben Sie mir.“

„Und Sie wußten, daß ich hier wohne?“

„Nicht doch, ich würde sonst wahrhaftig nicht in dieser Abendstunde erst, beim Zwielicht des Mondes, Ihren herrlichen Garten bewundern, sondern Sie schon lange um die Vergünstigung gebeten haben, ihn im Sonnenschein durchwandern zu dürfen.“

„Hier und dort wird noch darin gearbeitet, aber in einigen Tagen hoffe ich Ihr Verlangen erfüllen zu können.“

So begleitete Adrian den jungen Mann zur Gitterthür zurück.

Eben verneigte sich dort Herman Rosen zum Abschied, allein das übliche „Leben Sie wohl!“ blieb ihm wie festgebannt auf der Zunge, denn wieder ertönte der Schrei, diesmal sich auflösend in ein krampfhaftes Schluchzen . .

Sagen konnte er freilich nichts darauf, denn er war schon draußen auf der Straße und Adrian war, rasch die Gitterthür schließend, in den Gängen des Gartens verschwunden.

Eine unberechenbare Fülle von Abenteuern, Verwickelungen von Glück und Unglück bot sich dem geschäftigen Geiste des jungen Mannes dar... Sibylle und Adrian wuchsen ihm zu Helden einer wundersamen Geschichte auf.

An sich aber war es nur ein kleines Wort gewesen, das die Verwirrung, das Erschrecken und den Schmerz Sibylla's erregt hatte.

„Ich bin nicht Dein Vater", hatte ihr Adrian im Laufe einer langen Unterredung gesagt.

„Nicht mein Vater!" Dieser Gedanke hatte Sibylle bis in das tiefste Herz getroffen.

Was dann? fragte sie sich ganz leise mit einer Aengstlichkeit, für die sie zwar keinen Grund anzugeben wußte, die ihr aber nichts desto weniger die wildesten Thränen erpreßte. So weit sie zurückdenken konnte, war ihr alles Gute von Adrian allein gekommen. In der Erziehungsanstalt, in der sie aufgewachsen war, hatte sie Niemand besucht, als Adrian; an keinen Andern hatte sie von dort aus je einen Brief geschrieben, als an ihn; größer geworden, erfuhr sie dann im unermüdlichen Forschen und Fragen von der Vorsteherin, daß Herr Adrian sie als ein noch junges Kind in die Anstalt gebracht und ihr zur sorgfältigsten Erziehung empfohlen habe. Mit ihrem siebzehnten Jahre hatte er sie aus der Pension genommen und sie zu einer alten, würdigen und gebildeten Frau geführt: diese, sagte er ihr, solle sie fortan wie ihre Mutter ehren. Eine Zeit lang wohnte sie mit ihr zusammen in Nürnberg; Sibylla gewöhnte sich an die verständige, kluge Frau, ob-

gleich eine gewisse Kälte in ihr es nicht zum warmen Durchbruch ihrer Gefühle kommen ließ. Im vergangenen Frühling waren beide Frauen mit Adrian nach Florenz gereist; die zwei Monate, die sie dort verlebt, nannte selbst Sibylla, trotz ihrer Unempfänglichkeit, ihre Sonnenzeit, wenn sie davon sprach, glühte ihr Auge. Adrian war dann tiefer hinunter nach Rom gegangen, Sibylle mit ihrer Begleiterin wieder nach Deutschland zurückgekehrt. Zu viel Eindrücke, hatte ihr Adrian tröstend beim Abschied gesagt, müsse die Jugend nicht auf einmal in sich aufnehmen und überhaupt das geringe Glück, das es für den Menschen gäbe, nicht in allzuraschen, wohl gar auf einen Zug auskosten. Jetzt nun hatte sie sein Brief nach dieser Stadt gerufen, mehr als ein Jahr war verflossen, seit ihn Sibylla nicht gesehen.

Und nun mußte sie gleich bei ihrem ersten Wiedersehen erfahren, daß er nicht ihr Vater sei!

Dieser Glaube war ihr süß und lieb geworden, er erfüllte ihre Seele mit so angenehmen, romantischen Träumen — mit Träumen, die zugleich ihrem Stolze, dem lebhaftesten ihrer Gefühle, schmeichelten. Sie wußte, daß Adrian ein berühmter Bildhauer war; so gute Augen hatte sie doch, um zu sehen, daß er vor Jahren sich dreist zu den ritterlichsten und schönsten Männern hatte rechnen können.. aus dem Allen wob sie sich einen

Roman zusammen: Adrian hatte in seiner Jugend die Bekanntschaft einer vornehmen Frau gemacht, was weiß ich, welcher Fürstin, sagte sie sich, wenn sie an die französischen Gräfinnen, die russischen Fürstinnen und die englischen Ladies dachte, die sich in Florenz um ihn gedrängt — ihre Liebe gewonnen, beider Kind war sie selbst .. wie war das so natürlich, so wahrscheinlich! Und nun sollte es doch nur eitle Täuschung gewesen sein? Sibylla weinte um den Verlust ihres Traumes, um — ja wozu hatte er denn so viel für sie gethan, sie wie das vornehmste Mädchen erziehen lassen, sie mit ausgesuchter Pracht umgeben .. wozu, wenn sie nur ein armes, älternloses Kind war?

So lag sie hingesunken, das Gesicht in den Händen verborgen, auf der Bank der Weinlaube, als Adrian wieder zu ihr trat.

„Stehe auf, Sibylle", sagte er sanft begütigend, „quäle Dich doch nicht um einen Wahn! Was liegt denn am Namen, da Du ja doch weißt, daß ich nie von Dir lassen werde!"

„Aber wie bist Du zu mir gekommen? Wer bin ich denn?" fragte sie zurück und richtete ihre dunklen starren Augen mit einem Blick des Zweifels und der Furcht auf ihn.

„Komm hinauf!" bat er. „Ich will Dir Alles

sagen; es giebt nichts in Deiner Vergangenheit noch in meiner Handlung, was Dich ängstigen oder schmerzen könnte."

Ein eigenes Leben, ein eigener Gegensatz lag in den beiden schlanken, auffallend schönen Gestalten, wie sie im Dämmerlicht des Mondes schweigend nebeneinander dem Hause zuschritten.

Oben in dem Mittelzimmer, aus dessen Fenstern der Lampenschimmer bis zu Herman Rosen gedrungen, erzählte dann Adrian dem aufhorchenden Mädchen Folgendes:

„Weit abseits von der Fahrstraße, die durch das Gebirge führt, wanderte ich an einem Sommerabend durch eine Thalschlucht, einem Bache folgend, der immer mehr durch das von den Felsen umher zu ihm niederrieselnde Wasser anschwoll, aufbrauste und eiliger dahinrauschte. Von heute zu jenem Tage sind vierzehn Jahre hingegangen. Glücklicher war ich damals nicht, im Gegentheil durch herbe Erfahrungen, durch den Bruch einer ersten Liebe zu den schwermüthigsten Betrachtungen geneigt, deren ich mich eben durch eine Fußreise in das Gebirge entledigen wollte, aber doch viel jugendlicher und bei allem Schmerze muthiger, hoffnungsreicher. Ich wanderte ganz allein, kaum war mir ein und ein andermal ein Holzfäller aus der Waldung vom Kamme

des Gebirges herab entgegengekommen, ein Mädchen in zerlumpten Kleidern, das mühselig auf dem Rücken einige Bündel Heu von der Waldwiese herbeischleppte. Einsam für mich pfiff ich ein Lied oder starrte zu den wunderlichen Felsformen und den wechselnden Wolken des Abendhimmels hinauf. Mir gerade gegenüber sank die Sonne; während die Gipfel noch brannten und die Bäume auf den Bergspitzen wie unter goldenen Kronen sich neigten, herrschten im Thale schon Schatten und Kühlung. Bald erweiterte sich auch seine Enge; wie durch ein hochgewölbtes Thor jagte der Bach noch durch zwei überhängende Basaltfelsen und floß dann ruhiger an einer weiten, wie im Halbrund von Tannen umstandenen Wiese vorüber. Von ihrer Westseite tönte mir das Rauschen von Mühlrädern entgegen, die Mühle selbst verbargen mir noch die Bäume.

„Unter dem Thor, auf einem der dort liegenden Steine saß ein Kind. Wild und wüst hingen ihm die schwarzen Locken um sein kleines, blasses Gesicht, die Stirn beschattend und bis tief in den Nacken hinein. Seine bloßen Füße hatte es in das Wasser des Baches gesteckt. Was es von Kleidern trug, war zerrissen, staubig und schmutzig: ein Bild der Armuth und Verkommenheit. Ich suchte schon nach einer kleinen Gabe, um sie im Vorbeigehen ihm zu geben — da fiel es mir

auf, das sich das Kind trotz meines Näherkommens nicht von seinem Platze rührte, den Reisenden, wie es leider in solchen Gebirgsthälern die Sitte ist und die Armuth erheischt, mit einer Bitte anzugehen. Auch als ich vor ihm stand, machte es keine Bewegung, sondern richtete nur seine Augen mit eigener Starrheit auf mich. Das ergriff mich; ist sie stumm? dachte ich bei mir, denn ich erkannte jetzt, daß es ein Mädchen war, und fragte: „Wo wohnst Du?“ „Dort“, erwiderte sie mit einer für ihre Jahre festen Stimme und zeigte mit der Hand nach dem Ende der Wiese, von der das Getreibe der Mühlräder herüberscholl. „In der Sägemühle?“ „Ja.“ Dabei blieb sie unverändert sitzen, trotz ihres bettelhaften Aussehens in edler, plastischer Ruhe. Du begreifst, daß jetzt der Künstler in mir erwachte, daß die feinen, schmächtigen, im reinsten Verhältniß zu einander stehenden Formen des Kindes unter ihrer Hülle von Schmutz und Elend mich doppelt fesselten. „Wie heißest Du denn?“ „Sibylla.“ Der Name — ich will es Dir nur gestehen — der Name vollendete meine Verzauberung. „Und wohnen in der Mühle Deine Eltern?“ „Ja.“ „Kann ich bei Euch essen und schlafen?“ „Da mußt Du den Vater fragen.“ „Warum sitzest Du denn hier so allein?“ „Weil es hier so still ist und mich keiner hier schlägt.“

„Genug, ich folgte der Voranschreitenden. Selten habe ich mürrischere, härtere und abstoßendere Menschen gefunden, als den Müller und seine Frau. Vielleicht war ich indeß von vornherein gegen sie eingenommen und erhob, von dem Wesen des Kindes wie in einen Zauberkreis gebannt, Anforderungen an sie, die sie eben nicht erfüllen konnten. Wirthschaft und Geschäft eilten sichtlich dem Verfall zu, um die Kinder bekümmerte sich Niemand. „Wild wachsen ja auch Aepfel und Pflaumen auf", sagte mir frech der Müller. Im Laufe des Abends erfuhr ich denn von der Frau, deren Offenherzigkeit ich leicht durch ein Goldstück gewann, daß Sibylle das Kind ihrer Schwester sei; anfangs hätte diese und ihr Mann ein lustiges und reiches Leben geführt, bis ihr Vermögen geschwunden, der Mann nach Amerika gegangen, die Schwester verdorben und gestorben sei. Aus Barmherzigkeit habe sie die kleine Sibylla zu sich genommen, aber das sei ein störrisches, faules und unfreundliches „Balg", wie sie sich ausdrückte, und die Last fiele ihr immer unerträglicher. Auf einer dürftigen Streu kam mir da in der Stille der Nacht der Gedanke, Dich — denn Du weißt ja schon, daß Du dies Kind warst — diesem elenden Loose und der Verkümmerung zu entreißen; Du gehörtest in lichtere Sphären, unter andere Menschen. Wenn ich

noch hätte schwanken können, — wie Du mir in der Frühe des andern Morgens entgegentratest, so bleich, so lieb, so wildschön, hättest Du mich noch zu ganz andern Entschlüssen hingerissen. Mit Deinen Pflegeältern war die Verhandlung kurz, sie staunten nur, daß sich ein Fremder „mit dem faulen Kinde“ befassen wollte, sie fragten kaum, ob ich denn auch Mittel genug hätte, Dich zu ernähren. Das Weitere besprach ich darum mit dem Prediger des nächsten Dorfes: so wurdest Du mein, Sibylla."

Die Hände verschränkt, im Lehnsessel liegend, hatte sie ihm zugehört, weder die Farbe noch den Ausdruck ihres Gesichts wechselnd — wie sie jetzt aufstand, glich sie einer Statue der Minerva.

„Ich danke Dir, Adrian", sagte sie mit einer Weichheit, die sie selten ergriff, „danke Dir für dies ganze Leben und wenn es ein künftiges giebt, auch drüben. Ich habe nichts, als diese Dankbarkeit, willst Du damit zufrieden sein?“

Als er sie sanft auf die Stirn küßte, lehnte sie ihr Haupt an seine Schulter.. so still und kalt, so recht, wie ein Marmorbild.

II.

Eine Woche etwa war seit diesem Abend verflossen, ohne daß Herman Rosen seinem Ziel, ein Geheimniß zu entdecken, wo im Grunde keins verborgen lag, näher gekommen.

So klein und eng ist die Stadt nun freilich nicht, daß Menschen, die sich suchen, täglich einander begegnen müssen, wiederum aber nicht so weitläufig, daß man dem beharrlich ausweichen könnte, der uns rastlos verfolgt. Wiederholt hatte Herman Sibylla auf der Terrasse, in der Galerie, im Wagen, auf der Fahrstraße, die den großen Garten durchschneidet und an einem ehemaligen Jagdschlosse vorbeiläuft — leider niemals allein getroffen. Entweder begleitete sie Adrian, dann blieb es von Rosen's Seite bei einem höflichen Gruß, einem fragenden Blick, oder die alte Dame, deren Gegenwart wohl ein kurzes Gespräch über ein Bild, das Wetter und die Schönheit der Aussicht und des Farbenspiels beim Untergang der Sonne erlaubte, wenn

sie unter den Bäumen der Terrasse wandelten, doch jede nähere Beziehung, jedes innigere und tiefere Wort verbot. Auch Sibylle bewahrte stets die gleiche Ruhe und Kälte; so huldvoll sie Rosen empfing, so freundlich sie auf seine Bemerkungen einging, ihre Gemessenheit verlor sich nicht, noch nicht ein einziges Mal, sagte er zu sich selbst, hab' ich sie lachen gesehen — und es ist kein Zweifel, daß er längst dies Abenteuer „verlorner Liebesmüh" aufgegeben, wäre nicht seine Neugier stärker als sein Verdruß und der Zauber der Gewohnheit mächtig über ihn gewesen.

Endlich mußte er jedoch einen Entschluß fassen, wie er es ausdrückte, mit seinem Schicksal fertig werden. Weit über die Tage hinaus, die er dem deutschen Florenz hatte widmen wollen, war er geblieben, recht wußte er selbst nicht, warum, und dies zumeist verletzte seine reizbare, aufbrausende Natur. Ihm kam die Lust an, sich eine moralische Strafpredigt über nutzlos vergeudete Zeit zu halten und sich einen Thoren zu schelten, der „wie Hans Dampf in allen Gassen" dem ersten Mädchen und dem ersten Vorfalle nachliefe. „Hans Dampf", ärgerlich schlug er sich vor die Stirn. Was war denn der Zweck von seinen Gängen durch die Straßen, an ihrem Hause vorüber? Liebte er Sibylle? „Oho"! rief's in ihm, „du wirst doch nicht! Die Geliebte eines Künst-

lers, die „Modell“ gestanden!“ Für hohe, adlige Geburt hatte er nie geschwärmt und leicht hätte in dem Alter, in dem er war, seine Leidenschaft sich sogar über den Makel der Herkunft und des Standes fortgesetzt, aber die Sache lag doch zu offen, ihm zu nahe und hinderlich, um mit einem Sprung darüber wegzukommen. „Die Geliebte Adrian's! Allein wer sagte es denn?“ „Du“, mußte er darauf antworten, „deine Eifersucht.“ Neigung, Eifersucht — in diesen Kreis schienen heut seine Gedanken gebannt zu sein. Um sich von ihnen zu befreien, beschloß er, einen Ausflug in das nahe Gebirge zu machen, bei seiner Rückkehr im Hause Adrian's vorzusprechen und Abschied zu nehmen. „In drei, vier Tagen wird das Ganze eine vergessene Geschichte sein“, tröstete er sich, „legt's zu den übrigen.“

Mit der Eisenbahn erreicht man in einer halben Stunde das freundlich im Thal gelegene Städtchen, ringsumher, oft dicht hinter den kleinen Gärten der Häuser erheben sich tannenbewaldet die Höhen, auf der Spitze der einen stehen die geringen verwitterten Ueberreste einer alten Burg. Weder großartig noch hochromantisch ist die Gegend, sie macht eher einen lieblichen, träumerischen Eindruck: vor Allem, wenn man, wie in dieser Nachmittagsstunde Herman Rosen, langsam die schmalen, vielfach und launenvoll sich windenden Stege

die Berge hinanschreitet, im Schatten und in der Stille der hohen, dunklen Bäume, die schlank aufragend den Säulen einer Halle gleichen, jetzt sich umwendet und den Blick auf den Feldern, den Häusern im Thal ruhen läßt, den Lauf des Baches verfolgt, der sich hindurchschlängelt, hier und dort von einer Holzbrücke überragt, und dann wieder weiter im Walddüster wandelt. Wie gesagt, es ist Sommernachmittag, eine laue, sanftbewegte Luft, die Sonne im goldigsten, von keiner schweren Wolke getrübten Glanz; leise summen die Käfer, fast lautlos hüpfen von Zweig zu Zweig die Vögel. In solchen Augenblicken braucht man nicht, wie so Viele glauben, eine besondere „poetische Anlage“, sondern nur ein gesundes, empfängliches Herz zu haben, um die Schönheit der Natur in wohligster Empfindung zu genießen. Der Unmuth, der am Morgen Herman's Stirn mit allerlei Grübeleien und Grämlichkeiten verschattet, wich allmählig, ihm fiel das Wort Othello's ein, den er am vergangenen Abend im Theater von einem berühmten Schauspieler hatte darstellen sehen: „so blas' ich meine Lieb' in alle Winde“ — er befand sich in ähnlicher Stimmung, war aber weit entfernt, die Sache tragisch zu nehmen, und sann im Gegentheil „auf einen humoristischen Schluß.“

Der sollte ihm indessen nicht so leicht werden, denn

als er um eine Biegung des Weges schritt, bemerkte er vor sich eine Dame, die den Berg schon höher hinangestiegen war und jetzt Athem schöpfend sich an den Stamm einer Tanne lehnte.

Es war nicht nöthig, daß sie ihr Gesicht grade auf ihn richtete, die Stimme seines Herzens sagte ihm ohnedies: es ist Fräulein Sibylle.

Ja, sie war's — und allein!

Was hätte er noch am gestrigen Tage dafür gegeben, sie so zu treffen! Aber heute — der Verdacht wollte ihm nicht aus der Seele: Adrian's Geliebte! Und auch das Antlitz Sibylla's verhieß nicht viel Tröstliches, ihr Auge leuchtete nicht auf, als sie ihn erblickte; wenn er einer unwillkürlichen Bewegung, die sie that, eine bestimmte Absicht unterschieben durfte, suchte sie ihm zu entfliehen und eine Begegnung zu vermeiden, die nun doch unumgänglich geworden.

„Welch' Glück, Fräulein Sibylla" — begann er, sie standen dicht nebeneinander.

„Guten Tag, Herr Rosen", unterbrach sie ihn kühl.

Der Ton ihrer Worte kränkte seine Eitelkeit; „wenn wir uns beide heut ärgern wollen, ich bin bereit", dachte er und sagte laut: „Sie gehen zur Ruine hinauf? Ich habe denselben Weg, und unbekannt wie wir mit der

Gegend sind, müssen wir wohl auf der graden Straße bleiben."

„Meiner Begleiterin fällt das Bergsteigen zu schwer, ich aber möchte gern auf der höchsten Spitze stehen" —

„Eine schöne Aussicht zu genießen?"

„Nein", entgegnete sie, „Freiheit zu athmen."

Herman Rosen hatte die Ahnung, daß der Doppelsinn dieser Aeußerung vielleicht auch gegen ihn gerichtet war, der sich ihr doch beinahe aufdrängte, allein einmal in die „göttliche Grobheit" gerathen, war er entschlossen, seine Rolle zu Ende zu spielen, unbekümmert, was ihn erwartete: Sieg oder Niederlage, ihre Gunst oder ein Abschied auf Nimmerwiedersehen.

Schweigend gingen sie eine Weile vorwärts, klommen über die schroffsten Stellen und wanderten dann auf dem Rücken der Höhe zu der Ruine hin, die an der andern Seite des Thales lag.

Nun machte Herman einige Bemerkungen über Berge, alte Schlösser und die melancholischen Empfindungen, die uns in ihrem Anblick beschleichen, worauf sie, spöttisch genug, mit dem Vers Mathisson's „Schweigend in der Abenddämmrung Schleier" — antwortete.

Scheinbar im freundlichen Verkehr, denn er bot ihr hülfreich die Hand, sie um diese aufragende Felsspitze, an jener schroffen Senkung vorüber zu leiten, wurde

doch die Stimmung der beiden jungen Leute mit jedem weiteren Schritte unerträglicher und gereizter; zum Glück erreichten sie, ehe sie zum Ausbruch kam, das Gemäuer. Während Herman von einem Betteljungen die Beschreibung und Geschichte der Burg kaufte, hatte sich Sibylle auf einen der losgebrochenen Quadersteine niedergelassen, die noch im Grase verstreut umherlagen.

Ihre Blicke verdunkelten sich; da sie sich unbeachtet glaubte, erschienen auch auf ihrem sonst so starren Antlitz die Spuren der Stürme, die unablässig seit Adrian's Erzählung ihr Gemüth beunruhigten, Herman aber, der sie so vor sich hinstarren sah in das Thal zu ihren Füßen, wähnte, die Schönheit der Landschaft habe sie mächtig ergriffen — etwas, was er bei der „Geliebten“ eines Bildhauers, die vielleicht selbst ein wenig „in die Kunst hineinpfusche“, durchaus natürlich fand.

Darum sagte er: „Ein stilles, liebliches Thal! Schade, daß Sie als Künstlerin doch nicht mit ganz unbefangenem Auge es betrachten, wie wir andern Sterblichen. Ich wette, Sie suchen eben nach malerischen Gegensätzen, nach prächtigen Lichtern und wirkungsreichen Schatten.“

„Da irren Sie, Herr Rosen; ich bin keine Künstlerin und dachte im Augenblick an nichts weniger als an Malereien.“

„Sollte die innige Freundschaft, ein langer Umgang mit einem so außerordentlichen Meister, wie Herr Adrian ist, nicht unwillkürlich auch auf Sie Einfluß geübt haben? Wie leicht werden die Ansichten eines Freundes die unserigen, wie gern huldigen wir seinen Anschauungen und unterstützen seine Zwecke."

Sie schaute hoch auf, verwundert, betroffen sogar, doch entgegnete sie nichts, erwartungsvoll, wohin diese, ihr fast unverständlichen Aeußerungen zielten.

Rosen ließ sie nicht warten. „Denn wie", setzte er hinzu, „würde es dem Künstler gelungen sein, jene Hebe zu bilden, wenn Sie nicht das unübertreffliche Urbild seiner Schöpfung gewesen?"

Nun fuhr sie auf: „Welche Hebe? Was meinen Sie nur?"

„Das nenn' ich Verstellung", sagte Herman in sich hinein, laut erwiderte er: „Die Hebe im Ausstellungssaal, ich habe Sie zum erstenmal davor gesehen."

Hastig sprang sie auf: „Ich ahnte es! Aber, Herr Rosen, ich versichere Sie, bestimmt wußte ich es nicht! Von ihm! Und mir ähnlich soll die Statue sein?" redete sie heftig, auf und niedergehend.

„Sie werden mir zürnen", sagte er, über die Verwandlung ihres Wesens erschreckt, „daß ich das Gespräch auf diesen Gegenstand gebracht, aber Jeder, dem es das

Glück gegeben, Sie und das Kunstwerk zusammen zu bewundern, ist überzeugt, daß es nur nach Ihnen gebildet werden konnte."

„Nach mir!" Aergerlich stampfte sie mit dem kleinen Fuß auf die Erde. „Ich mag der Welt nicht zur Bewunderung noch zum Gespött dienen! Und er fühlte selbst, welch' Unrecht er mir gethan, darum verbot er mir, die Ausstellung zu besuchen, freilich, als es zu spät war."

Zu Herman's Ehre muß gesagt werden, daß er bei dem Unwillen des jungen Mädchens, der offenbar noch einen tieferen Schmerz verbarg, seine Unvorsichtigkeit bereute; seine angeborene Gutmüthigkeit drängte ihn, sie zu trösten. „Vergessen Sie nur meine Worte und das Bild, wenn es Sie kränkt; Ihnen wie mir ist es auf immer entrückt, es wurde gestern aus dem Saal entfernt, ein Engländer hat es gekauft, dem wird es nicht mehr und nicht weniger als eine marmorne Statue sein."

Als ob er Oel in's Feuer gegossen, so wirkte sein „Trost" auf den Zorn Sibylla's.

„Verkauft! Mich verkauft!" rief sie aus. Es zuckte in ihrem Gesicht und sein Ausdruck erhielt einen schmerzlich finstern Zug. „O, ich bin namenlos unglücklich!"

Ueberrascht stand Herman, eine solche Entwickelung hatte er, bei all' seiner Vorliebe für Geheimnisse, doch nicht geträumt.

„Unglücklich! Und Sie sind so jung, so schön! Würde sich nicht Jeder glücklich schätzen, auch nur das Geringste für Sie zu thun?"

„Worte, Worte!" Und sie faltete die Hände über der Brust zusammen. „Ich stehe allein in der Welt; ich habe Niemand."

„Und ich? Aber freilich, ich habe kein Recht mich zu Ihren Freunden zu zählen."

Den Kopf, den sie bisher gesenkt gehalten, erhob sie mit einer Anmuth, die er ihr nicht zugetraut, und schaute ihn einen Augenblick mit ihren dunklen, sinnenden Augen an.

Dieser Blick, obwohl er ohne Wärme war, entschied dennoch Herman Rosen's Geschick, er glaubte eine ganze Geschichte heimlichen Leidens, eine süße, verschwiegene Liebe darin zu lesen — und so, da bei solchen Gelegenheiten Augen und Bewegungen besser sprechen, als Worte, ergriff er ihre Hand und drückte sie an sein Herz.

Damit war der Zauber und die Erregung, die sie umfaßt, gebrochen; die immer tiefer sinkende Sonne mahnte zum Aufbruch, Herman pflückte noch eine arme rothe Haideblume, die in schmalen Büscheln zwischen

den Steinen wuchs, „zur Erinnerung“ — auf ein ferneres Gespräch mußte er verzichten, denn Sibylla's Begleiterin, die das lange Verweilen des Mädchens besorgt gemacht, kam ihnen auf dem Rückweg von der Ruine herab entgegen.

An der Eisenbahn, ehe sie einstiegen, gewann Sibylle eine günstige Gelegenheit, ihm zuzuflüstern: „Erfahren Sie, wer die Hebe gekauft, und bringen Sie mir Nachricht, ich erwarte Sie, heute noch, und wäre es um Mitternacht.“

„Ach!“ murmelte Rosen; weiter sagte er kein Wort und verneigte sich nur leicht vor Sibylla, zum Zeichen, daß sie auf ihn rechnen könne, sein Glück machte ihn stumm.

Während der kurzen Fahrt, obwohl sie sich dicht gegenübersaßen, hingen sie wie er ihren besondern Gedanken nach; von allem, was sie gehört, erschüttert und in ihrem Stolze schmerzlich berührt, nährte sie den heftigsten Unmuth wider Adrian in ihrem Herzen. Daß er, ohne sie darum zu bitten, ihr Antlitz und ihre Gestalt den Blicken Aller preisgegeben, erschien ihr als ein häßliches und schmähliches Vergehen, nie hatte er in ihr die Tochter, sondern immer nur das gekaufte Mädchen gesehen — auch eine Sclavin, die er für seine künstlerischen Zwecke benutzte. Je mehr sie nachsann,

in desto trüberem Lichte zeigte sich ihr sein Verfahren, sie war geneigt, in seiner großmüthigen Handlung nur Berechnung und Hinterlist zu sehen. Ihr fiel ein, wie sie unwissentlich das Modell seiner Hebe geworden. Es war zu Florenz, sie hatten den Palast Pitti, die Uffizien, durchschritten und vor den antiken Statuen verweilend, hatte Adrian die bewunderungswürdige Gewandung derselben, ihre fast durchsichtigen und dennoch marmornen Schleier, die sich in hundert feinen Falten um Arm und Fuß und Knie brechen, fort und fort gerühmt und endlich halb im Scherz, halb im Ernst bedauert, daß der Künstler nie mehr solchen Gestalten, in solcher Tracht begegne. Erst als er am Abend wieder auf diese Ansicht zurückkam und sie prüfend anschauend hinzusetzte: sie müßte im griechischen Gewande wie die schönste Göttin des Olymps aussehen, hatte sie darauf geachtet. Der Gedanke zog sie an, noch mehr die Hoffnung, ihm dadurch eine freudige Ueberraschung zu bereiten. Mit bitterem Lächeln erinnerte sie sich jetzt, wie sie stundenlang vor der Gruppe der Niobe gestanden und „antiken Faltenwurf studirt“, eines Abends dann war sie vor ihn hingetreten, einen Kranz von Magnolienblüthen im Haar, sie besaß den kostbaren Gürtel noch, der damals ihr weißes Gazekleid zusammengehalten, die alterthümlichen Sandalen, die sie um ihren nackten

Fuß geschnürt. Und er, er hatte diese Hingabe mit der unbarmherzigen Selbstsucht des Künstlers „als ein vortreffliches Motiv“ betrachtet, Ruhm und Geld hatte sie ihm, ihr nur Schmach eingebracht.

Die seltsamsten, abenteuerlichsten Pläne jagten ihr durch den Sinn, jeden verwarf sie, von einem andern ergriffen, nur eins stand bei ihr fest, die Statue in die Hand keines Fremden kommen zu lassen, „und müßte ich sie zerschlagen“, grollte sie in sich hinein.

Für Herman Rosen, der die Welt mit leidlich nüchternem Blick beobachtete und mit seinem praktischen klaren Verstande tiefe seelische Irrungen, weil er sie nicht begriff, einfach für Hirngespinnste und Kopfschmerzen ausgab, hatte Sibylla's Aufregung doch einen guten Grund. „Denn“, schloß er, „welch' Mädchen würde nicht über meine Eröffnung erröthet sein?“ Mit dieser Aufklärung begnügte er sich, das Herz Sibyllens blieb ihm ein vollständiges Räthsel.

Und gestand sie selbst sich die letzte Ursache ihrer Bewegung? In tausend Punkten, Anschauungen und Empfindungen scheinen alle Menschen nur ein einziger Mensch zu sein und dabei trägt Jeder eine besondere, geheimnißvolle Welt mit sich herum, eine Wüste, in die das Auge keines Andern dringt und die wir selbst zu durchwandern und zu durchsuchen uns scheuen. So

mochte auch Sibylle diesen Schleier nicht von der Wahrheit heben, dunkel, namenlos noch dämmerte es in ihr auf, sie hatte den Muth nicht, hinzuschauen ... „wenn dich Adrian liebte“ — über das Gesicht schlug sie die Hände zusammen.

Gewaltsam sich aufraffend trennte sie sich auf dem Bahnhof von Herman ... „ich sehe Dich wieder“ — „ich erwarte Dich“, dies sagte sein Gruß, ihre Erwiederung.

Auf dem Thurm der Frauenkirche schlug es die achte Stunde, der ganze Himmel über den Bäumen, dem breiten Strom glühte noch von dem rothen Gold der untergegangenen Sonne.

In dieser Beleuchtung eilte Sibylle durch den Garten ihres Hauses, in ihr Gemach hinauf. Unruhig warf sie Tuch und Hut von sich, schritt unstät auf und nieder und drückte ihre heiße Stirn an die Scheiben des Fensters; von hier aus konnte sie die auf der Straße Vorübergehenden erblicken, in ihrer Erregung hatte sie jedes Maß von Zeit und Raum vergessen und wähnte schon, als einer der Dahinwandelnden dem Gitter näher trat und über seine Stäbe neugierig in den Garten schaute, es sei Rosen, der ihr Nachricht brächte; eben wollte sie das Fenster aufreißen, als im Neben-

zimmer ihre Gesellschafterin rief: „Fräulein Sibylla, so kommen Sie doch!“ —

Sie horchte, draußen ging der Fremde seines Weges und wie nun die alte Dame die Thür öffnete und auf der Schwelle sagte: „Fräulein Sibylla, welche Ueberraschung!“ näherte sie sich ihr.

Der Raum, in den sie trat, war ein kleiner Saal, in dessen einer Wand, einem der drei Fenster gegenüber, sich eine gewölbte Nische befand. Mit Blumen und Gesträuch hatte sie eine sinnige Hand geschmackvoll geziert und um den Rundbogen der Wölbung ein Geflecht von weißen und rothen Rosen und Myrtenzweigen geschlungen. In der Mitte, auf einer kleinen Säule mit breiter Oberplatte von röthlichem Granit, mitten aus Blüthen und Schlingpflanzen emporragend, erhob sich eine Statue.

Schmerzlich, wie in der Ausstellung, preßte Sibylla wieder ihre trotzigen Lippen zusammen: es war die Hebe Adrian's, ihr Ebenbild.

In dem Schatten der Dämmerung, dem leisen, weichen Duft des Abends, der durch die geöffneten Fenster hereindrang, schwamm ein eigner Zauber über dem Marmorbilde, mit dem Wohlgeruch der Blumen, dem Säuseln der Linden schienen die blassen grüngoldigen

Wolkenstreifen zu eins zu verschmelzen: es war wie ein süßes, romantisches Mährchen . . .

Nur rührte es Sibylla nicht. „Glaubt er“, zürnte es in ihr, „daß ich so demüthig und gehorsam, mit solcher Unterwürfigkeit ihm den Becher kredenzen würde, wie seine Hebe dort die Schale trägt? Ja, wenn ich noch sein Kind wäre! Aber ich bin ihm fremd und was ich ihm gelte, er zeigt es mir nun!“

„Lassen Sie mich allein“, bat sie ihre Begleiterin und diese, an die Launen und Wunderlichkeiten des Mädchens gewöhnt, verließ schweigend das Gemach.

„Ich will auch kein Licht, wenigstens jetzt nicht, kein Licht!“ rief ihr Sibylle noch nach, dann setzte sie sich müde auf eine Fußbank, weitab von der Statue.

Er liebte sie, — so viel sie zweifeln mochte, sie konnte die steinerne Schrift, die das Geheimniß verrieth, nicht fortwischen. Nicht vor dem Vater, nicht vor dem Bildhauer, vor dem Liebenden hatte sie so dagestanden. Trotz der Dunkelheit übergoß flammende Röthe bei dieser Erinnerung ihr Gesicht, für sie lag in Adrian's Leidenschaft zugleich etwas Schreckliches und Widerwärtiges. Nicht das quälte sie, daß er, der um so viele Jahre ältere Mann sie liebte, daß er von ihr das Opfer ihrer jugendlichen Neigungen und Empfindungen forderte, denn sie selbst war ernsten und kalten Sinnes, ihr ver-

wirrte es das Gefühl, daß aus seiner ursprünglich väterlichen Freundschaft zu ihr diese Leidenschaft aufgekeimt. Ahnungsvoll hatte sie schon an jenem Abend, als er gestand, daß sie nicht seine Tochter sei, solchen Ausgang gefürchtet: daher ihre Verwirrung, ihr Schmerz. Je höher er in seiner uneigennützigen Großmuth vor ihr dagestanden, um so tiefer sank er bei dieser Entdeckung. Allen Werth verlor seine Güte, seine Sorge für sie, wenn sie nicht dem armen, verlassenen Mädchen, wenn sie nur der zukünftigen Geliebten gewidmet waren.

Ein scharfer Schritt im Nebengemach schreckte sie endlich aus ihrem Grübeln, nur einer trat so auf — Adrian; wie freudig hatte sie sonst dem Geräusch seines Fußes gelauscht und war von ihrem Sitz ihm entgegengesprungen, heute hätte sie am liebsten gewünscht, die Dunkelheit umschlösse sie so dicht, so undurchdringlich dicht, daß sein Auge sie umsonst nach ihr durchspähe, und eine wohlthätige Gottheit trüge sie in schützender Wolke — in die Weite, über das Meer, wer weiß, wohin!

Da strömte durch den zurückgeschlagenen Vorhang der Thür ein breiter Lichtstreifen hinein, näher kam sein Schritt, nun sprach er sanft, fast flüsternd: „Sibylla, liebe Sibylla!“

Sie antwortete nicht, nur tiefer senkte sie ihr Haupt.

„Was hast Du, Kind? Aengstigt Dich Dein Ebenbild drüben in Marmor? Willst Du es nicht von mir annehmen?“ fragte er, seine Hand auf ihre Schulter legend.

„Mein? Ist es denn mein? Ich hörte, Du hättest die Statue verkauft.“

„Sieh sie doch nur an“, entgegnete er lächelnd, „kann sie mir um irgend einen Preis der Welt feil sein?“

„Ich danke Dir für Deine Gabe, Adrian, aber“ —

„Aber? Du stockst; was ist Dir geschehen? Du bist so kalt, so blaß; stumm sitzest Du da, in Schmerz verloren.“

Sie wollte aufspringen, davonfliehen, allein er hielt sie fest, er nahm ihr die Hände wie im Scherz vom Gesicht und schaute in ihre dunklen, jetzt von wildem Feuer glühenden Augen.

Bis in sein Herz drang ihm dieser Blick.

„Ach!“ sagte er, sie loslassend, „Du weißt es.“

Vergebens suchte er nach Worten; wie lebendig und begeisternd waren sie in den Tagen seiner Jugend ihm von den Lippen gerauscht, vor schöneren, vornehmeren Frauen, als dies junge Mädchen war, das ihm Alles verdankte und auf der niederen Fußbank furchtsam kauerte, heute fehlten sie ihm, er fühlte sich unsicher,

beklommen — vielleicht hätte er schweigend den Saal verlassen, wäre nicht von einem stärkeren Windhauch, der durch die Fenster fuhr, der Vorhang getroffen worden und, aus seinem Bande rollend, hinabgesunken.

Plötzlich war so der Lichtschimmer erloschen, plötzlich waren sie so im Dunkeln... am Himmel tauchten einzelne Sterne auf.

Dies gab Adrian Muth. „Sibylle“, sagte er, „liebste Sibylle, es ist schon nicht anders, ich liebe Dich, liebe Dich unaussprechlich. Seit ich Dich sah, hast Du einen unverlöschlichen Eindruck auf mich gemacht und mit unzerreißbaren Banden mich gefesselt. Wer vermöchte, ja wer wollte auch gegen solchen Zauber ankämpfen, der uns sanft umstrickt? Mit Dir bin ich aufs neue jung geworden, neuen Sonnenschein hat mir Dein Auge in die Seele gelächelt. Und ich denke, fast sind wir schon durch langen Umgang, durch die süße Gewohnheit des Beieinanderseins vereinigt und uns trennen, heißt Unmögliches fordern. Grauer sind meine Haare als Deine Locken, aber noch muthig und jugendlich wie das Deine schlägt mein Herz der Schönheit und der Freude entgegen.“

Wie er nun seine Arme ausbreitete, sie zu umfassen und an seine Brust zu pressen, war sie mit einem Sprunge auf, ihn abwehrend, hoch aufgerichtet, die

Haare nach hinten von ihrer Stirn zurückschüttelnd: wieder hatte ihr Antlitz den finstern Ausdruck.

„Hör' auf, Adrian, hör' auf! Ich verstehe Dich nicht, ich will Dich nicht verstehen!"

Und da er sie nicht ließ, sie umsonst sich von ihm freizumachen rang, stürzte sie zu seinen Füßen: „Tödte mich!" rief sie, „nimm Dein Geschenk zurück, mein Leben! Aber lasse mich!"

Die verstörten Züge des Mädchens, ihr Ausruf, in dem mehr der Zorn als die Angst wiederklang, brachten Adrian zur Besinnung, zur Erkenntniß.

„Du liebst mich nicht, Sibylle!"

„Nein", erwiederte sie hart, sei es, daß sie sein Erbleichen nicht bemerkte oder in ihrer jungfräulichen Empörung eine Befriedigung ihrer Rache darin fand, ihn zu demüthigen und zu verwunden.

Eine Weile des tiefsten Schweigens ward nur durch das Wehen der Luft und das laute Schlagen ihrer Herzen unterbrochen, an die Schläfen preßte Adrian seine Hände, mit ihrem kalten, höhnischen Nein hatte Sibylle die Hoffnung seines Lebens zertrümmert. Bleich stand er, an das Fensterkreuz gelehnt — es ist doch nicht wahr, daß die Leidenschaft am heißesten und verzehrendsten in jugendlichen Köpfen brennt, furchtbarer und zerstörender wirkt sie, wenn sie nach manchen Täu-

schungen den gereiften Mann ergreift und lange durch Besonnenheit, Ueberlegung und Furcht vor der Meinung der Andern, dem Fluch der Lächerlichkeit, die ihr anhaftet, wie unter glühender Asche zurückgehalten, in Flammen endlich ausbricht.

Als ob sie von einer Last befreit sei, tief aufathmend hatte sich Sibylle indeß erhoben: „Vergieb mir, Adrian", sagte sie, aber ihre Stimme besaß keinen schmeichlerischen, weichen Ton mehr, „wenn ich Dir weh gethan. Nimm mein Leben, nimm's, seine Blüthe hast Du mir doch gebrochen, dies fordre nicht von mir, ich kann Dich nicht lieben, nicht so lieben, wie Du's verlangst" —

„Laß nur", unterbrach er sie, „das alte Lied; Du liebst einen Andern!"

Wie schwörend streckte sie die Hand empor: „Nein, Adrian, ich liebe Niemand; kann es Dich beruhigen, Niemand wird mich besitzen, Niemand, ich gelob' es Dir, hier, vor Deinem Bilde."

„Schwöre nicht!"

Und doch hatte sie, am Sockel der Hebe, mitten unter den Blumen, mit ihrem blassen dämonischen Gesicht, darum die Locken zerzaust flatterten, in dem Gewand, das sich um ihren Busen verschoben, einen verführerischen Reiz.

Einen und noch einen Schritt that er hingerissen,

wider Willen berauscht, ihr entgegen, dann siegte die Entsagung, die Würde in dem mächtig erschütterten Mann — auf Augenblicke wenigstens.

„Leb' wohl!“ er stürzte hinaus.

„Nun bist Du allein auf der Welt, wie Du es gewollt“, sagte halb spottend, halb verzweifelnd eine Stimme in ihr... Am Gitterthor ward da die Klingel gezogen... es war Herman Rosen.

III.

Trotzdem kam es nicht zu einem Bruch zwischen Adrian und Sibylla, wie sie, als ihre Erbitterung und die Unruhe ihres Herzens in der Stille der Nacht, auf einsamem Lager sich besänftigt, in traurigen Gedanken gefürchtet, eher schien Adrian es sich angelegen sein zu lassen, den heftigen Auftritt aus ihrer Erinnerung zu verlöschen.

War er zur Erkenntniß seines Unrechts oder wenigstens des Gefühls gekommen, das Sibylla von ihm trennte? Entsagte er nur, weil der Sieg unmöglich geworden, weil er es aufgeben mußte, in einem Busen die göttliche Flamme zu wecken, der aus härterem Marmor geformt schien, als der seiner Hebe?

Dennoch wiegte sein kaltes, gemessenes Benehmen, seine Sorge, sich nie mit ihr allein zu finden, Sibylle in keine trügerische Sicherheit, zuweilen fuhr aus seinen dunklen, tiefliegenden Augen ein Blitz über ihre ganze Gestalt hin, der sie bis in ihre feinsten Nervenfäden

erzittern ließ; diese Augen hatte sie früher bewundert und wohl gesagt: so müsse der Zeus des Phidias geblickt haben, jetzt scheute sie vor ihnen zurück und hütete sich ihrem Strahl zu begegnen, der für sie nur eine finstere Drohung enthielt. Ihr war es offenbar, daß Adrian nach einem Entschlusse rang und in seinem unstäten zerstreuten Wesen sich nur allzudeutlich sein qualvoller Zustand abspiegelte, obgleich die Andern es die Grillen und Launen eines Künstlers nannten. Doch fiel kein Wort über jenen Auftritt vor der Statue zwischen ihnen; noch in derselben Nacht hatte Adrian die Nische, in der sie stand, durch einen rothen Vorhang schließen lassen, als wollte er so nicht allein das Bild unsichtbar machen, sondern auch seine Irrung in Vergessenheit senken.

Dies Verhältniß, in solchem Zwange, wäre beiden unerträglich gewesen, wenn Adrian nicht für den größeren Theil des Tages sein Haus gemieden und zumeist erst am späten Abend zurückkehrend, auf einige Augenblicke in Sibyllens Zimmer getreten und ein und ein anderes bedeutungsloses Wort mit ihr gewechselt. Allein auch in diesen Formen, wie lange konnte dies unnatürliche Beisammensein währen? Das beständige Aufsichachten, die Angst vor der Trennung, die gleichsam in der Luft schwebte, rieb die Kräfte des Mannes wie des Mädchens heimlich,

doch um so gewisser auf. Keiner bemerkte dies besser als Herman Rosen, dessen Lebensfaden mit jenem der Beiden zusammenzuflechten es in toller Laune den Parzen gefallen.

Herman Rosen war nicht am Morgen nach der Begegnung in den „heiligen Hallen" abgereist, seine Neugierde war zu mächtig durch das Abenteuer gereizt, „denn", sagte er, „wie viel Abenteuer kann man überhaupt in Polizeistaaten erleben?" und dann hielt er es für seine Ritterpflicht, Sibyllen bis zu Ende den Schutz zu leisten, den sie von ihm gefordert — so legte er, um vor seinem eigenen Gewissen eine Rechtfertigung seines Bleibens zu haben, sich die Sache zurecht. Nach einander verschwanden die Hindernisse, die sich seiner Neigung in den Weg gestellt; was unüberwindlich geschienen, wich, ohne daß er es bekämpfte. Beinahe hätte er glauben können, Adrian begünstige seine Absichten; so oft er im Hause am großen Garten vorsprach, traf er immer nur die beiden Frauen allein anwesend. Nie wurde ihre Unterhaltung durch ein plötzliches Erschrecken Sibyllens, durch die unerwartete Ankunft des Bildhauers gestört. Einen Mann von argwöhnischem Sinn hätte dies vielleicht stutzig gemacht, da die erste kalte, fast rauhe Ablehnung Adrian's doch in zu grellem Widerspruch mit seiner jetzigen Unbekümmertheit um des

Mädchens Geschick stand, aber Rosen's Selbstbewußtsein, die glückliche Stimmung, in die ihn seine sich mehr und mehr erfüllenden Hoffnungen versetzt, halfen ihm rasch über alle Grübeleien. Mit sich selbst war er einig geworden, „der Mensch entrinnt seinem Schicksal nicht", dies galt ihm für den „tieferen Grund", der ihn zur Heirath mit Fräulein Sibylla zwang. So weit sein Wesen und seine Weise es zuließen, hatte auch seine Liebe ihr Aufrichtiges, ihre Wahrheit und Innigkeit, sie entbehrte sogar eines gewissen poetischen Hauches nicht. Jedem Mädchen wäre seine Huldigung erwünscht gewesen, die meisten würden sie, schon wegen seines Reichthums und der Gefälligkeit seiner Erscheinung freudig erwiedert haben: gehörte Sibylle zu den Ueberspannten und Ausschließlichen, die in dieser Welt des Staubes und des Scheins nach Idealen trachten und im thörichten Verfolgen derselben die wirklichen und greifbaren Güter von sich stoßen?

Es kam auf den Versuch an, indeß hielt es Herman noch nicht für gerathen, ihn zu wagen, sondern wollte lieber noch länger die süße Macht der Gewohnheit wirken lassen. Hatte er doch ein gutes Loos gezogen, er sah sie, er verkehrte mit ihr, es gab Keinen in ihrer Nähe, dessen Nebenbuhlerschaft er hätte fürchten müssen; wer

tadelt ihn, daß er nicht leichtsinnig so viel Glück auf einen verzweifelten Wurf setzte?

Eines Tages traf er da zufällig mit Adrian zusammen, oder hatte ihn der Bildhauer absichtlich aufgesucht?

„Ich klage mich selbst der größten Unhöflichkeit an“, sagte Adrian nach den ersten Begrüßungen, „Sie sind so oft in meinem Hause und ich habe noch nicht einmal Ihre Besuche erwiedert. Vergeben Sie nur, aber meine Pflegetochter muß Ihnen schon gesagt haben, daß ich zu manchen Zeiten ein mürrischer und unzugänglicher Kauz bin — Sie wissen aus Hamlet, wenn der Wind aus Nordnordwest weht . . . Künstlergrillen, die Sie entschuldigen.“

„Immer hab' ich bedauert, Sie so selten zu finden; ich dachte fast, Sie zürnten mir noch wegen unserer Verhandlung über Ihre Statue, die freilich ein wenig hastig abbrach.“

„Meine Schuld! Wollen Sie das Bildwerk kaufen, Herr Rosen? Hm, wir reden einmal darüber. Ich hab' mich doch wohl im Motiv vergriffen. Es ist etwas Lebloses, Starres in dem Kopfe, das mir jetzt eher der Ausdruck einer Meduse als der einer Hebe zu sein scheint. So ändern sich Meinungen.“

„Ich bestreite die Ihrige nicht, nur verletzt mich

dieser Zug nicht; Fräulein Si— Ihre Pflegetochter wollte ich sagen" —

„Aehnelt ihr?" unterbrach ihn Adrian mit stechendem Blick, den Herman aber nicht weiter beobachtete. „So hör' ich von Vielen — Spiel des Zufalls, nicht mehr! Das Mädchen lebte in Nürnberg, ich meißelte die Hebe zu Rom."

„O, das beweist nur, wie sehr Sie in Ihrer Phantasie mit ihr beschäftigt waren."

„Mag sein. Ich bin auf zu wunderliche Weise zu ihr gekommen, als daß ich es jemals vergessen könnte."

Und als ergriffe ihn ein unwiderstehlicher Drang nach Mittheilung, erzählte er dem aufhorchenden Herman die Geschichte Sibyllens.

Es war in den dunklen Laubgängen des Gartens; die Schatten und die wechselnden durch die Zweige spielenden Lichter ließen die Spuren der tiefen Bewegung, die Adrian's Brust durchwühlte und die er nicht ganz zu unterdrücken vermochte, weniger scharf in seinem Gesicht hervortreten, seine Stimme, die bei dem Beginn seiner Erzählung gezittert, gewann allmählig ihren vollen, männlichen Klang wieder, ja sie hatte sogar einen Anhauch boshaften Spottes, als er schloß: „Da mußte mir wohl Sibylla theuer werden, sehr theuer, Herr

Herman Rosen, und die Frage ist mir erlaubt: wie darf ich Ihre Besuche deuten?“

So überraschend war denn doch die Frage, daß Herman's Geistesgegenwart ihn diesmal nicht vor einem verlegenen Schweigen bewahrte.

Heiser, ingrimmig lachte Adrian: „Nicht wahr, das klingt thöricht? Bitterste und gemeinste Alltäglichkeit, die Sie zuletzt bei einem Künstler gesucht hätten!“

„Legen Sie doch mein Verstummen nicht sogleich zu meinen Ungunsten aus, Herr Adrian; überrascht bin ich, nicht unentschlossen. Was meine Besuche wollen? Wie leicht kann ich es dem Pflegevater, dem Beschützer der Geliebten gestehen!“

„Ach, junger Mann, Sie lieben Sibylle?“ Seine Stirne war in die schwersten Falten gezogen, das Auge drohte, aber um den Mund spielte das frühere, halb zornige, halb verächtliche Lächeln.

„Ich liebe sie“, entgegnete Herman festen Tons, er hatte seine Rechte auf das Herz gelegt, frei schaute er Adrian in das Antlitz.

Einen Augenblick standen die Männer still, sich gegenüber . . .

„Und Sibylla?“ fragte dann Adrian, vorschreitend, damit der Andere ihn nicht mit den Blicken prüfen könne.

„Ich wagte noch nicht, sie um ihre Gegenliebe zu bitten."

„So, so! Indeß Sie sind ihres Herzens ohnedies sicher?"

„Ich bin nicht eitel!"

Hell auf lachte Adrian und schlug ihm, gleichsam im Rausch des Vergnügens, auf die Schulter: „O, Sie werden doch nicht an Ihrem Siege zweifeln? Sind Sie doch jung und schön, ein reicher Mann, ein vollendeter Cavalier! Und die Frauen! Pah, es würde mir schlecht anstehen, Ihre idealen Vorstellungen von den Engeln in menschlicher Gestalt durch meine Erfahrung zu trüben! Allein das wissen Sie so gut wie ich, was es den Frauen bedeutet: ein Schloß, ein sammtner Wagen, ein Reitpferd! Bunter Trödel, um den alle den Leib und die Seele verkaufen! Und wenn sie es noch immer um solchen Preis thäten! Da ist meine Hand; ich bin einmal in dieser ganzen Begebenheit zur Rolle des Oheims in den Komödien verurtheilt, meinen Segen haben Sie."

Herman erwiderte stumm den Druck seiner Hand, die seltsame Lustigkeit Adrian's fing ihm an peinlich zu fallen. Je befangener er aber wurde, desto toller scherzte der Andere; er genoß den Verdruß des jungen Mannes bis auf den letzten Tropfen und hütete

sich dabei sorgfältig, ihm einen offenen Anstoß zu geben. —

„Und das Mädchen", sagte er, „wie fangen wir die? Im Grunde freilich, warum quälen wir uns damit? Zuletzt ist ihre Zustimmung sicher, Amen sagt jeder Prediger in der Kirche, ich liebe dich, jedes Mädchen. Ist's auch nicht viel, so klingt's doch süß; namentlich in Ihren Jahren, mein junger Freund. Und von Sibyllens Lippen — ah, ich begreife das! Wenn man nur einen kleinen romantischen Zug anbringen könnte . . . eine Entführung, allein das ist so alt, so verwaschen, haben Sie gar keine Erfindung?"

„Sie halten mich für scherzhafter, als ich bin, Herr Adrian, ich spiele da um einen hohen Einsatz, um mein Lebensglück, wenn Ihre Pflegetochter mir ihre Hand verweigern sollte; ein ruhiges Aussprechen, glaub' ich, führt am ersten zum Ziel."

„Es geschehe nach Ihrem Wunsch! Sibylle ist eigensinnig, unberechenbar — um so besser für den Muthigen; Trotz wider Trotz, behauptet ein spanisches Sprichwort. Es ist ein schöner Tag und der Himmel verspricht einen noch schöneren Abend, wir wollen Sibylle abholen und über den Strom fahren, nach den jenseitigen Weinbergen. Sie lieben doch eine Wasserfahrt?"

„Ein vortrefflicher Vorschlag, Herr Adrian, ich bin bereit.“

Die Aussicht, so viele Stunden mit Sibyllen verbringen zu können, an ihrer Seite zu sitzen, verscheuchte von Herman's Stirn die Unlust über des Bildhauers Benehmen und dieser selbst mäßigte, je näher sie dem Hause kamen, seine Worte und versank in die tiefe und ernste Schweigsamkeit, die ihn sonst auszeichnete und wie der Ausdruck seines Gesichts zu seinem Wesen zu gehören schien.

Wie erschrack Sibylla, als sie beide Männer in den Garten treten sah, auf die Laube zugehen, drin sie saß . . . Nur ließ ihr Adrian kaum Zeit, ihre Verwunderung durch einen Blick kundzugeben, er drängte zum Aufbruch. Mit Beziehung auf Rosen's immer bevorstehende Abreise meinte er: man müsse jeden guten Tag benutzen, der ihnen beschieden sei, wer könne sagen, wo und wann sie wieder vereint wären.

Am linken Ufer des Flusses, am Fuß der Terrasse, fanden sie bald ein hübsches Boot, die Mitte überspannte ein Zeltdach von roth und weiß gestreiftem Zeug, das wenigstens einigen Schutz gegen die Strahlen der Sonne bot.

Die Männer wollten allein die Ruder führen und lehnten die Dienste der Schiffer ab.

Ein liebliches Bild rollt sich denen auf, die diesen Strom befahren; hier ist das Ufer flach, eben, mit Kornfeldern bedeckt, dicht am Strand mit Weidengebüschen, drüben steigen Weinberge empor, freundliche Dörfer, weißglänzende Villen, in deren Gartenanlagen zuweilen ein Springbrunnen rauscht, in der Ferne dämmern die Felsen herüber, in blauen, in graudunkeln Linien, mit den Wäldern, die sie krönen. Ein buntes, reges Leben treibt auf und ab, Fischerkähne gleiten jetzt dahin, ein Dampfboot dann, voll Menschen, die grüßen und nicken, lachen und plaudern . . .

Für Rosen leuchtete die Sonne noch nicht golden genug, einen viel helleren Glanz strahlte seine Seele aus. Hinter ihm lagen alle Schwierigkeiten, er brauchte nur nach dem Schatz zu greifen; sein Herz bebte, wenn ihn Sibylle mit ihren Augen, die heute einen eigenen feuchten Schimmer hatten, verstohlen anschaute. Diese Blicke enthielten und offenbarten mehr, als die längste Rede und so war es ihm eigentlich erwünscht, daß die Unterhaltung nur einsilbig geführt wurde und auf Minuten ganz stockte; dann rauschte nur die Welle unter dem Schlag der Ruder an die Seiten der Gondel und der Seufzer Adrian's erstarb, von Niemand vernommen, in diesem Geräusch.

An einem der Dörfer legte das Boot nach etwa

einstündiger Fahrt an, auch weiterhin ist es, hingeschmiegt an Rebenhügel und sich im Strome spiegelnd, berühmt, Schiller hat es einmal bewohnt.

Hier gelang es Herman, den stillen Augenblick zu erspähen, wo er allein mit Sibyllen, am Bach, der durch das Dorf und die Gärten fließt, langsam hinaufwandelnd, ihr seinen Wunsch und seine Neigung gestehen konnte.

Längst hatte Sibylle solch' Bekenntniß erwartet, vielleicht gefürchtet, es überraschte sie nicht. Und auch um die Antwort war sie, so oft sie in der Dämmerung am Fenster in ihrem Gemach sitzend, sich seine Frage heimlich vorgelegt, nicht verlegen gewesen. In ihrer Lage blieb ihr nur eins: ohne Säumen seine Hand anzunehmen. Ihr Stolz empörte sich dagegen, die Wohlthaten eines Mannes ferner zu genießen, dessen Liebe sie verschmäht und der ihr in leidenschaftlicher Aufwallung eine nie zu sühnende Beleidigung zugefügt. Wie sich später ihr Leben an Herman Rosen's Seite gestalten würde, galt ihr keiner Betrachtung werth. „O", tröstete sie sich, „ich werde nie in die Thorheit einer wilden, verzehrenden Liebe fallen, ich werde ihm eine gute und getreue Gattin sein und im Besitz dessen, was das Dasein schön und angenehm macht, die Güter ohne Kummer verschmerzen, welche das Herz beseligen sollen und zumeist es nur zerbrechen."

So entschlossen und ruhig sie sich aber auch geglaubt, als er jetzt das verhängnißvolle Wort gesprochen und, ehe ihre Lippen noch „ja“ flüsterten, es schon aus ihren Augen zu lesen suchte, bebte sie doch, aus Angst vor der ungewissen Zukunft und Scheu, mit einer kurzen Silbe für immer ihre Freiheit aufzugeben und Sinnen und Denken einem Mann zu verpflichten, den sie nicht liebte …

Dies Zögern, dies Erröthen verlieh ihrer sonst starren Schönheit zum ersten Mal, seit Herman sie kannte, den Zauber des Süßen, des Mädchenhaften.

An sich zog er die sanft Abwehrende, er fühlte nicht, daß er nur die kalte, herzlose, die marmorne Hebe in seinen Armen hielt.

„Also einig!“ sagte mit schneidendem Ton hinter ihnen Adrian. „Meinen Glückwunsch beiderseits!“

Ihren Kopf verbarg Sibylle an Herman's Schulter, Adrian ins Auge zu sehen, wagte sie nicht.

Ihr war er unerklärlich geworden; er hatte eine Weise des Scherzes, die sie für die Maske eines finstern Planes nahm, „es giebt doch noch einen Ausbruch“, dachte sie und hing sich fester an Herman's Arm, ihrer letzten und einzigen Stütze.

Die Hitze des Julitages hatte sich gegen Abend hin nicht gedämpft, der Wind war nicht umgesprungen, sondern wehte nach wie vor mit schwülem Hauch aus Süden.

So schwer hatten sich die Wolken am Rand des Himmels geballt, so dicht über den Boden hin flatterten die Schwalben . . . ein Gewitter war im Anzug, fern aus den Bergen wollte Sibylle schon den Wiederhall des Donners vernehmen, während Adrian behauptete: es sei das Echo von Pistolenschüssen, mit denen die Führer die Reisenden unterhielten. Da er sorglos blieb und Rosen seine Ansicht theilte, daß man nicht zu eilen brauche, schwieg sie und gab ihr Drängen nach der Abfahrt auf, sie war nicht muthlos und wollte noch weniger es scheinen.

Tiefschwarz hingen die Schleier der rasch heraufziehenden Nacht über ihnen, als sie endlich, in der zehnten Stunde, ihr Fahrzeug bestiegen.

Finsterniß bedeckte den Fluß, heftiger brauste der Sturm und riß ungeduldig an ihrem Zeltdach.

„Schlimme Fahrt!“ sagte Sibylle vor sich hin, in die Wellen starrend, die immer wilder und sprühender um sie rauschten.

Hinten am Steuer saß Adrian, Herman führte beide Ruder, damit sie rascher vorwärts kämen.

Bei stillem Wetter wäre es eine Lustfahrt gewesen, den Strom mühelos, vom Wasser geschaukelt, hinabzuschwimmen, heute steigerte sich in jeder Minute fast das Unbehagliche und Gefährliche. Die Dunkelheit, da sie

kaum in der nächsten Nähe die Gegenstände vor sich erkennen konnten, vermehrte die Pein ihrer Lage. Nun fielen auch die ersten Tropfen aus den niedrig schwebenden Wolken, schwer, langsam; die Holzstäbe, welche das über das Boot gespannte Tuch trugen, schwankten und knackten . . .

Ein dumpfes Stöhnen dann, ein Aechzen der Wellen, mitten durch den kalten Wind jagte ein heißerer Luftzug, wie eine Rauchsäule . .

„Um Gotteswillen, wenden Sie, Herr Adrian“, rief Herman, „ein Dampfboot ist dicht hinter uns.“

In die Höhe sprang Sibylle, Adrian bewegte sich nicht.

„Er ist eingeschlafen“, sagte Rosen, die Ruder einziehend.

Schon stand Sibylle neben ihm, sie legte ihre Hand auf sein Haupt, seinen Hut hatte er unter die Bank geworfen und sein Haar, hier und dort mit grauen Locken untermischt, flog im Sturm: „Adrian!“

„Was denn, mein Kind? Eine prächtige Nacht! Fürchtest Dich doch nicht?“

„Herr Adrian, der Dampfer!“ so Herman —

„Ich verstehe Dich“, flüsterte sie, „wir sollen zusammen sterben, so rächst Du Dich!“

„Pah, was liegt daran? Stirbst ja in seinem Arm!“

„O!“ wallte sie auf.

Dieser Laut, aus innerstem Herzen, überwältigte Adrian, mit rascher Wendung drehte er das Steuer, so gewaltsam, daß das Boot umzuschlagen drohte, aber der Dampfer sauste an ihnen vorbei, nur einer der Stäbe, die das Zeltdach des Fahrzeugs hielten, zerbrach bei dem Zusammenstoß.

„Hab' ich denn geschlafen?“ schlug sich Adrian an die Stirn. „Setz' Dich, Kind, es hätte schlimmer kommen können! Munter, Herr Rosen; da leuchten schon die Laternen der Brücke! Und Blitz an Blitz — sie zeigen uns den Weg; durchnäßt sind wir doch schon! Eine herrliche Sturmnacht!“ —

Das Alles im Regen, im Schall des Donners ... pfeilschnell flog das Fahrzeug hin und erreichte ohne weiteren Unfall den Landungsplatz.

„Das heißt gefahren“, lachte Adrian, als er seinen zerdrückten, vom Wasser triefenden Hut vom Boden emporhob, ihn schüttelte und auf das Haupt setzte.

Eine Viertelstunde später saßen sie beim hellen Feuer, in dem lauschig und traulich eingerichteten Gemach Sibyllens, in erhöhter Stimmung, wie immer, wenn man ein gefährliches Abenteuer überstanden.

„Uebermorgen oder noch später, wie Ihr wollt, junges Volk, laßt uns Eure Verlobung ordentlich, nach alter Sitte feiern“, sagte Adrian beim Aufbruch Rosen's.

Der war „vollkommen mit ihm einverstanden“, schüttelte ihm in seligster Laune die Hand und schied, einen Kuß auf die Lippen seiner Verlobten drückend.

Draußen in erneuter Heftigkeit tobte das Unwetter. Am Tisch saß Sibylle, starr und schön; sie hatte das Licht der Astrallampe, das sie blendete, hinuntergeschraubt, ihre Finger spielten mit einigen blauen und rothen Seidenfädchen . . .

Da kehrte Adrian, der Rosen bis an das Gitterthor geleitet, zurück.

Ihr gegenüber, in einen hohen Armsessel, setzte er sich, die Hände auf den Knieen; so betrachtete er sie lange, die ihr Spiel mit den Fäden, als sei nichts geschehen, fortsetzte.

„Hab' ich es Dir nun recht gemacht?“ redete er sie an. „Ein thörichter, toller Gedanke war mir vorhin durch den Sinn gefahren.“

„Ich hab' ihn schon vergessen.“

„Du liebst ihn, ist er doch jung und mein Haar ergraut; er besitzt ein großes Vermögen, reiche Güter —

viel Glück, Du wirst eine glänzende Rolle spielen und es den Gräfinnen gleichthun."

Einige Haare, die aus ihren Flechten losgegangen, schienen sie zu hindern, langsam strich sie erst diese von ihrer Stirn, ballte ihre Seide zusammmen, dann entgegnete sie ihm: „Du täuschest Dich in mir, ich liebe weder die Pracht, noch Herman Rosen so, wie Du es mir vorwirfst, wahrlich, ich würde die Freundschaft zu Dir nicht um solche Dinge opfern, wenn ich nicht müßte. Zur Arbeit bin ich nicht erzogen, Dir zur Last zu fallen zu stolz."

„Du liebst ihn nicht?" rief er aufspringend. „Dann ist Alles gut; vergieb mir meine Leidenschaft, meine Wildheit! Ist es denn eine Sünde, Dich zu lieben, die Du mit Bösem vergelten mußt? Was ich habe, ist Dein, laß mich ferner für Dich arbeiten, wie eine Fürstin sollst Du leben! Bleib frei, gieb Dich nicht hin, Keiner wird Dich lieben, wie Adrian! Zieh von mir, in die Ferne, nur zuweilen laß mich Dich sehen, zuweilen! Dein Bild wird bei mir sein, das wird mild lächelnd sich zu mir neigen und sprechen: ganz ist sie Dir nicht verloren!"

„Adrian!" So heftig wallte ihre Brust, daß vor ihr das Seidenknäuelchen zitterte.

„Sei nicht unerbittlich, Sibylle!"

„Herman Rosen hat mein Wort, das will ich ihm halten. Denkst Du, daß Dein Traum nicht auch enden würde, schrecklich enden, wie der meinige?"

„Du verhöhnst mich!" Der Zorn entflammte ihn. — „Und bist in meiner Gewalt!"

„Gewalt?" Sie verschränkte die Arme und stieß aufstehend ihren Sessel zurück. „Mein Leib vielleicht, Deine Hebe beweist es: was willst Du mir noch weiter nehmen?"

Als hätte ihn heimtückisch rücklings ein Streich getroffen, senkte er den Kopf auf die Brust; wie er dann wieder aufsah, hatte sie geräuschlos das Zimmer verlassen, die Riegel ihrer Schlafkammer hörte er sie noch zuschieben.

Im Kamin knisterten die letzten Funken — eine schwüle, ängstliche Luft beklemmte ihm die Brust; trotz des rauschenden Regens öffnete er das Fenster. Gerade auf der andern Seite der Stadt geht die Eisenbahn entlang, die gen Süden, nach der böhmischen Hauptstadt und weiter über Wien bis an das adriatische Meer führt, zu einem milderen Himmel, zu unvergänglichen Schöpfungen freiester und edelster Kunst, zu Menschen voll Liebe und Haß, welche die höchste Tugend nicht in die Kälte und Erstarrung des Herzens setzen, in das wahre Vaterland des Künstlers.

„Wärst du nimmer von ihm geschieden“, klang es in Adrian's Seele. Ueber das Feld hin konnte er die kleinen unansehnlichen Bahnhofsgebäude, die hölzernen Schuppen gleichen, entdecken, die Laternen, die durch die Dunkelheit blitzten; durch die tiefe Stille tönte das Geräusch regen Lebens und Treibens von dort im gedämpften Nachhall herüber; um Mitternacht setzt sich ein Zug in Bewegung ... war's Zufall, war's Eingebung, daß sich Adrian's Augen nach der Uhr auf der Console wandten? Fünfzehn Minuten nach eilf zeigte der Weiser. „Zeit genug!“ murmelte Adrian.

Um zu seinem Gemach zu gelangen, mußte er durch den Saal gehen, in dessen Nische die Hebe stand. Die Lust ergriff ihn, den Vorhang aufzuziehen; hoch hielt er die Leuchte und betrachtete die Statue. „So schwebte sie einst mir entgegen, so, flatternd das Gewand, beseeligt das Antlitz. Und es war doch nur Täuschung! Ein Schein, den vielleicht das Mondlicht über sie warf; ein stärkeres Wallen des Bluts, das ihre Wangen rosiger färbte, weil — ja, weil der Gürtel sie zu eng umschloß. Kalt wie Stein! Und ihn zu erwärmen, ein halbes Leben daran gesetzt, zehn, fünfzehn Jahre lang einer Hoffnung nachgestrebt, die Fabel von Pygmalion nachzuspielen versucht: alter Thor! es geschieht dir schon Recht. Ewig wechselt die Göttin des Glücks ihr Kleid

und ihren Schritt, nur die Narren jagen einem Bestimmten nach. Was sich uns darbietet, gilt es zu fassen, nichts darüber zu wünschen noch zu fürchten. Das ist nun deine Galatea, starr, fühllos — küsse sie doch, Pygmalion! Elender Marmor, drin ich eine Seele hauchen wollte, werde wieder, was du warst!" Mit einem Stoß hatte er die Statue von ihrem Sockel geworfen. „Da liege im Staub, verwittere! Wenn sich der höchste Schöpfer so gründlich vergriff, wie in ihr, warum sollen wir, seine armseligen Nachbildner, klagen, daß uns das Beste nicht gelang und all' unsere Arbeit Stückwerk bleibt?"

In ihrem Schlaf hatte Sibylle einen dumpfen Fall vernommen, aufgeschreckt richtete sie sich empor und lauschte. Aber Alles blieb still im Hause, es war ihr wohl, als ginge die Thür, als schlösse Jemand das Gitter auf — das mochte eine Sinnentäuschung sein, die sie in ihrem Halbschlummer wie mit einem Traume umstrickte, Mitternacht hörte sie noch schlagen, den Eisenbahnzug vorübersausen — ruhig, sanft und tief ruhte sie.

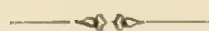
Am Morgen brachte ihr die Gesellschafterin verstört ein Blatt; Adrian hatte darauf geschrieben: „Dies Haus ist Dein, mit Allem was darinnen; ich gehe nach Rom, mit Dir sei das Glück!" Um einen Hauch

wurden Sibyllens Wangen blässer, ihre Züge starrer: „Ich dachte es mir!“ weiter sagte sie nichts.

Die Hebe, deren erhobener Arm nur gebrochen, ließ sie aufrichten — „echt antik“, meinte Herman, „armlos wie die Venus von Milo!“

Am dreißigsten Tage darauf war sie Rosen's Gattin und mit ihm auf dem Wege nach Paris.

Der Saphir.



I.

Dies war der siebente Tag, daß Philipp Forster sein Erbe angetreten hatte. Vor neun Tagen war ihm der Vater von einem Schlage getroffen worden und verschieden, ehe der in der Hauptstadt weilende Sohn an sein Lager eilen konnte. Doch war es vielleicht so am Besten: seit manchem Jahre bestand eine tiefe, wie es schien, unversöhnliche Trennung zwischen Vater und Sohn. Nicht nur zwischen ihnen, der alte Kajetan Forster war mit seiner ganzen Familie zerfallen. Mit seiner Gattin hatte er stets ein unglückliches, durch Streit und Mißmuth getrübtes Leben geführt, und die Welt gab der noch immer schönen und muntern Frau Konstanze Recht, als sie sich von ihrem Gemahl trennte und mit ihrem Sohn in die Hauptstadt zog. Zehn Jahre waren seit jenem Bruche vergangen, nur in langen Zwischenräumen, und selbst dann mehr durch Zufall als durch ihre Neigung zusammengeführt, sahen sich Vater und Sohn wieder. „Guten Tag!“ „Guten Weg!“

Das war Alles, was sie mit einander redeten. Sie behandelten sich wie Menschen, die durch die Verhältnisse gezwungen werden, sich vor den Augen der Andern in den hergebrachten Formen der Höflichkeit zu bewegen, trotz des Hasses, den sie im Herzen gegenseitig nähren. Herr Kajetan Forster galt für einen der reichsten Grundbesitzer der Provinz und seit er sich „zur Ruhe gesetzt", das heißt, seit er den größeren Theil seiner Güter verpachtet hatte, sollte er in Eisenbahnpapieren „fabelhafte Reichthümer" gewonnen haben. Viele Dinge warf man ihm vor, aber des Geizes beschuldigten ihn auch seine Feinde nicht. Ausreichend hatte er stets für die Bedürfnisse der Gattin und des Sohnes gesorgt.

Es war ein stattliches, düsteres Gebäude, in dem Kajetan Forster gelebt und gestorben. Tief versteckt zwischen den Bergen lag es, an einem der Flüsse, die dem Rhein zuströmen. Umher ist wenig Wald und nur ein mäßig ausgedehntes Land, das zum Feldbau benutzt wird, der Fleiß der Bewohner ist auf die Pflege der Weinberge gerichtet. Obgleich Kajetan Jahr aus Jahr ein auf dem Gutshofe wohnte, ward das Gut doch nicht von ihm, sondern von einem Verwalter bewirthschaftet, für den er, etwa eine halbe Stunde von dem großen Gebäude entfernt, ein eigenes, kleines Haus gebaut. Weder an den Geschäften noch an den Ver-

gnügungen des Landlebens nahm er Antheil; mit einer sechs Fuß hohen Mauer aus Ziegelsteinen hatte er Haus und Garten umgeben. Trotz der ernsten Stimmung, in der er sich bei seiner Ankunft befand, konnte Philipp ein leises Lachen nicht unterdrücken, als er die Vorsichtsmaßregeln überschaute, durch die sein Vater sich von der Außenwelt abzuschließen gehofft. Eine Neigung zu einem einsiedlerischen Leben, zu absonderlichen Launen und Gewohnheiten, hatte immer in Kajetan geschlummert; nach dem Bruche mit seiner Familie war sie in ihm zur herrschenden Leidenschaft geworden. Auf dem langgestreckten Rücken eines Hügels erhob sich das Haus; „die Platte“ hieß es bei den Umwohnern. Bis zur Zeit der französischen Revolution hatte es einem der Herren des vielgetheilten Landes zum Jagdschloß gedient; damals bedeckten noch Buchen- und Eichenwälder die Höhen. Um Geld für seine kostspieligen Vergnügungen herbeizuschaffen, hatte der Besitzer erst den Wald zur Hälfte niederschlagen lassen und endlich „die Platte“ verkauft. Von Hand zu Hand war Schloß und Gut und Wald nach den Befreiungskriegen an Philipp's Großvater gekommen: ein Eigenthum der Forsters nunmehr seit vierzig Jahren. Das Schloß bestand aus einem zwei Stock hohen Mittelgebäude, daran sich, im rechten Winkel, je zwei kleinere Seitenflügel anschlossen,

die vierte Seite des Vorhofes bildete die Mauer und das Eingangsthor, die Herr Kajetan aufgeführt. Es war im Monat August, daß Philipp nach so langer Abwesenheit das Haus wieder betrat. Vor der Rampe des mittleren Gebäudes dehnte sich ein kreisrunder Rasenfleck in üppigem, sammetweichen Grün aus; in der einen Ecke des Hofes stand ein breitästiger, dicht-belaubter Nußbaum; Philipp kannte ihn wohl, wie oft hatte er in seinem Schatten auf der kleinen Steinbank gesessen, wie oft sich aus dem Fenster seiner Kammer auf den Ast geschwungen, den der Baum wie einen Arm zu ihm streckte! Auch im Innern fand er wenig verändert; eine Zimmereinrichtung war erneut worden, die Gemächer des Vaters hatten ein noch wunderlicheres Ansehen angenommen, als sie es früher, seinen Erinnerungen nach, gehabt. Die Untersuchung dieser Zimmerreihe mit ihren Bücherschränken, ihren Stein-, Käfer-, Münzen- und Medaillensammlungen, diesem „Niederschlag der Natur auf ein krankes Gehirn", wie Philipp in seiner spöttischen Weise die Liebhabereien des Vaters nannte, verschob er auf ruhigere Tage, er liebte es, ein Geschäft nach dem andern abzuwickeln.

Ohne Störung wie ohne Erregung ging die Begräbnißfeierlichkeit vorüber. Die Leute des Gutes, die alten Diener des Hauses, der Arzt, der den Verstor-

benen behandelt, der Verwalter und der Sohn folgten der Leiche. Ueber eine Stunde mußten die Leidtragenden wandern; auf dem Kirchhof des Marktfleckens im Thal befand sich das Erbbegräbniß der Forsters: neben die Särge seines Vaters, seiner Mutter und eines Bruders, der ihm im jungen Alter gestorben, ward der Sarg Kajetan's gestellt, die kirchlichen Ceremonien von dem Ortsgeistlichen mit Anstand nach dem vorgeschriebenen Ritus vollzogen. Philipp dankte dem Priester für die guten und trefflichen Worte, die er über seinen Vater gesprochen, schüttelte den andern Männern, von dem Verwalter bis zum Knecht, die Hand und stieg mit dem Arzt, den er gebeten hatte, ihn zu begleiten, den Hügel wieder zu seinem Hause hinan.

Der Arzt mochte um einige Jahre älter als Philipp sein: eine gedrungene, kräftige Gestalt, mit offenem, Zutrauen erweckenden Gesicht. Vor ihm suchte Philipp nicht den betrübten Sohn zu spielen, aber er verbarg ihm auch nicht sein Verlangen, durch ihn Genaueres über die letzten Tage seines Vaters zu erfahren. Nur vermochte ihm der Arzt darüber keine genügende Auskunft zu geben. Werner Oldburg, so war sein Name, hatte sich erst seit einem Jahre in dem Flecken niedergelassen, war selten nach „der Platte“ gekommen und nur ein und ein anderes Mal auf botanischen Excur-

sionen mit Kajetan Forster zusammengetroffen. Gern gestand er zu, daß er sich im ersten Eindruck der anziehenden Persönlichkeit des alten Herrn zu ihm hingezogen gefühlt habe; ein näheres Verhältniß sei dennoch nicht zwischen ihnen herzustellen gewesen, da es, nach seiner Meinung oder besser Empfindung, Herr Kajetan Forster nicht gewünscht. Als er, bei der letzten Krankheit des seligen Herrn in der Nacht herbeigerufen, im Hause angelangt wäre, hätte er ihn, vom Schlage schon der Sprache beraubt, doch noch bei voller Besinnung gefunden: einige Stunden hätte der Kranke noch gelebt, ihm mehrfach die Hand gedrückt und sei dann, wie er es immer prophezeit, schmerzlos und sanft entschlafen.

Nicht in fortlaufender Rede berichtete dies der Arzt, es waren mehr die Antworten, die er auf die Fragen seines Begleiters gab. Seine letzten Worte wurden gerade gesprochen, als sie an dem weinumrankten Hause des Verwalters vorübergingen. Auf der Schwelle stand ein junges Mädchen in tiefschwarzer Kleidung, ausschauend nach dem Wege, auf dem die Männer von dem Kirchhofe heimkehren mußten. Als sie Philipp und den Arzt gewahrte, wollte sie eilig zurücktreten, sie schien einen andern erwartet zu haben. Doch war es zu spät, auch die Männer hatten sie erkannt. Philipp grüßte

zuerst, höflicher, als der Arzt es dem jungen, herrischen Manne, einem auf der gesellschaftlichen Leiter niedriger stehenden Wesen gegenüber zugetraut. Das Mädchen erwiederte den Gruß und verschwand in der Thür.

„Die Tochter oder Nichte des Verwalters?“ fragte Philipp.

„Die Tochter, Fräulein Elisabeth.“

„Ein kluges Mädchen; ich sprach gleich nach meiner Ankunft in der Platte mit ihr.“

„Sie ist ein einziges Kind und hat eine gute Erziehung erhalten; es ist, wie man so sagt, nichts an ihr gespart worden.“

„Ich fand sie fast untröstlich über den Tod meines Vaters.“

„Sie war der besondere Liebling des gnädigen Herrn.“

„So?“ Philipp wandte sich noch einmal nach dem Hause zurück, von dem bei der Biegung des Weges nur noch ein Eckfenster und das schiefergedeckte Dach zu sehen waren, schwieg nach seiner Gewohnheit eine längere Weile und sagte dann:

„Noch Eins. Sie sprachen vorhin davon, mein Vater habe gewußt, daß er ohne Schmerzen sterben würde?“

Werner war über die unerwartete Frage verwundert,

antwortete indeß ohne Zögern: „So sagt' ich. Oben auf jener Höhe, wo sich noch die Ueberreste der alten Waldung finden, traf mich Ihr Vater einmal beim Pflanzensuchen. Davon ging die Rede aus über die Kräfte der Kräuter, der verschiedenen Gewässer, der Steine. Ihr Vater wollte überall geheime Kräfte gewahren, electrische, magnetische, odische. Ob ich nicht glaube, daß ein geheimnißvolles Etwas, das freilich von unserer Geburt her mit der Form unseres Leibes in innigster Verbindung stünde, über uns Macht hätte und unsern Willen bände? Ich verneinte es: wir wären nur den allgemeinen Naturgesetzen unterworfen, die an sich nichts Dunkles und Mystisches hätten, sondern im Gegentheil einfach, streng und nüchtern wären, wie die Gesetze der Schwere, wie die mathematischen Formeln, welche den Wirkungen des Lichts zu Grunde liegen."

„Vortrefflich, Doctor. Aber sie kamen schlecht bei dem Vater fort; ich entsinne mich aus der letzten Zeit unseres Zusammenlebens, daß er ein tiefsinniger Naturphilosoph und ein begeisterter Anhänger Schelling's war."

„Der alte Herr hörte meine Bemerkungen mit überlegener Ruhe an; ich würde anders urtheilen, behauptete er, wenn ich seine Erfahrungen hätte. Das

Mangelhafte der Wissenschaften, die sich auf Erfahrung aufbauten, läge darin, daß sie über einige allgemeine, stets zutreffende Gesetze zu sehr die individuellen Wahrheiten vernachlässigten; die Thatsache sei niemals rein zu erkennen, wir beobachteten nur ihren Reflex auf uns. So wisse er aus unerschütterlicher Ueberzeugung, daß er schnell, schmerzlos, ohne eigentliche Krankheit sterben würde."

„Und seine Beweise?"

„Sein Ende sprach für ihn."

„Thorheit!" Philipp warf die Lippen spöttisch auf . . .

So kurz Philipp's Herrschaft auf seinem Gute war, genügte sie doch, ihn als einen umsichtigen und thatkräftigen Mann erkennen zu lassen. Er besichtigte die Weinberge, sah die Pachtverträge ein, berieth mit dem Verwalter diese und jene Verbesserung: auf den Waldblößen sollten neue Anpflanzungen angelegt, die Straße von der Platte zu dem Marktflecken hinab in bessern Stand gesetzt werden. Wenn die Leute auch von dem kühlen, ablehnenden Benehmen des jungen Erben sich zuweilen verletzt fühlten, so schätzten sie in ihm doch einen andern Mann, als seinen Vater, dem sie als einem Menschenfeind und Grillenfänger am liebsten aus dem Wege gegangen waren. Böses wußte Keiner von

ihm zu sagen, aber, behaupteten die Bauern, er führte so curiose Reden im Munde, daß einem die Haare zu Berge standen. Seine Diener dagegen und der verständige Verwalter hatten Herrn Kajetan Forster sehr lieb gehabt: er lebte still für sich, seinen Lieblingsneigungen hingegeben. Es war, als sei ihm die Ruhe, nach der er so lange vergeblich gesucht, mit der Trennung von Gattin und Sohn gekommen, die ihn beständig durch ihren Widerspruch gereizt und gequält. „Eine Natur", urtheilte der Verwalter, „die man nicht hindern durfte, die ihre eigenen Bahnen, meist doch zu einem glücklichen Ziele wandelte."

„Zu einem glücklichen Ziele?" hatte ihn da Philipp unterbrochen. „Nennen Sie den Zwiespalt in unserer Familie glücklich?"

„Bewahre mich der Himmel! Allein war dieser Bruch zu vermeiden? Ein innerer Widerstreit trennte die gnädige Frau von jeher von ihrem Gemahl: das versicherte mir der gnädige Herr noch am Tage, wo er sein Testament machte."

„Das Testament! Sie waren zugegen?"

„Ja, Herr Forster."

„Schade! Da hat mir der Vater eine Freude vorweg genommen; er hat Ihre Tochter, lieber Altenried, mit einem Legat darin bedacht und mich beauftragt, ihr

einen genau beschriebenen, alterthümlichen Schmuck einzuhändigen; das soll geschehen, sobald ich ihn selbst gefunden. Aber Sie wissen das Alles so gut wie ich und machen vielleicht nur im Stillen die Bemerkung, daß der Vater bei seinem außerordentlichen Reichthum, der selbst mich überrascht, seine alten, treuen Diener noch besser hätte bedenken können, sogar sollen."

„Nicht doch, Herr Forster; die Leute sind reichlich versorgt."

„Die Welt wird sich wundern", fuhr Philipp laut denkend fort, „daß so viel Phantasterei mit so kluger Berechnung verbunden, ein Wundergläubiger ein so guter Finanzmann war."

„Freilich; dem seligen Herrn ist in den letzten Jahren, wo er mich seines Vertrauens würdigte, keine Unternehmung fehlgeschlagen."

„Keine? Das nenne ich Glück." Philipp sagte das leichthin und wurde erst aufmerksam, als er in Altenried's Mienen eine leise Mißbilligung zu lesen glaubte. „Sie haben da etwas, das Sie mir verbergen. Ich will nicht in Sie dringen, es mir zu offenbaren; Sie mögen Ihre Gründe zum Schweigen haben."

„Nicht den geringsten. Auch ich habe, wie Sie, über das Glück Ihres Vaters zweifelnd den Kopf geschüttelt. Ein Vorfall bekehrte mich zur entgegengesetzten Meinung.

Ich machte ihm einmal, als er eine bedeutende Summe an ein Unternehmen wagte, das mir unsicher und erfolglos schien, meine Vorstellungen; lachend beruhigte er mich. „Fahren wir morgen nach Wiesbaden, Altenried", schloß er, „nennen Sie mir, ehe wir in den Spielsal treten, eine Nummer des Roulets, ich setze darauf und in vier Gängen ist die Bank gesprengt." Keine Einwendung von meiner Seite half, wir fuhren nach Wiesbaden, wir gingen in den Spielsaal. „Die Nummer?" fragte Ihr Vater, der ungewöhnlich blaß aussah. „Dreizehn", erwiederte ich, in der Hoffnung, ihn durch diese, allgemein für unglücklich geltende Zahl zu erschrecken. Darüber schlug er ein unbändiges Gelächter auf und trat an den Tisch. Ein=, zwei=, dreimal gewann die Nummer. „Va banque", sagte Ihr Vater. Abermals rollte die Kugel: dreizehn hatte gewonnen. Nach dieser Stunde habe ich nie mehr über das Glück Ihres Vaters gespottet."

Daran fehlte jedoch viel, daß er mit seiner Erzählung Eindruck auf Philipp gemacht hätte. „Die Absonderlichkeit meines Vaters", dachte der, „hat den alten Mann mit angesteckt und er sieht nun überall Wunder und geheime Beziehungen; wie viele Narren haben schon eine Spielbank gesprengt, ohne daß sie dadurch gescheidtere Menschen geworden wären."

Das war am gestrigen Tage geschehen, heute saß Philipp in der Bibliothek des Vaters, dem größten Gemach des Hauses; früher hatte es die fröhlichen Trinkgelage der Jagdgesellschaften gesehen. Einzelne Hirschgeweihe hingen noch an den Wänden. Sonst war der weite Raum mit Schränken und Büchergestellen von dunklem Holz angefüllt. Der Arbeitstisch in der Mitte des Zimmers, die hohen, mit grünem, schon verschossenen Sammet überzogenen Lehnsessel zeigten in ihren schönen Formen und Schnitzereien die Arbeit und die Kunst der Renaissance. Von den drei Fenstern war das mittelste geöffnet, der volle Sonnenschein des Augustnachmittags drang herein. Unter den Büchern hatte Philipp einige seltene medicinische und botanische Werke bemerkt und sie zusammengelegt, um dem Arzte damit ein Geschenk zu machen. Dabei erinnerte er sich des Schmuckes, den die eine Klausel des Testaments dem Fräulein Elisabeth Altenried bestimmte, und er beschloß, ihn zu suchen. Er war im Grunde überrascht, als er ihn ohne Mühe in dem hinteren Schubfache gleich des ersten Schrankes entdeckte, den er aufschloß. Kostbar war dieser Schmuck gewiß. Er lag in einem zierlich mit Edelsteinen ausgelegten Kasten, der in einer Kirche oder einem Kloster vordem zur Aufbewahrung von Reliquien gedient: zwei schwergoldene Armspangen von alterthümlicher Form,

eine Broche mit einem geschnittenen Opal, eine Schnur weißer Perlen, Ohrgehänge. „Sie kann zufrieden sein, die Hexe", sprach Philipp halblaut vor sich hin. Sonst verbarg der Schrank nichts, was seine Neugierde hätte reizen können. Die alten Münzen und Medaillen, die in den Fächern lagen und die der Vater seinen Sammlungen nicht eingereiht hatte, waren für Philipp so stumm und todt, wie die vergilbten Briefe und Papiere über und neben ihnen. Gleichsam vergraben unter einem Haufen von Geschäftsbriefen fand sich ein Buch in schwarzem Saffianleder, er schlug es auf: es war ein Tagebuch seines Vaters.

Mehr aus langer Weile als aus lebendiger Theilnahme ergriff Philipp das Buch und fing darin zu blättern an. Schon auf den ersten Seiten trat ihm eine Anschauung entgegen, die ihn unangenehm berührte: romantische Schwärmereien, weltschmerzliche Empfindungen; bis in den Grund der Seele war ihm dies Spielen mit Gedanken und Gefühlen, dies Sichversenken in die Natur oder wie der Vater schrieb, in die Weltseele, zuwider. Die Philosophie hielt Philipp für eitel Dunst, bei ihm handelte es sich um Thatsachen, um praktische Zwecke allein. Das Buch war nicht regelmäßig geführt; Monate, Jahre lagen zwischen den einzelnen Aufzeichnungen; an manchen Stellen verwies der Schreiber den

Leser auch auf ein rothes, grünes, blaues Buch, worin er das hier nur angedeutete Ereigniß ausführlicher geschildert finden würde. Aus alledem leuchtete Philipp dies ein, daß der Vater viel närrischer gewesen, als er geglaubt. Oft blickte er von den Blättern auf durch das offene Fenster. Die Vögel flogen auf den Zweigen des Nußbaums auf und nieder, der Schatten der Mauer fiel immer länger über den Hof. Ueber sie hin konnte Philipp nach dem Wege sehen, der sich zum Hause des Verwalters und weiter zum Marktflecken hinabwand. Einsam und still war diese Straße. Dann las er wieder eine kurze Weile. Kajetan schilderte seine unglückliche Ehe: die Eitelkeit, der Hochmuth, die Vergnügungssucht Konstanzens stießen hart mit seinen Neigungen zusammen; da wuchs bei der Heftigkeit beider ein Streit in den andern. Die Geburt Philipp's brachte nur einen Waffenstillstand, keinen Frieden hervor. Heranreifend entwickelte sich von Tag zu Tag der Charakter des Knaben mehr dem der Mutter ähnlich, er floh ebenso vor den Strafen, wie vor den Liebkosungen des Vaters. „Alte, langweilige Geschichten!“ Philipp wollte das Buch schließen und bei Seite werfen; da fesselte ihn auf einer der letzten Seiten die Ueberschrift: „Seltsamstes Ereigniß meines Lebens.“ Mit steigender Aufmerksamkeit las er nun, es war ein Fragment aus

der ägyptischen Reise des Vaters. Er entsann sich, daß er selbst damals, zwölfjährig, auf dem Gymnasium in Bonn im Hause des Rectors gewesen sei, und mit nicht geringem Stolze seinen Kameraden und Lehrern Steintrümmer und zerbrochene Amulette gezeigt habe, die der Vater ihm aus den Ruinen von Theben mitgebracht hatte. Und gerade von Theben las jetzt Philipp.

II.

Was Philipp an jenem Abend gelesen, brachte eine tiefe Umwandlung in ihm hervor. Sein Wesen erfuhr eine Veränderung zum Schlimmen. Düster, in sich gekehrt, wich er drei Tage lang nicht aus den Gemächern, die sein Vater bewohnt hatte. Mißtrauischen Blickes betrachtete er Jeden, der ihm nahte. Auf die besorgten Fragen der Diener gab er keine Antwort. Ein Etwas, das namenlos war, eine erfolglose Bemühung peinigte und beunruhigte ihn. Mit der Ordnung der Bücher und Sammlungen, die der Vater hinterlassen, schien er beschäftigt zu sein, so aufgeregt, als suche er nach einem Schatze, einem glückbringenden Kleinod. Wie im Einklang mit seiner Stimmung war Regenwetter eingetreten, ein grauer Nebelschleier, der die Gegend ringsum verhüllte. Um seine Gedanken gewaltsam von dem einen Gegenstande abzulenken, auf den sie gerichtet waren, hatte er jetzt das Kästchen mit dem für Elisabeth bestimmten Schmuck ergriffen und sich auf den Weg nach dem

Hause des Verwalters gemacht. Ein feiner, dichter Regen schlug ihm in das Gesicht, erkältet und durchnäßt kam er auf dem Vorwerk an. Der Verwalter war abwesend, und Elisabeth bat ihn, seine Rückkehr abzuwarten. Das Zimmer, in das sie ihn geführt, war wohl das Besuchzimmer des Hauses: in seiner Ausstattung vereinigten sich Behaglichkeit und eine gewisse Wohlhabenheit mit sinnigem Geschmack; weibliche Augen, weibliche Hände hatten den Bildern einen so günstigen Platz gegeben, in dem Silberspinde die Tassen und Schalen so zierlich geordnet. Mit kühler Theilnahme musterte Philipp die Einrichtung, die Gemälde an den Wänden. Ueber dem Sopha hing ein Frauenportrait. „Wohl Ihre Mutter?“ fragte er das junge Mädchen. Elisabeth bejahte die Frage; sie hatte ohne Verlegenheit am Fenster Platz genommen und beschäftigte sich mit einer Stickerei. Während Philipp sich dem Scheine nach in die Betrachtung der Bilder vertiefte, zuweilen eine Bemerkung darüber machte, auf die von Elisabeth's Seite eine kurze Antwort, Zustimmung oder Verneinung erfolgte, beobachtete er unverwandt das Mädchen, das eifrig arbeitend nur selten von seinen Perlen zu ihm aufsah. Regelmäßig schön mochte er sie nicht nennen, aber ihre anmuthigen Formen umschwebte doch ein bestrickender Reiz. Noch trug sie das Trauerkleid um

seinen Vater, das nur oben am Halse von einem schmalen, weißen Spitzenkragen eingefaßt war. Schlug sie die Augen auf und blickte ihn forschend an, so erschien sie ihm noch eigenthümlicher und lieblicher. Plötzlich, er wußte nicht, woher, oder aus welcher Eingebung, kam ihm der Name Werner Oldburg's auf die Lippen; ein boshaftes Gelüst regte sich in ihm, sie erröthen zu lassen. Eine Weile bezwang er sich, dann wurde der Dämon unüberwindlich.

„Sie verkehren viel mit unserm Arzte, dem Doctor Oldburg?" fragte er.

Es ärgerte ihn, daß sie unbefangen erwiederte: „Mein Vater sieht ihn gerne; er ist ein willkommener Gast in unserem Hause."

„Sie kennen ihn seit längerer Zeit?"

„Seit er sich unten in dem Städtchen niedergelassen. Eine Krankheit des Vaters, die er rasch zu heilen verstand, hat uns einander näher gebracht."

„In dieser Einsamkeit muß Ihnen der Umgang mit einem so gebildeten Manne eine Quelle des Vergnügens sein."

„Wir wohnen freilich ein wenig abseits von dem großen Getümmel des Lebens, aber einsam ist es doch nicht um uns her. In mancherlei Geschäften kommen die Arbeiter, die Wein- und Holzhändler zum Vater,

und da ich die Wirthin machen und nach Allem sehen muß, habe ich nicht viel Muße, meinen Gedanken nachzuhängen, und bin selten ganz allein. Die letzten Monate nun gar verlebte ich, auf den Wunsch Ihres seligen Vaters, oben im Schlosse, in seiner Nähe."

Hastig erhob sich Philipp von seinem Sessel und näherte sich der Fensternische, in der Elisabeth saß. Ueber sein Gesicht zuckte ein Freudenstrahl, vielleicht konnte sie, die Vertraute seines Vaters, ihn auf die Spur des Geheimnisses leiten, dem er so vergeblich nachgetrachtet — des Geheimnisses, das ihm aus der Schilderung im Tagebuch dämonisch entgegenstarrte. Er hatte das Schmuckkästchen aus seiner Tasche gezogen.

„Mein Vater liebte Sie sehr", sagte er, „Sie waren die Trösterin seiner letzten Lebenstage, ihm fast so theuer wie eine Tochter. In seinem Testament hat er mich beauftragt, Ihnen ein Andenken zu überreichen, nehmen Sie's freundlich auf, zur Erinnerung an ihn."

War nun in seiner Haltung oder in seinen Worten etwas, das Elisabeth verwirrte und erschreckte: sie ließ die Arbeit aus ihren Händen gleiten. Und zufällig brach in diesem Augenblick ein Sonnenstrahl durch das Regengewölk und fiel auf ihre linke Hand, die sie wie abwehrend gegen Philipp ausgestreckt.

An dem Zeigefinger dieser Hand glänzte ihm ein

dunkelblauer Stein entgegen, von wunderbarer tiefer Farbe, wie mit magischem Leuchten: ein Saphir.

Täuschte ihn seine Phantasie? War es ein Blendwerk? Ein Saphir — der wunderbare Stein, den der Vater in den Ruinen Karnaks gefunden, der Ring des Pharao, von dem seine Seele erfüllt war, an dem Finger Elisabeth's? Unmöglich! Und schon hatten die grauen Wolken den einsamen Sonnenstrahl wieder verschlungen; ein trüber Ton herrschte im Gemach.

„Nehmen Sie", sagte Philipp noch einmal mit einer Stimme, in der das laute Schlagen seines Herzens leise ausklang.

„Ihr Herr Vater hat mich schon so reich bedacht — ich weiß nicht, wie ich solche Güte verdient, womit ich sie verdient. War es, um mir ein Zeichen seiner väterlichen Freundschaft zu hinterlassen, nicht genug an diesem Ringe?"

„Welchem Ringe?" Mit einer gewaltigen Anspannung seiner Willenskraft gelang es Philipp, seiner Leidenschaft Herr zu werden und den Unbefangenen zu spielen. Arglos reichte ihm Elisabeth die Hand. Es war der Ring, den der Vater beschrieben, mit dem Ibiskopf und den hieroglyphischen Zeichen — kein Zweifel mehr, der Ring aus dem heiligen Schutte Thebens. Die Augen vermochte Philipp von dem verhängnißvollen

Stein nicht abzuwenden, den er drei Tage umsonst gesucht, der Tag und Nacht wie ein Phantom, sichtbar, greiflich und doch unerreichbar vor ihm geschwebt, seine Blicke klammerten sich gleichsam daran fest. Wie hatte sein Vater geschrieben? Nach dem Glauben der Araber gäbe dieser Ring Macht über die Geister und banne das Glück an die Fersen seines Besitzers. Und dieser Stein, der einzig ihm zugehörte, war in der Gewalt eines Mädchens! Seine Hand glühte und Elisabeth zog die ihrige in jungfräulicher Scheu mehr unwillkürlich als in bewußter Absicht zurück. Diese Bewegung bewirkte auch in Philipp eine Aenderung: ein dunkles Gefühl des Hasses gegen das Mädchen verdrängte sein Erstaunen, seine Freude, den seltenen Ring endlich gesehen und berührt zu haben, zu wissen, daß er eine Wirklichkeit und kein Phantasiegebilde sei.

„Der Siegelring meines Vaters — jetzt entsinne ich mich seiner.“

„Die eingeschnittenen Zeichen sollen seinen Werth ausmachen. Aber das ist für Männer, nicht für uns Mädchen. Ich habe weder Sinn noch Verständniß für die ägyptische Weisheit.“

„Sprach mein Vater mit Ihnen darüber?“

„Er erzählte zuweilen von seiner Reise nach Aegypten,

und ich hörte ihm mit Vergnügen zu. Von den Pyramiden, meinte ich, könne man nicht genug wissen."

„Und da zeigte er Ihnen den Ring?"

„Nein, er ließ ihn nie von seinem Finger und sprach auch nicht davon. Erst wenige Minuten vor seinem Tode legte er den Ring in meine Hand, da betrachtete ich ihn zum ersten Male genau."

„Kann der Doctor Oldburg die Hieroglyphen entziffern?"

„Nein, er scherzt über Alle, welche die Geheimnisse des Alterthums ergründet zu haben glauben."

„Er hat Recht; unsere Gelehrten lesen ihre Meinungen in die Hieroglyphen hinein, nicht aus ihnen heraus. Was ist's am Ende auch mit diesem Ring? Ein Nichts, dem der Vater in phantastischer Neigung Bedeutsamkeit beilegte. Für ein Antikenkabinet mag der Stein größeren Werth haben, als für Sie."

„Sie vergessen, wessen Gabe er ist. Nein, Herr Forster, um keinen Preis der Welt werde ich diesen Ring aus meiner Hand geben."

„Um keinen!" Philipp wandte sein Gesicht von ihr in schneller Wendung ab; es war ihm, als müsse sie in seinen Zügen den Haß und Neid entdecken, die sein Herz erfüllten. „Wahrlich, wir sind zwei große Kinder, wir gerathen über einen alterthümlichen Ring, von dem wir

beide und vermuthlich kein Sterblicher in diesem Augenblicke etwas weiß, in eigenthümliche Erregung, als wäre ein Zauber vor uns, ein Gespenstisches. Mögen jedoch die Zeichen bedeuten, was sie wollen, Schreckliches oder Segenverheißendes, Sie brauchen die dunklen Sprüche nicht zu fürchten, Fräulein Elisabeth. In Ihnen und um Sie waltet ein höherer Zauber, als ihn je die Götter Aegyptens in diesen Saphir zu bannen vermochten. Herz und Auge zaubern, Steine nicht."

Zwar hielt der Ton seiner Stimme, wie er so sprach, die Mitte zwischen Ernst und heiterem Scherz. Dennoch glaubte Elisabeth, noch unter dem Eindruck seiner früheren Aeußerungen und der in ihr nachzitternden Berührung seiner Hand, seinen Worten einen tieferen Sinn unterschieben zu müssen, und schaute ihn schweigend mit ihren träumerischen Augen an. Anfangs schwebte es noch wie ein Schleier vor diesen ihren Augen, nur verhüllt drang ihr Glanz auf Philipp ein; allmählig aber wurde dies Leuchten stärker, der Blick mächtiger, forschender, unwiderstehlicher; Philipp war verwirrt, geblendet. Hatte sich der Saphir in Elisabeth's Augen verwandelt? Unerträglich wurde ihm dieser Blick, dieser dunkelblaue Glanz, er bedeckte sein Gesicht mit der Hand. Und sie ergriff, als käme sie aus schweren Träumen wieder zu sich, ihre Arbeit.

Die unbehagliche Lage und Stimmung, in der Beide so gerathen waren, unterbrach der Eintritt Altenried's in das Zimmer. Bald hatte sich Philipp mit ihm in ein geschäftliches Gespräch vertieft; er schien es kaum zu bemerken, das Elisabeth das Gemach verließ. Erst auf dem Hofe, als sich Philipp nach einer Stunde zum Gehen anschickte, trafen beide wieder zusammen.

Der Regen hatte aufgehört, doch bedeckten noch graue Wolken das Gewölbe des Himmels, nur im Westen zeigte ein breiter, röthlicher Streifen den Untergang der Sonne an. Aufquellend aus der feuchten Erde, niedersteigend aus der feuchtwarmen Luft hüllte ein feiner Duft die Landschaft ein. Kein lichterer Farbenton durchbrach das weite, düstere Grau; die graugrünen Weinberge mit ihren Einfassungsmauern, die kahlen Felsen vermehrten und verstärkten es noch. Wenige Schritte von der Hausthür entfernt, stand Elisabeth; sie hatte eben einige häusliche Anordnungen getroffen und den Mägden ihre Aufträge ertheilt: auf dem Wege über den Hof nach dem Thore zu begegneten ihr Philipp und der Vater. Und da der Großknecht den Vater auf die Seite winkte und mit ihm nach den Ställen hinüberging, blieb sie mit Philipp allein.

So unbefangen als vorher vermochte sie nicht mehr mit ihm zu verkehren; bis unter die Schläfen erröthend

stand sie, das Haupt auf die Brust gesenkt, da; die Flechten ihres Haares hatten sich in dem feuchten Nebel gelockert und flatterten auf ihre Schultern hinab. Philipp weidete sich an ihrer Verlegenheit; er hatte ihren Augen noch nicht den Sieg verziehen, den sie vorhin über ihn gewonnen. „Leben Sie wohl, Fräulein Elisabeth", sagte er ihr zum Abschied. „Auf Wiedersehen! Noch einmal, alle meine Aeußerungen waren absichtslos, der Ring ist ein Ring, wie sie jedes ägyptische Museum zu Hunderten besitzt. Hat er unsere junge Bekanntschaft fester knüpfen helfen, nicht.wahr, diese Sünde vergeben Sie ihm gern?"

Ohne ihre Antwort zu erwarten, schritt er mit leichtem Gruß über den Hof der Straße zu. Sie wußte, daß er sich nicht umsehen würde und blickte ihm mit unbeschreiblichen Gefühlen, im regsten Widerstreit der Empfindungen nach. Es war doch nicht die Unterhaltung allein, die sie erregt; längst war ihr Philipp, obgleich sie ihn früher mit ihren leiblichen Augen nicht erblickt, keine unbekannte Persönlichkeit mehr. Wiederholt hatte ihr Vater seiner gedacht, auch Kajetan zuweilen aus seiner Schweigsamkeit heraus ein Wort über den Sohn fallen lassen, kein günstiges, aber auch kein ungünstiges, das eben nur die tiefe Grundverschiedenheit ihrer Naturen, ihren schneidenden Gegensatz und die Unmöglichkeit für beide bezeichnete, neben einander zu

leben. So angeregt, mußte sich das junge Mädchen wohl in seinen einsamen Stunden ein Bild Philipp's mit schöpferischer Phantasie entwerfen; allmählig wurde es ihr eine liebe Beschäftigung, des Unbekannten, Fremden zu gedenken. Als sie ihn dann von Angesicht zu Angesicht sah, fand sie sich nicht ganz enttäuscht. Er trat hart, schroff und entschlossen auf: so hatte ihn Kajetan geschildert; der schwermüthige, nachdenkliche Zug, den sie ihm angedichtet, fehlte zwar, aber in seiner Erscheinung und Haltung verletzte doch auch nichts ihren Schönheitssinn, ihr Gefühl für das Maßvolle und Harmonische. Nicht ihre Schuld war es, daß ihre erste längere Begegnung in einem Mißton ausgeklungen; warum hatte er auch von ihren Augen gesprochen? Und wie glühte seine Hand, als er den Ring betrachtet! Ja, ein Geheimniß war mit diesem Ringe verbunden und ein Schatten des Unmuths bewölkte ihre Stirn, als sie, den Ring nach allen Seiten hin wendend und nichts Merkwürdiges daran gewahrend, sich sagen mußte: „du bist eine Thörin.“

Darüber hatte sie die Ankunft Oldburg's überhört, der jetzt unverhofft vor ihr stand. Mit leisem Schrei fuhr sie zusammen. Der Arzt betrachtete sie kopfschüttelnd. „Was ist Ihnen, Fräulein Elisabeth? Störe ich Sie? Vergessen Sie unsere Abkunft nicht,

unsere Schachpartie sollte nicht zu einem Zwange ausarten. Wenn Sie heute keine Neigung zum Spiel haben, sag' ich Ihnen und Ihrem Vater einen guten Abend und gehe."

Dieser Ton des gewohnten Lebens entführte Elisabeth ihren Träumereien; wie einem alten, bewährten Freunde reichte sie Oldburg die Hand zum Willkommen; seine Gegenwart erfüllte sie mit einer gewissen Sicherheit und zerstreute die wunderlichen und unheimlichen Spukgestalten. Sonderbar nur, daß sie lieber allein in ihrer Kammer gesessen und trotz ihres Grauens sich in dem Labyrinth der Vorstellungen verloren hätte, die in ihr auf- und niedertauchten. Die Wunder, soll dies Wort einmal gebraucht werden, sind und geschehen in uns, nicht außerhalb. In der Welt gibt es keine Wunder; nach ewig gleichmäßigen Gesetzen regelt sich der Gang der Planeten, der Wechsel der Stoffe; uns erscheint Vieles seltsam und außerordentlich, weil wir mit befangenem menschlichen Verständniß nur den Anfang und den Schluß erkennen, nicht die Mittelglieder, die aus einer von der Schöpfung, von der ersten Bewegung herrührenden Ursache zu diesem nothwendigen, unabwendbaren Schluß geführt. Den Zusammenhang des Alls, den Verlauf der Dinge ändern weder die Launen der Götter, noch die Leidenschaften der Menschen. Vielleicht ist dies das größte und unbegreiflichste Elend der Men-

schennatur, daß sie mit Phantasie und außerordentlicher Empfindsamkeit begabt, fortwährend mit ihrer eigenen Vernunft und den unabänderlichen Gesetzen der Welt einen tolldreisten Kampf beginnt, in der Hoffnung, der Nothwendigkeit zum Trotz die Dinge nach eigenem Belieben zu gestalten. So meinte auch Elisabeth, auf der Spur eines Wunders zu sein, während dies Wunder doch in nichts Anderem, als in dem Reflex ihrer Einbildungskraft auf den Ring an ihrem Finger bestand.

Wiederum aber machte das eigene träumerische Wesen, in das sie darüber versank, eine tiefe Wirkung auf Werner Oldburg. Die Schönheit und die geistigen Vorzüge Elisabeth's konnten von Niemand verkannt werden, der auch nur wenige flüchtige Stunden mit ihr verlebt, aber sie brauchten die Beleuchtung, in der sie jetzt erschienen, um das ruhige Gemüth des Arztes leidenschaftlich zu entflammen. Ein Feuer entzündete sich da, von dem das Mädchen nichts ahnte. Bei dem Abendmahl, als sich der Vater zu ihnen gesetzt, war auch von Philipp Forster's Besuch die Rede; einige Worte zu seinem Lobe entschlüpften Elisabeth, zum Verdruß und zur Pein Werner's. Er wurde einsilbig, nachdenklich, verlegen, und da ihre Aufmerksamkeit nicht minder von anderen Dingen in Anspruch genommen war, gaben Beide nach kurzer Weile die angefangene Schachparthie auf.

Während des Spiels hatte sie die Frage an ihn gerichtet: „Welcher ägyptischen Gottheit war doch der Ibis geweiht? Sie sagten es mir schon einmal, aber ich habe es vergessen.“ Und er darauf: „Dem Anubis, dem Gott der Weisheit, der die Seelen in die Unterwelt führt.“

In seinem Sorgenstuhl war der Vater entschlummert; leise erhob sich Elisabeth von ihrem Sessel und trat an das halbgeöffnete Fenster. Durch die Schwüle des Gemachs wehte ein frischerer Hauch des Abendwindes. Der Mond war aufgegangen und sein Licht fiel auf die zarte, schlanke Gestalt, wie sie, das Antlitz zu ihm emporgewandt, am Fensterkreuz lehnte. Eine Weile blieb Werner regungslos auf seinem Sitz, die Arme übereinandergekreuzt, über einem Entschluß brütend. Er hatte das Gefühl, daß von der Bewegung, die er machen würde, das Schicksal seiner Zukunft abhinge.

„Es wird eine helle Nacht“, sagte Elisabeth halblaut, um ein Gespräch anzuknüpfen. „Stern nach Stern taucht aus dem Gewölk herauf. Ich kann den gestirnten Himmel nie betrachten, ohne ruhiger und stiller zu werden. Hatten die Recht, welche jenen glänzenden Lichtern Einfluß auf unser Leben zuschrieben, oder wir, die ihn hochmüthig leugnen?“

„Elisabeth!“ — und er war ihr ganz nahe getreten

— „Ihre Reden, Ihre Stimme, wie die Sterne in die Finsterniß bringen sie Licht in das Dunkel meines Herzens. Habe ich Sie von unserer ersten Begegnung her geliebt, liebe ich Sie erst seit einigen Minuten: ich weiß nur, daß Sie mir unaussprechlich theuer geworden sind, nothwendig zu meinem Leben. Antworten Sie nicht jetzt auf eine so hastige, so unerwartete Betheuerung; diese plötzliche Aufwallung reißt mich hin, sie beherrscht mich wider meinen Willen. Ich sollte ernster, gefaßter mit Ihnen reden, ein Bund für das Leben sollte nicht in einem Augenblick der Leidenschaft geschlossen werden. Darum entscheiden Sie für uns Beide, und wie Ihre Entscheidung auch ausfällt, ich werde sie schweigend ehren. Daß unser Verhältniß zu dieser Erklärung geführt hat, kann es Sie verwundern? Wenigstens dürfen Sie dem nicht zürnen, den Ihre Schönheit zwingt, dieß Geständniß zu thun."

Ohne einen Laut zu erwiedern, stand Elisabeth. Die tiefe Bewegung Werner's, der zitternde Ton seiner Stimme ließen sie über die Wahrheit seines Gefühls nicht in Zweifel, aber sie sah ihn sich entfernen und fand doch kein Wort, ihn zurückzuhalten. In ihrer Brust brach ein noch namenloser Kampf aus. Warum mußte er gerade heute von seiner Liebe zu ihr sprechen, heute, wo Philipp Forster . . . Ja, liebte sie vielleicht

schon und drängte diese geheime, ihr selbst noch unbewußte Liebe jeden Laut, der einem Andern gegolten, von der Zunge in das Herz zurück? Liebte sie Philipp? Und erschreckte sie darum die Werbung des treuen Mannes, mit dem sie noch vor Tagen so harmlos, so gern und schwesterlich freundlich verkehrt? Welch' ein Verhängniß zog drohend, ohne ihre Schuld, über sie herauf! Steckte doch ein böser Zauber in dem Ringe? Wenn sie ihn von sich würfe, weit weg in den Abgrund, in den Strom ... Da erwachte der Vater und rief nach ihr.

Meilenweit im Umkreise giebt es kein fröhlicheres und bunteres Fest, als den Jahrmarkt zu Sternach. Aus der Nähe des Städtchens, das an diesem Tage sich zu einer Großstadt herausschmückt, strömt die ländliche Bevölkerung auf seinem Markt zusammen, aus der Ferne kommen Kaufleute und Müßiggänger dahin. Neben dem Ver- und Einkauf in den Buden wird in den Wirthshäusern ein lebhafter Handel mit dem in der Umgegend und bis in die norddeutsche Ebene hinaus berühmten Wein getrieben. Schaubühnen, Puppentheater, Menagerien und Taschenspieler fehlen nicht, sie machen zumeist am ersten Tage der Messe gute Geschäfte und bleibt der Himmel an diesem Tage sonnigblau und wolkenlos,

so sieht man in Sternach nur heitere Gesichter und hört nur ein einziges, lustiges Gelächter.

Auf diesem Jahrmarkt, am zweiten Tage nach jenem für Elisabeth so verhängnißvollen Abend, trafen sie und Philipp inmitten des auf- und abwogenden Menschengetümmels auf einander. Die Sonne schien die Wolken von ihren Stirnen weggelächelt zu haben, das bunte, schimmernde Farbenspiel des Lebens vertrieb die Grillen und besänftigte wohlthätig die natürliche Spannung ihrer Gemüther. Sowohl die Gegenwart Altenried's, wie die vielen verschiedenartigen Eindrücke, die Augen und Sinn von allen Richtungen des Marktes her berührten und hier- und dorthin zogen, nahmen ihnen die Gelegenheit, auf ihr Abendgespräch zurückzukommen und ließen selbst die Erinnerung daran erbleichen. Während aber Elisabeth sich den wechselnden Eindrücken in fröhlichster Stimmung hingab, konnte Philipp nicht immer seiner satirischen Laune gebieten. Sein angeborener Hang zum Spott und zur Bosheit fand in diesem Menschengewühl nur zu reichen Stoff. Im Auf- und Niedergehen mußten sie vor einer prächtig ausgeschmückten Würfelbude stillstehen; das Gedränge des Volkes war zu groß. Eine Weile sahen sie dem Spiele zu; der Einsatz war gering, aber die Wenigsten der Spieler gewannen auch. Mit verdrießlichem Gesichte entfernten sich nach zwei oder

drei verlorenen Einsätzen die Meisten. Ueber die tiefe Enttäuschung und den Jammer, der sich in den Zügen eines Bauernmädchens ausprägte, da auch bei ihrem vierten Wurf die Würfel weniger als zwölf Augen zeigten, vermochte Philipp trotz Elisabeth's mitleidigem Blick sein Lachen nicht zu unterdrücken.

„Wie sie aussieht, als ob ihr eine Welt verloren gegangen sei", sagte er.

„Mich dauert die Arme", sprach Elisabeth dagegen. „Ich bin als Kind oft genug mit heimlichen Thränen von solcher Bude weggeschlichen; „Du hast kein Glück", sagt man sich verzweiflungsvoll und glaubt das Herz müsse einem brechen."

„Kein Glück? Sie und kein Glück? Würfeln Sie einmal! Das Mädchen blickt Sie so flehend an, als wollte sie sagen: „Versuche Du es für mich.""

Die Leute machten Platz, um die vornehm gekleidete Dame an den Tisch zu lassen, und erwarteten neugierig den Ausgang. Elisabeth schüttelte den Becher, die Würfel sprangen heraus. „Drei Sechsen!" rief überrascht der Besitzer der Bude. Lächelnd, erstaunt über ihr Glück, sah Elisabeth sich nach dem hinter ihr stehenden Philipp um. Er war plötzlich so blaß geworden, daß es ihr auffiel.

„Würfeln Sie noch einmal!" bat er. Und wieder

warf sie achtzehn Augen. Ein Gemurmel lief durch die Menge, eine seltsame Angst bemächtigte sich des Mädchens; um das Glück zu zwingen, ihr ungetreu zu werden, ergriff sie zum dritten Mal den Becher. „Drei Sechsen!" Sie hatte abermals gewonnen. Darüber winkte Philipp die Dirne heran: „Wähle, was Dir gefällt, die Dame hat für Dich gespielt." Als er sich dann mit Elisabeth von der Bude entfernte, sagte eine alte Frau hinter ihnen her: „Die hat eine glückliche Hand, aber traurige Augen." Elisabeth fürchtete, daß Philipp ihr Glück zum Zielpunkt seines Witzes oder zum Gegenstand eines ernsteren Gespräches machen würde, allein er bemerkte nur zum Vater: „Da haben Sie es nun, lieber Altenried. Ein blindes Ungefähr lenkt die kleinen und die großen Dinge; dieses selbe Ungefähr rüttelte heut' die Würfel in der Hand des Fräuleins, wie es vor Jahren meinen Vater die Bank sprengen ließ ..."

Altenried drängte bald nachher zum Aufbruch, ihm war es nicht genehm, den jungen Gutsherrn so unwandelbar an der Seite seiner Tochter zu sehen. Philipp versuchte einigen Widerstand gegen diesen Beschluß, da aber der Alte fest blieb, rief er: „Gut, dann müssen Sie mir zur Strafe einen Platz in Ihrem Wagen ein-

räumen, allein verweile ich auch nicht länger auf dem Markt."

Was war da zu machen? Abschlagen konnte der Verwalter die Bitte Philipp's nicht; Philipp Forster war eben der Herr. Vor dem Wirthshause stiegen sie in den dort haltenden Wagen. Die Leute steckten die Köpfe zusammen und murmelten, auf Elisabeth und Philipp deutend: „Sollte das ein Paar werden?" Die Beiden vernahmen das Gespräch nicht, desto schärfer horchte das Ohr Altenried's darauf. Daß der Gutsherr seiner Tochter eine Aufmerksamkeit zeigte, die mancherlei Deutungen erlaubte, entging ihm nicht, aber er glaubte nicht an Philipp's „ernste Absichten" und daß sein Mädchen mit dem jungen Herrn „ins Gerede kommen sollte", trieb ihm, noch ehe es geschehen, das Blut in die Wangen. Ahnte Philipp diese Gedanken des Alten? Auch ihm schwoll die Zornader auf der Stirn, seine Haltung wurde strenger, seine Lippen schlossen sich herber zusammen. Das Gespräch der Drei glich einem langsam versiegenden Strome. Dennoch schlürfte Elisabeth mit geheimer Lust die Worte Philipp's wie ein süßes Gift ein. Was er sagte, hatte einen eigenartigen Ausdruck, er dachte nicht wie die Masse der Menschen. Zuweilen verletzte sie das Lieblose und Schroffe seiner Urtheile, das übermüthig zur Schau getragene Bewußtsein

seines Reichthums und seiner überlegenen Natur; nur hinderte sie das Alles nicht, ihn im Stillen, unter äußerlicher Kälte und Gemessenheit, zu bewundern und mit Werner Oldburg zu vergleichen: eine Vergleichung, die nicht zum Vortheil des älteren Freundes ausfiel.

In Philipp's Seele war es düster und finster: er beneidete in Elisabeth die Besitzerin des glückbringenden Ringes; Plan auf Plan, den Saphir in seine Gewalt zu bringen, das Mädchen zu verderben, irrte in seinem Kopfe auf und ab — und zugleich fühlte er eine unbändige Leidenschaft nach ihrem Besitze sich in ihm regen: zogen ihre Augen oder der Stein ihn magnetisch an? Er konnte es nicht entscheiden.

Es war Philipp's Wille gewesen, bei dem Hause Altenried's von ihnen Abschied zu nehmen. Ein Umstand änderte seinen Entschluß. Von einer Bank im Hofe erhob sich bei ihrer Ankunft Werner Oldburg, er hatte schon eine Weile dort gesessen und ihre Heimkehr erwartet. Mit glühendem Antlitz sprang Elisabeth vom Wagen, ohne daß Philipp oder Werner ihr den Arm zum Herabsteigen anbieten konnten und eilte über die Stiege ins Haus. Einen seltsamen, sich gegenseitig fragenden Blick wechselten beide Männer, Altenried rieb sich in peinlichster Verlegenheit die Hände. Philipp aber schien bei der Unruhe und dem Unmuth der Andern

ein besonderes Vergnügen zu empfinden und nicht geneigt, zuerst den Platz zu räumen.

„Die Fahrt hat mir warm gemacht", sagte er, „ein Glas von Ihrem Rothwein, lieber Altenried! Ich ruhe mich derweilen auf der Bank aus." Und darauf zu Werner: „Schade, daß Sie nicht mit uns auf dem Markte waren, Doctor! Welche Narrenschule ist doch die Welt! Alle Menschengattungen waren vertreten, von unserem Stammvater, einem großen Affen, bis hinauf zu den drei Grazien, wo sich die Menschheit im Göttlichen verliert. Merkwürdig, auch für mich merkwürdig war das Glück, das Fräulein Altenried im Würfelspiel hatte. Dreimal hintereinander gewann sie, obgleich der Besitzer der Bude die Würfel doch sicherlich gefälscht."

Der Ton Philipp's beleidigte Werner, er antwortete nun seinerseits in spöttischer Aufwallung: „Fräulein Altenried trägt einen ägyptischen Ring am Finger mit dem Zeichen des Anubis, vielleicht bringt der ihr Heil und Segen."

Aus seiner nachlässigen, halb liegenden Stellung auf der Bank richtete sich Philipp in die Höhe. In dem Glanz der untergehenden Sonne nahm sein Gesicht eine dunklere Schattirung an, eine Bronzefarbe; er strich das

braune Haar aus der Stirne zurück und starrte vor sich in das Leere.

Mit einer Flasche und drei Gläsern kam der Verwalter darüber aus dem Hause; seine Tochter bäte die Herren um Entschuldigung, daß sie nicht die Wirthin mache, sie wäre zu ermüdet. In seiner finsteren Laune, die heute die Welt für ihn in ein Trauergewand kleidete, faßte Werner dieß Nichtkommen als eine ablehnende Antwort Elisabeth's auf seine Werbung auf. Da hielt es ihn nicht lange in der Nähe dessen, der ihm als sein begünstigter Nebenbuhler erschien; hastig stürzte er ein Glas Wein hinunter und verließ fast ohne Gruß den Hof.

„Was ist dem Doctor? Er schaute aus wie ein Verstörter!“ fragte Philipp.

Altenried thaute das Herz auf. Jetzt oder nie, dachte er, kannst du mit dem Herrn ein gerades Wort sprechen und dies Schönthun mit deiner Elisabeth kurz abschneiden, noch gibt's keine blutende Wunde. „Ja“, erwiederte er darum, „ja, Herr Forster, mit dem Doctor geht etwas vor seit einigen Tagen. Ich habe es gleich gemerkt, es ist nichts Sonderliches. In meinem Munde klingt's ein wenig hoffärtig, aber meine Elisabeth ist ein hübsches Mädchen.“

„Und der Doctor liebt sie?“

„Ich meine. Auch Ihr seliger Vater sagte, als er die Beiden einmal zusammengesehen, das würde das Ende sein, nämlich die Liebe."

In Philipp's Innerm loderte eine Hölle des Hasses, der Eifersucht. Werner Oldburg der Gatte Elisabeth's, im Besitz des Pharaonenringes! Dieser Gedanke starrte ihn an wie der Blick des Basilisken. All' die dunklen Leidenschaften, die jenes verhängnißvolle Tagebuchblatt in ihm erweckt, erhoben ihre Häupter.

„Und Sie sind geneigt, ihm die Hand Ihrer Tochter zu geben?" fragte er tonlos.

„Gewiß" — und Altenried begann eine lange Schilderung der Tugenden und schätzenswerthen Eigenschaften Oldburg's. Mit gesenktem Kopfe hörte ihm Philipp zu; wie das Rauschen der Blätter, in unverständlichen Lauten verklangen ihm die Worte. Als der Verwalter schwieg, lachte er auf. „Meinen Glückwunsch zum Schwiegersohn! Ich danke Ihnen übrigens für die Mittheilung, Altenried; ohne Absicht und Schuld, fürcht' ich, habe ich vorhin unsern guten Doctor eifersüchtig gemacht. Das thut mir leid, aber ich kannte seine Beziehung zu dem Fräulein nicht."

So, wohl noch eine halbe Stunde plauderten die Männer. Tiefes Abenddunkel bedeckte Thal und Berg,

als Philipp schied, der Mond war noch nicht am Horizont aufgestiegen.

Am nächsten Morgen schickte Philipp einen Diener nach dem Flecken zu dem Doctor Oldburg: er habe in der Nacht einen Fieberanfall gehabt und bedürfe seiner Hülfe. Wer aber nicht kam, war Oldburg. Seine alte Haushälterin erzählte, er sei über Nacht ausgeblieben und noch nicht heimgekehrt. Bis gegen Mittag harrte Philipp in Geduld. Auf seinem Heimwege am gestrigen Abend von Altenried's Hause nach dem Flecken konnte der Arzt noch einen Krankenbesuch gemacht haben und aufgehalten worden sein. Aber die Stunden verstrichen und Oldburg erschien nicht. Trotz des Abmahnens der Dienerschaft, denn sie sahen, wie blaß, angegriffen, vom Fieber geschüttelt ihr Herr war, ließ Philipp die Pferde vor den Wagen schirren, fuhr zu Altenried, bat ihn einzusteigen und berichtete ihm, während sie zum Flecken hinabfuhren, das räthselhafte Außenbleiben und Verschwinden Oldburg's. „Mir ahnt ein Unglück", schloß er, „der Mann hatte gestern, als er aus Ihrem Hofe forteilte, einen so wunderlichen Blick." Ihm selbst that die Bewegung in der frischen Luft wohl, nur seine Augen behielten ihr fieberisches, unruhiges Funkeln. Den Verwalter schüttelte ein geheimer Schauer; Philipp sprach in deutlichen Worten aus, was ihm dunkel im

eigenen Herzen lag. Oldburg's Benehmen war unerklärlich gewesen, er hatte etwas von einem Irrsinnigen gehabt. In seiner Arglosigkeit merkte Altenried nicht, wie geschickt Philipp diese Meinung in ihm zu verstärken wußte. Oldburg war, wie sie bei ihrer Ankunft im Flecken erfuhren, noch nicht in seiner Wohnung gewesen. Seine Haushälterin hatte ihre Unruhe den Nachbarinnen mitgetheilt, der kleine Ort war in Bewegung gerathen. Keiner hatte den Arzt gesehen, Keiner wußte, wo er ein Ende genommen. Dabei blieb freilich noch die Möglichkeit, daß Oldburg weiter hinaus zu einem Kranken berufen sei, von dem er sich noch nicht habe trennen können. Die Nachforschungen, welche Philipp und Altenried anstellten, indem sie Boten nach den nächsten Gütern sandten, ergaben keine Auskunft: der Doctor Oldburg war nirgends aufzufinden. Dieser und die folgenden Tage vergingen: der Verschwundene blieb verschwunden. Nun nahm sich die Polizei ihrerseits der Angelegenheit an und ihr gelang es, die Leiche des Arztes am fünften Tage in einer Felsschlucht des Gebirges zu entdecken, schon entstellt und verwüstet, doch noch in einem Zustande, daß die ärztliche Untersuchung festzustellen vermochte: der Verunglückte sei unversehens auf dem schmalen Felspfade ausgeglitten und habe sich im Fallen Haupt und Rücken zerschmettert. Auf einen

Thäter, einen Mordanfall deutete kein Zeichen. Nichts war dem Unglücklichen geraubt worden, weder Brieftasche, noch Uhr oder Börse. An seinen Kleidern bemerkte man keine andere Unordnung, als die sich durch den Fall selbst erklären ließ. Oben auf der Höhe stehen einige Blutbuchen, von dichten Gebüschen umgeben, wie in einem Halbkreise; man hat von dieser Stelle aus eine weite und schöne Aussicht über die Schluchten, die Thäler und den Fluß. Philipp's Vater hatte dort eine Bank aufrichten lassen und gern beim Abendsonnenuntergang darauf gesessen. In der Nähe dieser Bank, im Gebüsch ward Oldburg's Hut gefunden: ein gelber Strohhut mit breitem schwarzen Bande. Er war also von Altenried's Hause zu den Bäumen emporgestiegen, hatte auf der Bank Platz genommen und war, vermuthlich in der Dunkelheit, von dem schmalen Waldsteg, der sich hart an der Schlucht den Berg noch höher hinaufwindet, abgewichen und hinuntergestürzt. Daß er in einem aufgeregten, bedenklichen Zustand gewesen, versicherten nicht allein Philipp und Altenried, sondern auch der Großknecht, der dem Doctor auf dem Wege nach den Buchen in der Dämmerung begegnet war: ihm sei es bei dem wüsten Aussehen des Doctors ganz ängstlich zu Muthe geworden, er habe sich aber bei seinem Eintritt in den Hof nicht getraut, das Gespräch der Herren

zu unterbrechen. Nur einige phantastische Köpfe, denen die Welt nicht wunderlich genug verläuft, glaubten aus dieser Verstörtheit auf einen Selbstmord schließen zu müssen; die Meisten klagten den Zufall an, der ein so junges und vielversprechendes Leben getödtet; Altenried und Philipp Forster hüllten ihre eigene Meinung in ein undurchdringliches Schweigen.

III.

Herbstlich kalt wehte der Ostwind über das Land. Auf dem Berggipfel standen Eichen und Buchen entblättert. Rings war der Himmel mit jenen novembergrauen Wolken überzogen, die nicht nur der Landschaft, sondern auch den Gemüthern der Menschen einen schwermüthigen Ton und Hauch geben. Im eiligen Lauf fuhr ein prächtiger Wagen mit stattlichen Schimmeln zur Platte hinan. Weit geöffnet war das Portal, mit dem letzten Blätterschmuck des Jahres festlich geschmückt. In langer Reihe empfing die Dienerschaft die Ankommenden: ein Brautpaar war es, Philipp Forster und Elisabeth, die vor einer Stunde in der kleinen Ursulakirche des Städtchens der Segen des Priesters für dies Leben und — nach der Meinung der Gläubigen — drüber hinaus vereinigt.

Mit ihren drei Sechsen, sagte das Volk in der Umgegend, habe Elisabeth Altenried auch Herz und Hand des reichsten Mannes gewonnen. In der ersten Zeit

zwar nach dem beklagenswerthen Unfall Oldburg's schienen sich beide eher zu meiden als zu suchen. Ohne von ihr Abschied zu nehmen, hatte damals Philipp die Gegend verlassen und eine größere Reise angetreten. Aber die Reise, die ihn auf ein halbes Jahr und länger von der Heimat entfernt halten sollte, dauerte nur bis in den Anfang Octobers; eine geheime, unwiderstehliche Gewalt führte ihn zurück. War es die Liebe, war es das Heimweh? Von den Mauern der Platte, meinten die Abergläubischen, ströme ein Zauber aus, dem ein Forster erliegen müsse; so wäre es seinem Großvater und seinem Vater geschehen: sie hätten sich von dem alten Hause nicht zu trennen vermocht. Eine befremdliche Wandlung war mit Philipp Forster vorgegangen. Sein herrischer Trotz, sein gebieterisches Auftreten, das nicht leicht Widerspruch duldete, hatten noch stärkere Töne erhalten, seine frische Lebenslust, der spöttische Witz, mit dem er die Dinge dieser Welt betrachtete, waren dagegen in einem finstern Ernst, einem schwermüthigen Hinbrüten wie untergegangen. Sein Umgang beschränkte sich nach seiner Rückkehr fast nur auf das Haus Altenried's; daß Elisabeth der Magnet sei, der ihn an sich zöge, verbarg er selbst am wenigsten. Offen sprach er sich mit dem Vater über seine Neigung zu dem Mädchen aus. Wohl sah der Verwalter ein, daß sich seiner

Tochter niemals ein reicherer Bewerber nahen würde, er hatte auch keine Ursache, dem Charakter Philipp's zu mißtrauen, dennoch wünschte er diese Verbindung nicht. Um aber seinen Herrn durch seine Weigerung nicht zu beleidigen, sagte er ihm: er ließe seiner Tochter bei der Wahl ihres Gatten freie Hand; er zweifelte nicht, daß Elisabeth Philipp's Bewerbung ablehnen würde.

Wer aber kann sich vermessen, den Entschluß eines Weibes vorauszubestimmen? Eindrücke, so leichter, luftiger Art, die sich jeder Berechnung entziehen, sind für ein Frauenherz bedeutsam, in gewissen Lagen des Lebens entscheidend. Das Band, das sich auf jenem Jahrmarkt zwischen Elisabeth und Philipp geknüpft, war durch den geheimnißvollen Tod Oldburg's unlöslich verschlungen. Der Schatten dieses Ereignisses hüllte sie beide ein. Bei der ersten Kunde des Unglücks war Elisabeth von einem entsetzlichen Gedanken gequält worden: es sei zwischen den Männern zu einem Streit gekommen, in dem Werner geblieben. Darüber beruhigte sie der Vater: Forster habe sich erst aus dem Hofe entfernt, als Oldburg wahrscheinlich schon von seinem Geschick ereilt gewesen. Aber wie fern ihnen auch jede wirkliche Schuld lag, einen unbeschreiblichen Druck empfand Elisabeth doch in ihrem Gewissen und schloß von

ihrer Empfindung auf die gleiche Philipp's. Dies dunkle Etwas verband sie fester und inniger, als der höchste Schwur, die zärtlichste Entzückung der Liebe mit Philipp Forster. War überdies, wenn sie zurücksann, nicht sein Bild das erste Bild eines Mannes, das sich in ihr Herz eingeprägt, mit dem sich ihre Phantasie lebhaft beschäftigt, noch ehe sie Oldburg kennen lernte? Gibt es eine erste, stumme und doch leidenschaftliche Liebe in der Seele eines erwachenden Mädchens, keinem andern als Philipp hatte dann ihre Neigung gehört.

An einem letzten lichten Octobernachmittag war es gewesen, daß Philipp sie gebeten, die Seinige zu werden. Ein Blutstrom schoß ihr ins Gesicht; sie gedachte, wie kurz die Spanne Zeit, da ein anderer fast an derselben Stelle ihr seine Liebe gestanden, einer, der jetzt schon im Grabe ruhte. War es nur die Erinnerung daran, die sie beängstigte, oder ein plötzlich vor ihr aufsteigendes Schreckbild der Zukunft, sie hatte ihre Augen mit der Hand bedeckt und schluchzend gerufen: „Ach — und Werner Oldburg?“ „Ich komme von seinem Grabe“, hatte Philipp darauf mit einem Ton geantwortet, der ihr bis ins Innerste gedrungen. „In der letzten Stunde seines Lebens ahnte mir erst, daß er Sie lieben könne, lieben müsse . . . aber nicht so, wie ich, Elisabeth, nicht

so! Ich habe keinen andern Wunsch mehr, als den, Sie zu besitzen, all' meine früheren Pläne, Wünsche, Hoffnungen hat dieser eine große Wunsch verschlungen. Mir ist es, als hätte ich mich selbst verloren und würde mich nur in Ihrer Liebe wiederfinden." Eine Leidenschaftlichkeit, die sie trotz ihres geheimen, inneren Sträubens überwältigte, drückte sich in seinem ganzen Wesen gewaltsam und hinreißend aus. Niemand war bewegter, überraschter, erschrockener, als der Vater, wie er sie Hand in Hand neben einander sitzend sah. Das Gefürchtete war geschehen, er konnte es nicht ändern und den Liebesbund zweier Herzen nicht zerreißen.

Vier Wochen waren seitdem vorübergeeilt. In seltsamster Hast und Ungeduld hatte Philipp die Vorbereitungen zur Hochzeit beschleunigt, keines Widerspruchs achtend. Jeder Augenblick schien sich ihm zur qualvollen Stunde auszudehnen, den er ohne Elisabeth in der Platte zubringen mußte. Mit so eifersüchtigen Blicken hatte er sie bewacht und verfolgt, daß man dem jungen Mädchen eine schlimme Ehe prophezeite. Elisabeth hatte darüber gelächelt: immer zum Ernst und mehr zu einer traurigen als zu einer heiteren Betrachtung der Welt geneigt, fühlte sie sich von dem schwermüthigen Wesen ihres Verlobten sympathisch berührt. Von allen Gestalten der Dichter, hatte sie einmal gesagt, sei ihr

Desdemona die liebste; was so Vielen unbegreiflich und beinahe wider die Natur bedünke, Desdemona's Neigung zu einem Mohren, sei aus ihrer Seele herausempfunden. So übten auch jetzt die wunderlichen Launen, die rasch wechselnde Stimmung, das eigenthümlich Geheimnißvolle Philipp's die tiefsten und stärksten Einwirkungen auf sie aus. Ein mächtiges Verlangen trieb sie an, das Räthsel dieses Mannes zu lösen. Jedem ist in seinem Leben schon ein Mensch, Weib oder Mann, begegnet, der einen berauschenden Eindruck auf Alle macht, ohne daß man sich diesen Eindruck recht erklären, oder ihn zergliedern könnte. Er wirkt eben, wie eine Naturgewalt, stärker oder schwächer, länger oder kürzer, je nachdem die Bedeutsamkeit seines Wesens und die Empfänglichkeit des unsrigen ist. Auf Niemand verfehlte Philipp diesen bezaubernden Eindruck, aber keiner war je so bereitwillig, ihn aufzunehmen und sich ihm unterzuordnen, als Elisabeth. Je mehr sie nachgab, desto mächtiger erschien ihr Philipp: indem sie beständig nur zu ihm aufschaute, wuchs er über das gemeine Maß der Sterblichkeit hinaus.

Aus der Ferne gesehen, glich heute, bei dem düstern Himmel, die Platte mit ihren finstern Mauern, ihrer langgestreckten Fensterfronte und dem über den rechten Seitenflügel aufragenden Thurm eher einem Gefängniß,

als der Wohnung eines glücklichen, neuvermählten Paares. Doch das Aeußere täuschte; im Innern herrschte englischer Comfort und deutsche Behaglichkeit, die Gemächer waren hoch und hell, jetzt durch Philipp's Geschmack und Sorglichkeit noch freundlicher und gefälliger ausgestattet. Als er seine Gattin nun durch die Zimmer führte, ob sie da oder dort noch Aenderungen, eine andere Einrichtung zu treffen wünsche, konnte sie ihm nur ihre Freude und Dankbarkeit ausdrücken: wie gut er in Allem ihren Sinn getroffen, wie überrascht und beglückt sie von diesem Glanze, diesem künstlerischen Schmucke sei. Bei ihrem Umgang hatten sie zuletzt den Bibliotheksaal erreicht. Im hohen Kamin glühte ein Kohlenfeuer, die Herbsteskälte machte sich auf dieser Höhe schon fühlbar. Einen Lehnstuhl schob sich Elisabeth an den Kamin und stemmte ihre Füße gegen das kleine Eisengitter, welches die Herdstelle umgab. Röthliche Lichter zuckten über ihr schweres, weiß seidenes Kleid; den Kranz hatte sie aus den Haaren genommen, in natürlichen Locken ringelte sich ihr das Haar auf die Schultern; einen langen, blauen Florshawl trug sie um den Hals geschlungen.

„Wie so oft habe ich hier zu den Füßen Deines Vaters gesessen“, sagte sie träumerisch. „So kehrt nun doch Alles zum Anfang wieder, ich sitze an Deiner

Seite, Dein Weib. Wenn der Vater noch lebte, ich bin gewiß, er würde unsern Bund segnen und sich seiner freuen."

„Deinetwegen", erwiederte Philipp in einiger Aufregung, „denn mich liebte er nicht!"

„Sprich doch nicht so, ich bitte Dich! Weil seine Liebe zu Dir unter harter Rinde verborgen lag, war sie darum gar nicht vorhanden?"

„Ich habe ein untrügliches Zeichen, daß er mich haßte. Genug davon, Elisabeth! An diese Dinge oder an die Geheimnisse des Grabes zu denken, kann zum Wahnsinn bringen."

Von dem Feuer, in das sie gestarrt, erhob Elisabeth die Augen mit ängstlichem Ausdruck zu ihm: sie begegneten einem neuen, seltsamen Gegenstande. Auf einem Bücherschrank stand der Vogel der Pallas Athene, eine marmorne Eule, die Kajetan in Rom als ein schön erhaltenes und vollendetes Werk der späteren griechischen Bildhauerkunst gekauft. Elisabeth hatte dies Sinnbild der Weisheit oft gesehen, heute erschrak sie davor, denn auf dem Kopfe der Eule saß phantastisch ein Strohhut, dessen langes, schwarzes Seidenband über den weißen Marmor fiel. Dieser Hut ... woher kam ihr nur diese Offenbarung? Keinem Andern als Werner Oldburg hatte er gehört. Zu dem Schrecken über die

Aufgeregtheit Philipp's gesellte sich dies neue Entsetzen, schweigend, weiß wie ihr Kleid, erhob sie die Hand zu der Eule.

Eine Flamme schlug im Kamin hoch auf und übergoß sie mit ihrem Widerschein.

„Der Ring! der Ring!" schrie Philipp auf und ergriff ihre Hand, daran der Saphir funkelte. Sie war sprachlos geworden. „Höre", fuhr er in seiner Erregung fort, „höre!" Und das Tagebuch Kajetan's aus der Brusttasche seines Rockes ziehend, auf einem Fußschemel, dicht vor ihr, niederhockend, begann er. Halb las er, halb sprach er: so oft hatte er diese Blätter gelesen, daß er ihren Inhalt beinahe auswendig wußte. Des Tags führte er sie bei sich, des Nachts lagen sie unter seinem Kopfkissen. Nicht eine Minute verließen seine funkelnden, spähenden Blicke, in denen sich die Wuth eines Raubthiers wiederspiegelte, die vor ihm sitzende zitternde Elisabeth.

Dies aber hatte Kajetan geschrieben.

„Mit dem Nilboot hatten wir am 12. Mai die Gegend von Theben, die Dörfer Karnak und Medinet Abu erreicht; die nächsten Tage waren zur Besichtigung der Ruinen bestimmt. Leider nahm am Abend das Fieber, das meinen Begleiter, den jungen Franzosen Leroy peinigte, bedenklich zu, die Mittel unserer kleinen

Reiseapotheke gewährten keine Linderung und mein Herz war von den trübsten Ahnungen gepeinigt. Mit Todesgedanken wandelte ich unter den Todten. Meine Stimmung entsprach dem Schauspiel, das diese gewaltige Trümmerstätte vor mir ausgebreitet. Riesige Paläste, Obelisken, Sphinxe, Königsstatuen in tiefster, schauerlichster Einsamkeit; aufrecht die einen, gebrochen die andern, verstümmelt alle, vom Wüstensand überweht, unter einem wolkenlosen Himmel, einer glühenden Sonne. Die schmutzigen Fellah's, die in den elenden Dörfern umher leben, haben diesen Denkmälern gegenüber etwas Zwerghaftes, Thierartiges, sie gleichen einer Schaar grotesker Kobolde, die um ein Königsgrab ihr unheimliches Wesen treiben. Trotz der strengen Strafen, welche die Regierung des Vicekönigs über die Beschädiger der Trümmer verhängt hat, ist der Boden umher überall von Nachgrabungen aufgewühlt; unermeßliche Schätze und Kleinodien sollen unter den Ruinen verborgen liegen, von Geistern bewacht. Die Verwegensten der Fellah's aber trotzen ihnen und den Gesetzen; in den Vollmondnächten versuchen sie ihr Glück. Ein Mittelpunkt dieser Nachgrabungen, eine Hauptstätte der Dämonen ist der Palast, den der dritte Amenophis nordwärts von dem Dorfe Medinet Abu aufrichten ließ. Ein wüster, gewaltiger Haufen von Schutt und Steinen, aufrecht

neben zwei Palmen steht die einsame Säule eines Porticus, wie Felsklippen erheben sich zwei sitzende Kolossalstatuen aus der Ebene. Einst beschützten sie den Eingang zum Palast, jetzt nennen sie die Umwohner die schrecklichen Geisterriesen, die nicht erlauben, daß die Hand eines Sterblichen den Schatz des Amenophis antaste. Zu den Füßen des einen Kolosses, der ehemals gepriesenen Memnonssäule, die längst nicht mehr in das Morgenroth hineinklingt, saß ich am Abend des dreizehnten Mai's auf einem geborstenen Säulenstumpf. Vor mir versank die Sonne in rothen Flammen über dem gelbbraunen, schweigenden Gefilde. Ich hatte den Kopf auf die Brust gesenkt und wühlte mechanisch mit der eisernen Spitze meines Stockes den Sand um mich her auf. Kein Mensch war in der Nähe; meinen ägyptischen Diener hatte ich nach dem Dorfe geschickt; dort sollte, nach der Versicherung unseres Schiffskapitäns ein arabischer Arzt wohnen, der das Fieber zu heilen verstände und viele Wunderkuren ausgeführt hätte. Obgleich ich kein Zutrauen zu einem solchen Manne hatte, bekümmerte mich doch der Zustand Leroy's in dem Grade, daß ich in unserer Verlassenheit selbst ein altes Kräuterweib um Rath, wie vielmehr einen Arzt gefragt haben würde. Am Fuß der Memnonssäule erwartete ich darum den Araber, um ihn mit nach unserem Boote

zu nehmen. Mit diesem Nächsten beschäftigt, irrten meine Gedanken dennoch in die Ferne, zu den Glanztagen Thebens, in die Uranfänge menschlicher Geschichte und Cultur. Wenn jetzt plötzlich einer der Weisen des Landes vor dich hinträte, ein Priester der Isis, der den Zipfel ihres Schleiers gehoben und die Geheimnisse des Lebens und Todes erforscht; einer, der Moses belehrte, der dir den Freund rettete ... Und wieder, was kann im Weltgange die Auslöschung eines einzigen Lebens bedeuten, hier, inmitten einer Verwüstung ohne Gleichen? Alle schöpferischen Kräfte scheinen hier erstorben; Todesschweigen herrscht, wo einst aus der hunderttorigen Stadt Streitwagen und geharnischte Männer zogen. Ueber mir in den Lüften schwebte ein Geier, Eidechsen schlüpften unter den Steinen hervor. Phantastische Bilder, etwas wie die Träume des Halbschlummers, trieben ihr Spiel mit mir, da schrak ich wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Die Spitze meines Stockes war im Sande auf einen harten Gegenstand gestoßen; ich bückte mich danach und zog einen Ring aus dem aufgewühlten Sande hervor, einen jener kunstlosen Siegelringe, die so vielfach in den Grabhöhlen Unterägyptens gefunden werden. Ihn genauer zu betrachten, erlaubte das verglimmende Licht des Tages nicht; von Secunde zu Secunde verglühte der purpurne

Rand im Westen des Himmels mehr und mehr, graue, schwere Dämmerung umgab mich. In diesem Augenblick ward meine Aufmerksamkeit von meinem Funde abgelenkt, der Schein einer Fackel traf mein Auge. Mein Diener kam mit dem arabischen Doctor von den Lehmhütten Medinet Abu's her. Die groteske Erscheinung dieses Mannes ließ mich meine Träume wie meinen Ring vergessen und ich kann nicht mehr sagen, wie, ob es absichtlich oder unwillkürlich geschehen, daß ich ihn an den Zeigefinger der linken Hand steckte. Hassan ben Yussuf, der Arzt, gehörte auch in dem abenteuerlichen, an seltsamen Figuren überreichen Aegypten zu den Merkwürdigkeiten. Ein kleiner, buckliger Mann, dem in Folge einer Verwundung der rechte Fuß abgenommen worden und der nun auf eine Krücke gestützt ging — aber ging ist nicht das richtige Wort, sondern hüpfte und sprang. Auf seiner linken Schulter saß eine schwarze Katze, die in dem Fackellicht mit ihren wildglühenden Augen etwas von einem Dämon zu haben schien. Ein langer, schwärzlich grauer, dichter Bart reichte bis hinab auf Hassan's Brust; an der grünen Farbe seines Turbans erkannte ich, daß er seine Abstammung von dem Propheten herleitete. „Allah Hou!" murmelte er bald leise vor sich hin, bald schrie er es mit kreischender, schrecklicher Stimme in das Schweigen der

Nacht. Mein Diener, ein gewandter Mann aus Kairo, der im häufigen Verkehr mit den Fremden einige Kenntniß der französischen Sprache erlangt, gerade wie ich mich nothdürftig im Arabischen verständlich machen konnte, hatte den Doctor von meiner Bitte unterrichtet; er war gleich bereit gewesen, den Kranken aufzusuchen, natürlich gegen eine gute Bezahlung. Alle Räthsel Aegyptens schließen sich wenigstens in der Gegenwart mit den zwei Silben: Bakschisch, Trinkgeld, auf. War es zu Herodot's Zeiten nicht eben so? Mir will es nicht in den Sinn, daß die Masse des ägyptischen Volkes jemals seit Chufu's und Chafra's Tagen eine sonderliche Aenderung ihres Wesens und ihrer socialen Lage erfahren hätte.

„Gegenseitig begrüßten wir uns nun, Hassan und ich; durch den Diener ließ ich ihm meine Freude über seine Bereitwilligkeit ausdrücken; der Ruhm seiner Kunst sei bis zu mir gedrungen. Darauf antwortete er mir mit orientalischer Ueberschwänglichkeit, auch ihm habe die geheime Stimme gesagt, daß er heute, noch vor dem Aufgang des Sirius, mit einem berühmten, gottgeliebten Franken zusammentreffen würde. Und „Allah Hou!" rufend, sprang er uns voran. Trotz der Dunkelheit fand er den Weg durch die Steintrümmer; ich folgte ihm langsamer mit dem Diener. Zuweilen entschwand

er meinen Blicken, dann tauchte er unerwartet dicht vor uns auf, die Katze auf der Schulter. Wenn er ein so geschickter Arzt ist, wie Du behauptest, sagte ich zu meinem treuen Abbas, warum lebt er denn in dieser Einöde? Er würde das Brod des Lebens auch in Kairo die Fülle haben. Gewiß hat er es, entgegnete Abbas in seinem gebrochenen Französisch darauf; er stammt aus der Stadt und besitzt ein Haus in der Nähe der Burg. Sie loben seine Kunst und Frömmigkeit, er war eine Zeitlang unter die tanzenden Derwische gegangen, aber seit einem Jahre wohnt er in Medinet Abu, um — hier senkte Abbas seine Stimme bis zum Flüsterton — den Schatz des Riesenkönigs zu heben. Der Mann fing an, meine Theilnahme zu erregen, und ich beschloß, ihn für die nächsten Tage im Auge zu behalten. In dieser Stimmung erreichten wir das Boot. Leroy lag auf dem Divan in der Kajüte, in heftigen Phantasieen. Erst jetzt bemerkte ich, daß Hassan allerlei Kräuter und Phiolen in den Gürtelbund seines Kleides gesteckt hatte. Als er sich dem Kranken näherte, sprang die Katze mit einem leisen Miauen von seiner Schulter auf den Tisch, ihre Augen drehten sich funkelnd in den Höhlen, es war, als ob sie magnetische Strahlen auf mich und den Kranken schössen. Hassan griff nach Leroy's Puls, ich holte inzwischen unsere kleine Apotheke

herbei und zeigte ihm die Arzneien, die ich dem Fiebernden bisher eingegeben. Mit einem lauten Schrei wich Hassan von mir zurück, ließ die Hand des Kranken aus der seinen und stürzte dann einem Besessenen gleich auf mich zu. Wie um ihn abzuwehren, erhob ich den linken Arm zum Schutz und ballte die rechte Faust. Ein blauer, strahlender Schimmer, blitzte mir von dem Zeigefinger der Linken entgegen; ein Schimmer von solcher Kraft, wie ich ihn bei keinem Diamanten bemerkt. Es war der Ring der Memnonssäule: ein ungewöhnlich großer und schöner Saphir. In eine Ecke der Kajüte drängte mich Hassan; der Schaum stand ihm vor dem Munde. „Woher hast Du den Ring?" schrie er. „Allah hat ihn mir gegeben." Darauf senkte er den Kopf, der Anfall schien vorüberzugehen. „Du bist der Mächtige, o Franke", ächzte er, „ich bin der Staub unter Deinen Füßen; berühre Deinen Freund mit dem Ringe und er wird genesen." „Weißt Du keinen bessern Rath?" „Es ist der beste, Du wirst es erfahren." So ärgerlich und gereizt ich war, sprach doch in mir etwas für den seltsamen Buckligen: halb aus Mitleid mit ihm, halb um ihn mir zu verbinden, reichte ich ihm eine Goldmünze: „Für Deine Mühe." Gierig streckte er die Hand danach aus, zog sie aber rasch wieder zurück, ohne das Goldstück zu berühren. „Sage mir lieber, o

mächtiger Franke, wo Allah den Ring des Segens und des Todes Dir geschenkt?“ Es war thöricht von mir, aber ich hatte in der Aufregung die Herrschaft über mich verloren und antwortete ihm: „Rechts von dem Standbild des Königs, an dem Du mich trafest; mein Stock wühlte den Ring im Sande auf.“ „Ich danke Dir“, — und nun nahm er das kurz vorher verschmähte Goldstück; die Katze sprang, eine Wasserflasche in hundert Scherben vom Tische werfend, wieder auf seine Schulter. Von dem Fall und Zersplittern des Glases wachte Leroy auf und während ich zu ihm eilte, verschwand Hassan, die Treppe hinaufhuschend, aus der Kajüte. Auf dem Verdecke erhob sich ein wüster Lärm, allein der Zustand des Freundes nahm mich für die nächsten Stunden so ganz in Anspruch, daß ich weder mich nach der Ursache des Tumults zu erkundigen Gelegenheit fand, noch Muße hatte, den Abenteuern dieses Tages nachzusinnen. Bis Tagesanbruch wachte ich am Lager Leroy's, kalte Umschläge um den Kopf und ein kühlendes Getränk waren das Einzige, was ich ihm zu seiner Erleichterung verschaffen konnte. Denn daß ich kein allzugroßes Vertrauen in die Kraft eines altägyptischen Siegelrings setzte, bedarf keiner Erwähnung. Dennoch fühlte sich Leroy am Morgen leichter, das Phantasieren hatte aufgehört, er erkannte mich; je höher die Sonne

stieg, je schwächer wurde das Fieber. Ohne allzuschwere Besorgniß konnte ich ihn der Obhut seines eigenen europäischen Dieners überlassen und mit Abbas einige Stunden ans Land gehen. Mich drängte es, Hassan zu begegnen. Doch umsonst war mein Wunsch, weder an diesem noch an einem der folgenden Tage traf ich den Arzt. Nach Medinet Abu war er nicht heimgekehrt, er war verschollen. Mit den Schiffern unseres Bootes, erzählte mir Abbas, hatte er noch einen wilden Zank gehabt, weil sie ihn nicht schnell genug an das Ufer bringen wollten; ungeduldig war er endlich in den Fluß gesprungen und hatte sich durch den Schlamm und die Uferhöhen hinaufgearbeitet. Mir schoß der Gedanke durch den Sinn: er wird den Boden um die Säule aufgewühlt haben, in der Hoffnung, einen Schatz zu entdecken. So war es, wir bemerkten die Spuren frischer Nachgrabungen, der Wind hatte sie noch nicht verweht. Wie freilich Hassan zu einer Schaufel gekommen, ob er Genossen bei seiner Arbeit gehabt, ob sich seine Hoffnung erfüllt, das ist für mich ein Geheimniß für immer geblieben. Aber mit einer gewissen Nothwendigkeit mußte unter diesen Umständen der Ring in meiner Schätzung steigen, es war etwas Magisches in ihm. Sinnend betrachtete ich ihn lange mit unverwandten Blicken, die Größe und Schönheit des Saphirs

fiel mir heute noch mehr auf als gestern. Dies durchsichtige, leuchtende Blau übte eine Wirkung auf mich aus, zu deren Schilderung mir die Ausdrücke fehlen, sein Glanz durchdrang mich gleichsam. In den Stein war kunstvoll das Bild eines Ibis geschnitten, darum in hieratischen Schriftzügen eine Inschrift, die ich nicht zu entziffern vermochte. Eingefaßt war der Stein von einem starken gediegenen Goldreif, der nach einigem Reiben seinen Glanz wieder erhielt . . .

„Meine Geschichte ist zu Ende. In drei Tagen war Leroy vollständig von seinem Fieber genesen. Ich erzählte ihm mein Abenteuer und zeigte ihm den Ring. Auch er wurde bei dem ersten Anblick des Kleinods von einem seltsamen Gefühl des Staunens und der Beängstigung ergriffen. Erfahren in der ägyptischen Hieroglyphenschrift, wie er es war, gelang es ihm bald, den Sinn der Zeichen auf dem Ringe zu deuten; nach ihm sagten sie: „Im Bann des Gottes hast Du Macht über alle Geister.“ Der Gott aber, den diese Worte meinten, wurde durch den Ibis, den heiligen Vogel des Thot, unzweifelhaft bezeichnet. Thot oder Anubis ist der Gott der Wahrheit und Weisheit, der Schreiber des Himmels, zugleich regelt er als Herr des Mondes das Jahr und mißt dem Menschen die Jahre zu. „Er ist der Gott des Schweigens, des Todes“, setzte Leroy mit

einem Lächeln am Schlusse seiner Erläuterungen hinzu, „und im Bann dieses Gottes waren Sie ja schon, ehe Sie diesen Siegelring trugen, der vielleicht den Finger des Pharao geschmückt, mit dem Moses geredet.“

So weit war Philipp in seiner Vorlesung gekommen, wie ein Besessener sprang er empor und schleuderte das Buch von sich. „Und diesen Ring trägst Du am Finger, Unselige“, rief er mit flammenden Blicken. „Du! Dir hat ihn mein Vater gegeben, um mich wahnsinnig zu machen. Du solltest Glück und Reichthum mit ihm erhalten, während er mich dem Verderben weihte. Aber er hat sich getäuscht; haha! Du bist in meiner Gewalt, Dein Leib, Deine Seele, Dein Ring, sie sind mein!“ Und im wilden Lachen verzerrte sich sein Gesicht zu dämonischer Häßlichkeit; in tollen Sprüngen raste er durch das Gemach.

Von der Erzählung, die sie gehört, von der entsetzlichen Wendung, die mit Philipp vorgegangen, betäubt, lag Elisabeth wie bewußtlos in ihrem Sessel. Vor seinem schrecklichen Anblick, vor der marmornen Eule mit dem Strohhut, die sie angrinste, hatte sie furchtsam die Augen geschlossen. Nur schloß sich darum der Abgrund nicht, der sich vor den Blicken ihrer Seele aufgethan. Der tiefste Schmerz nagte an ihrem Herzen; der Schmerz getäuschter Liebe. Wo sie sich so warm

und innig geliebt glaubte, hatte nur die blinde Begierde, eine phantastische Grille, Bosheit und Selbstsucht Philipp bestimmt, um sie zu werben, sich mit ihr zu vermählen. Sie war mit unlöslichen Ketten gebunden, das Weib eines Mannes geworden, vor dem sie schauderte, dessen Krankheit sie nicht mit Mitleiden, sondern mit Grausen erfüllte. Betrogen, verrathen, vermochte sie doch nicht sich zu erheben; war sie im Bann des fürchterlichen Gottes, des Todes? Ein leiser Klageton irrte durch das Gemach; war es der letzte Laut ihres brechenden Herzens? Auch Philipp stutzte und hielt in seinem Gange einen Augenblick inne. „Die Eule schreit“, murmelte er vor sich hin. „Es ist nichts, ich werde den Ring an meinen Finger stecken und die Geister schweigen heißen“, beruhigte er sich selbst. Mit einem Sprunge war er vor Elisabeth und rüttelte sie aus ihrer Schwäche auf. „In die Höhe, Schätzchen, aufgewacht! Munter, Du bist ja Philipp Forster's Frau! Dein Glück ist zu Ende und meines beginnt. Dachtest Du im Ernst, ich würde beständig wie ein blöder Schäfer zu Deinen Füßen sitzen, nur Deiner frommen blauen Augen wegen? Die Augen lügen, Alles an euch lügt — den Ring her, den Ring!“

Wie eine Eisenklammer preßte sich seine Hand um die ihrige und gewaltsam streifte er den Saphirring von

ihrem Finger. Umsonst flehten ihre Augen um Schonung, triumphirend betrachtete er ihre rührende Schönheit, wie eine Beute, die ihm nicht entrinnen konnte. Sie wollte ihre Dienerin herbeirufen, aber die Stimme versagte ihr den Dienst. Da fiel plötzlich vom Kopf der Eule der Strohhut nieder auf den Boden. Hatte ihn der Zugwind herabgeweht? Denn eben brachte ein Diener Licht, Wachskerzen auf einem dreiarmigen, schwersilbernen Leuchter. Eine Minute nachher waren die beiden Gatten wieder allein. Solange der Diener im Gemache war, hatte Philipp's Hand Elisabeth nicht aufstehen lassen, es brütete etwas in seinen finsteren Mienen, das sie bei dem geringsten Widerstande mit dem Aeußersten zu bedrohen schien. Elisabeth rührte sich nicht, ihre Kraft war gelähmt. Er aber hielt den geraubten Ring mit einem unbeschreiblichen Aufblitzen des Stolzes an das Licht. „Wie er leuchtet, wie er Funken sprüht! Bei diesem heiligen Zeichen entweicht, Geister und Dämonen!" Und er wandte sich gegen die marmorne Eule. Zu seinen Füßen lag der Strohhut Oldburg's mit dem schwarzen Seidenbande. Er stutzte, das Blut wich aus seinen Wangen. „Bist Du noch nicht beruhigt, armer Schelm? Er wollte Dich auch besitzen, Dich und den Ring. Das hat er nun für seinen Vor-

witz, der eine erwirbt die Braut, den andern verschlingt die Tiefe."

„Um der Heiligen willen!" schrie Elisabeth mit letzter Kraftanstrengung. „Du hast ihn gemordet!" Ein Muth, Alles zu wagen, schwellte ihr das Herz. Lieber im Augenblick von der Hand des Wüthenden sterben, als so, unter dem Druck des Geheimnisses und der Schuld weiter leben: sie dachte es nicht klar, aber sie fühlte ihre Betäubung schwinden und sich unwiderstehlich vorwärts getrieben.

Ihr Ausruf schien besänftigend auf Philipp's wilde Erregung zu wirken und seiner Vernunft wieder die Herrschaft über die Gebilde des Wahns zu geben, die um ihn gaukelten. Von ihrem Sessel hatte sich Elisabeth erhoben und stand ihm gegenüber, nicht mehr ein furchtsames, zitterndes Weib, eher in ihrem weißen Gewande ein Bote des Himmels, der gekommen, Rechenschaft von seinen Thaten zu fordern. Eine Weile betrachtete er sie kopfschüttelnd, wie eine fremde, ihm ungewohnte Erscheinung. „Ich habe ihn nicht getödtet", sagte er darauf, mehr in sich hinein, als zu ihr, unruhig hin- und hergehend, doch vermeidend, den Hut oder ihr Gewand zu streifen. „Ich nicht; Anubis hat es gethan, der Gott des Todes und dieses Ringes; der wurde an jenem Abend mächtig über ihn. Ich sah ihn

auf der Bank unter den Blutbuchen sitzen, es war eine dunkle Nacht, er schien eingeschlafen zu sein. Als ich mich ihm näherte, schreckte ihn das Geräusch meiner Schritte empor. Halb taumelnd fuhr er auf, dabei fiel ihm der Hut vom Kopfe, der Hut, der dort liegt. Er merkte es nicht, eine panische Furcht hatte sich seiner bemächtigt, unsichern Fußes floh er den Berg hinauf. Und ich ihm nach, langsamen, festen Schrittes, ich hatte mit ihm zu reden und ich wußte, daß ich ihn erreichen würde, hielte er auch erst am Thore der Hölle an. Umher tiefste Stille, nur der Wiederhall unserer Schritte unterbrach sie. Der Mond tauchte gerade aus den Wolken auf eine kurze Frist und beschien mit magischem Schimmer die grause Tiefe. War es verlockend, hinabzustarren? Lebte und webte dort unten, zwischen Steinen, Pflanzen und Bächen ein geheimnißvolles Wesen, blickte das Antlitz der Isis aus dem Abgrund herauf? Oldburg stand dicht am Rande, das Gesicht vornübergeneigt, der Narr — er sah den Tod und konnte doch nicht seinen Fuß von der gefährlichen Stelle zurückziehen. Der krächzende, unheimliche Schrei einer Eule ward da vernehmlich, ich legte dem Zusammenfahrenden meine Hand auf die Schulter und er stürzte hinab. Isis, die große Göttin zog ihn nieder. Ist es nicht so?" und seine bisher ruhige Stimme wurde heftiger, seine Augen

starrten unverwandt nach einer Nische des weiten Gemachs, die nur dämmernd von dem Licht der Wachskerzen erhellt wurde. „Rede, feindlicher Schatten! Rede selbst und strafe mich Lügen! Du willst nicht, Du schüttelst den blutigen Kopf? Du wendest Dich von mir, Du willst mir wieder entfliehen? Steh' mir Rede, sieh mir ins Auge! Bei diesem Ringe."

Und wie er die Hand drohend erheben wollte, entglitt ihm der Ring, rollte über den Boden, jener Nische zu, wo seine Phantasie ihm das Schattenbild Oldburg's vorspiegelte.

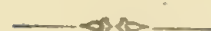
Was nun geschah, folgte einander wie bei heftigem Gewitter sich Donner und Blitz schnell, unmittelbar folgen. Als der Ring ihm entrollte, durchschauerte es Philipp, wie einst seinen Vater, als er ihn fand, mit elektrischem Schlage. Er ergriff den Armleuchter und stürzte nach der Nische, er leuchtete am Boden umher, aber der Ring war verschwunden. Ein heiseres Stöhnen entrang sich seiner angstvoll arbeitenden, ächzenden Brust. „Philipp! Philipp!" rief Elisabeth, die ihn schwanken sah. Ihre Arme breitete sie nach ihm aus, aber er taumelte nach vorn, der Armleuchter fiel aus der schwächer werdenden Hand; im letzten Krampfe griff er nach dem Vorhang, der sonst die Nische zu verschließen pflegte; lautlos sank er nieder, mit dem Gesicht

auf die Dielen, die Finger seiner rechten Hand krallten sich in die Ritzen, als suche er sterbend dort den verlorenen Ring zu fassen. Und der schwarzsammetne Vorhang löste sich aus seinen Ringen und bedeckte den Liegenden wie ein weites Leichentuch. Wie lange es gewährt, ehe sie die Thür aufreißen, mit erlöschender Stimme: Hülfe! rufen konnte, ehe die Diener herbeikamen, dessen wußte sich Elisabeth später nicht mehr zu erinnern. Als man Philipp Forster vom Boden aufhob, war er eine Leiche; ein Herzschlag hatte ihn getödtet. Elisabeth lag ohnmächtig in den Armen ihrer Frauen.

Jahre sind vergangen, die düstern Mauern der Platte, die altersgrauen, bekleidet der Epheu mit jungem Grün, goldene Lichter streuen die Sonnenstrahlen darüber. Im Hause waltet eine ernste, stille Frau, trotz ihres noch jugendlichen Alters graulockig und schwermüthig. Sie ist die reichste und mildthätigste Dame in der ganzen Gegend. Nach dem Glauben des Volks hat Elisabeth Forster von ihrem Gatten ein unermeßliches Vermögen geerbt. Die Welt hält sie für glücklich und begreift ihre Verschlossenheit und ihre Vorliebe für ein zurückgezogenes, einsames Leben nicht. Wo Elisabeth erscheint, flößt sie Allen Verehrung und eine unerklärliche Scheu ein, etwas Mystisches ist um sie.

Wie verlockend auch ihre Reichthümer und ihre eigenthümliche Schönheit sein mögen, Niemand hat es gewagt, um das Herz und die Hand der Wittwe zu werben. Sie will ihrem Gatten über das Grab hinaus treu bleiben; deß zum Zeichen trägt sie an ihrem Finger einen einzigen Ring, den Goldreif Philipp's. Den Saphir hat sie vergeblich gesucht, wie er; die Erde hat ihn verschluckt.

St. Georg.



Die größte Strecke seines Laufs ist der Fluß mit mäßigen Wassern, in vielfachen Windungen, durch ein ebenes Land geflossen, da, gegen Westen, ehe er seine Wellen mit denen des breiten Stromes mischt, treten von beiden Seiten die Berge, sein Bett einengend, näher an ihn heran. Sein Lauf wird schneller und wilder, die Senkung jäher. Ihren eintönigen Charakter verliert die Landschaft allmählig, der Wald verdrängt hier und dort das Feld. An malerischen, bald lieblichen, bald düstern Stellen wandert der Reisende vorüber, die großen, reichen Fabrikstädte hat er hinter sich gelassen, seiner Bande ledig hüpft der Fluß, wie ein ausgelassener Knabe neben ihm her. Nur zuweilen muß er noch das Rad einer Sägemühle treiben, drin das Holz des Waldes zerschnitten wird. Zerstreut und einsam liegen die Wohnungen der Menschen; erst bei der Mündung des Flusses haben sich wieder mehrere zu einem Flecken zusammengefunden. Schon im Mittelalter hatten sich hier um eine Wallfahrtskirche und ein Franziskanerkloster Men=

schen gesammelt. Aber auch die Kirchen haben ihr Schicksal, diese kam nicht recht in Aufnahme, das Kloster verfiel. Seit dem dreißigjährigen Kriege ist es nur noch eine Ruine, von der bald auch der letzte Stein fortgetragen sein wird. Besser, wie viel es auch verloren, hatte das reiche und stolze Geschlecht, das auf dem Felsen über dem Flecken eine stattliche Burg besessen, den Wandlungen der Zeit widerstanden. Mit dem Aufhören des Fehdewesens in diesen Gegenden verließen sie die Burg und bauten, eine Stunde weiter, auf einem breiten waldbestandenen Hügel ein prächtiges Schloß, aus dem Walde schufen sie einen Garten, beide im französischen Geschmack. Aber auch dieser Glanz erblich, die Revolution und Napoleon kamen und gingen, die Dillburgs verarmten von Jahr zu Jahr. Einem neuen Herrn fiel das Land zu und während die übrigen adeligen Geschlechter der Gegend sich von dem neuen, schroffen, norddeutschen, protestantischen Regiment in scharf bezeichnender Zurückgezogenheit hielten, schlossen sich die Dillburgs in eifriger Ergebenheit ihm an. Im Staatsdienst suchten sie das verlorene Ansehen wieder zu befestigen und hofften vielleicht, nach sparsamen Jahren, auch den früheren Reichthum wieder zu erwerben. Nur zur Hälfte erfüllten sich ihre Erwartungen, durch eine weise Sparsamkeit gelang es ihnen, nicht zu dem ver-

kommenen Adel herabzusinken und sich einen gewissen Wohlstand zu bewahren. Mancherlei Entbehrungen mußten sie sich freilich auferlegen, vor fünf Jahren hatten sie das Schloß, dessen Erhaltung ihnen zu kostspielig fiel, verkauft und bewohnten seitdem im Flecken, hart am Ufer des Stroms, ein einsam stehendes, stilles, von einem kleinen Garten umhegtes steinernes Haus.

Die Aussicht aus den Fenstern des obern Stockwerks über den grünschimmernden majestätischen Strom, an dessen anderm Ufer sich Wälder und Felsen hinzogen, mit Ruinen und neuen Wohnungen bedeckt, auf die Stadt, deren Kirchthürme und alterthümliche Befestigungen in nicht allzugroßer Entfernung sichtbar wurden, war für Herz und Auge gleich erquickend. In schönster Vereinigung der Frieden, die Ruhe der Natur mit dem Lärm und der Geschäftigkeit des modernen Lebens. So still und jungfräulich dehnten sich jenseits auf den Höhen die Wälder aus, mit ihren breitwipfligen Eichen und schlanken, graustämmigen Buchen, während auf dem Strom die Dampfschiffe fröhliche Menschen dahinführten, Schleppdampfer reichbeladene Schiffe zogen und gewaltige Flöße stromabwärts nach Niederland trieben, dazwischen ein Kahn von einem Strande zum andern fuhr, weiße Segel in der Sonne glänzten: Bewegung und Wandel überall. Die Fenster des grauen Hauses waren geöffnet,

um den kühlen Wind hineinzulassen, der vom Wasser her wehte. Ein schwüler Sommertag, der sich jetzt dem Abend zuneigte, hatte die Bewohner des Hauses aus den Gemächern in den Garten getrieben. Hier unter den Linden und Nußbäumen war es schattig und lauschig. An den Mauern des Gartens grünte breitblättrig der Wein, die Trauben reiften in üppiger Fülle. Auf drei Steinstufen stieg man vom Hause hinab, die Fenster und die Wand, die nach dem Garten schauten, waren zum Theil von dunklem Epheu umsponnen. So klein der Fleck war, bot er doch einen gefälligen und freundlichen Anblick, als müsse es sich auf ihm gut und friedlich wohnen lassen. Vor der Laube, die im Frühsommer der Hagedorn umblüht, stand eine Linde mit mächtigen Aesten, wie eine Kuppel gewölbt. Mutter und Sohn saßen in der Laube, sie an dem grünen Tischchen mit einer Handarbeit beschäftigt, er ihr gegenüber, die Lehne seines Sessels war an den Stamm der Linde gelehnt. Das Buch, in dem er bisher gelesen, hatte er mit rascher Bewegung geschlossen und hielt es nachlässig in der Hand. In seinem edelgeschnittenen Gesicht verband sich ein gewisser trüber Ernst mit einem stark ausgeprägten Zug des Stolzes: was ihn auch traurig stimmen mochte, er fühlte sich als Edelmann, als gleichsam emporgehoben aus der gemeinen Menge der Menschen. Auf-

merksam, antheilsvoll weilten seine Augen auf der emsig arbeitenden Mutter, die nur selten zu ihm aufsah. Mancherlei Gedanken erwachten in ihm, aber die wenigsten lächelten ihn freundlich an. Ihre Schatten fielen über seine Züge; wenn ihn die Mutter beobachtet, würde sie die wachsende Traurigkeit, die tiefe Verstimmung seines Wesens haben bemerken müssen. Aber sie gab eben nicht Acht auf den Sohn oder war an seine düstere Unzufriedenheit gewöhnt. Eine vornehme Frau, vornehm in Erscheinung und Haltung, ihr Aeußeres nur der Spiegel eines großmüthigen Herzens, einer gehaltenen Seele, in ihren ruhigen Bewegungen drückte sich zugleich die Würde des Alters und noch die Anmuth der Jugend aus.

Luise von Dillburg war in ihrem Leben nicht glücklich gewesen. In schöner Mäßigung hatte sie sich bescheiden und die guten wie die traurigen Ereignisse gefaßten Sinnes hinnehmen lernen. Früh gewann darum ihr Charakter Festigkeit und Besonnenheit. Schon in ihrer Jugend wurde sie um die bestbegründeten Hoffnungen grausam betrogen. Ihre Aeltern gehörten zu den reichsten Geschlechtern der Landschaft, in Ueppigkeit war sie auferzogen worden, an Bewerbern fehlte es ihr nicht. Sie wählte in Franz Dillburg den Mann ihrer Liebe. Nicht ohne Kämpfe errang sie sich ihn, denn der

Mutter war der arme, unbegüterte Bräutigam nicht genehm, Luise aber hoffte mit ihrem Herzen dem Geliebten auch ein großes Vermögen zu schenken. Da brach wenige Wochen vor ihrer Trauung eine Wendung ihres Geschicks ein, die sie, die Ahnungslose, tief hinab von dem Gipfel ihres erträumten Glücks stürzte. Ihr Vater hatte in leichtsinnigster Weise seine Reichthümer für unerschöpflich gehalten, seine beiden Söhne den Alten in kostspieligen Neigungen, in verschwenderischen Tollheiten noch überboten; abenteuerliche Unternehmungen, die der Graf begierig aufgriff, um das Verlorene wieder zu gewinnen, hatten den Rest seines Besitzthums verschlungen: halb als Bettlerin erwachte Luise eines Tags. Ein Kampf der Großmuth entspann sich zwischen ihr und ihrem Verlobten; sie wollte ihm sein Wort zurückgeben, da er es nur dem reichen Erbfräulein, nicht dem armen Mädchen zugeschworen; er die Geliebte nicht verlassen, jetzt in ihrer bedrängten Lage am wenigsten. Die Vermählung fand statt: eine enge, beschränkte Häuslichkeit nahm Luise auf, sie mußte mit knappen Mitteln hauszuhalten sich gewöhnen, sie, die sonst jede ihrer Launen im Augenblick erfüllt gesehen hatte. Von der Regierung wurde Franz Dillburg begünstigt, schneller als es in seinem, dem richterlichen Stande, zu geschehen pflegt, stieg er auf und nahm bald an dem Gerichtshofe in

der großen Fabrikstadt seiner Heimath eine der ersten Stellen ein. Aber fast mittellos, wie er war, genügte das Gehalt seines Amts, darauf er angewiesen, den Ansprüchen an das Leben nicht, mit denen Luise aufgewachsen, die Franz, in Folge einer reichen Heirath an dasselbe stellen zu können geglaubt. Schneller als er, fügte sich die Gattin bescheidenen Sinnes in diese Verhältnisse und Entbehrungen, sie besaß die Fähigkeit, das Aechte und Wahre in den Dingen zu erkennen, und die Kraft, ohne Schmerz den äußerlichen Glanz zu entbehren. Franz indeß überwand die schwere Täuschung seines Daseins niemals ganz. In seinem Ehrgeiz hatte er schon durch den Reichthum seiner Braut die alte Herrlichkeit seines Geschlechts erneut gesehen. Statt dessen brachte sie ihm nur neue Sorge in das Haus. Im Anfang verscheuchte noch die Liebe seine trübe, verbitterte Stimmung, aber allmählig fing er an seine vorschnelle und unbesonnene Heirath zu bereuen. Nicht in scharf hervortretenden Zügen äußerte sich die Wandlung seiner Gefühle, allein er wurde verschlossener, kälter. Unter dem Schein des Glücks war diese Ehe eine tief unglückliche. Wie viel Luise auch dabei litt, sie zeigte es ihrem Gatten in keiner Weise. Sich zusammenfassend, ertrug sie, was nicht zu ändern war.

Alle Gedanken Franz Dillburg's richteten sich auf

die Erwerbung eines großen Vermögens. Sollte ihm auch der Genuß des Besitzes versagt bleiben, er wäre mit dem Bewußtsein, ihn erworben zu haben, zufrieden gewesen. Wenn nur sein einziger Sohn Friedrich reich und geehrt auf dem Schlosse seiner Väter sitzen würde, das hätte ihn über alle Mühen und Arbeiten getröstet. Darüber brach das Jahr 1848 herein; einen Augenblick schwankte Dillburg, welcher Partei er sich anschließen sollte, zuletzt schien die des Bestehenden und des Königthums ihm die sichersten Aussichten auf Rang, Beförderung und Reichthum darzubieten. Mit einem gewissen Fanatismus schloß er sich ihr an. Die größte Strenge des Gesetzes wandte er wider die Neuerer an; nie wollte er von Milderungsgründen hören, nie von Nachgiebigkeit. Ihn, den Mann aus altadeligem Geschlecht, erbitterte der Aufschwung des Bürgerstandes, jede neue Villa, die ein Handelsherr, ein Fabrikbesitzer sich vor den Thoren der Stadt baute, war ihm ein Dorn im Auge, er dachte, so oft er daran vorüberging, an sein ehemals so stattliches, weithin prunkendes Schloß in den Bergen. Während der Gerichtsferien bewohnte er es mit Gattin und Sohn — den Flügel des weitläufigen Gebäudes, der eben noch bewohnbar war. Denn das Ganze auch nur im leidlichen Zustande zu erhalten, überstieg seit Jahren seine Kräfte. Mit der „großen Re-

action“ änderten sich plötzlich seine Verhältnisse; in ausgezeichneter Weise wurden seine Verdienste um die Rettung des Staats belohnt. Der König ernannte ihn zum Präsidenten des Gerichtshofs, gab ihm einen hohen Orden und machte ihm, wie die bösen Zungen zischelten, ein bedeutendes Geldgeschenk. Mit der alten Ordnung sollten die alten Schlösser und Wappenschilde wiederhergestellt werden. Franz Dillburg indeß begann ein gefährliches Spiel an der Börse, er hoffte in Kurzem sein Vermögen zu verdoppeln, zu verdreifachen . . er verlor Alles. Kaum hielt er sich aufrecht, eine gefährliche Krankheit brach seine physische Gesundheit, die Vorstellungen seiner Gattin, seiner Verwandten und Freunde gewannen endlich so viel über ihn, daß er seine Einwilligung zum Verkauf des Schlosses und Parks von Dillburg gab. Ueber den Werth, wie es hieß, erstand der reiche Kaufmann Stupp die Besitzung. Mit der Kaufsumme wurden die Hauptgläubiger befriedigt; der Rest und die Pension ihres Gatten sicherten der Wittwe — Franz Dillburg war einen Tag nach der Unterzeichnung des Kaufcontracts am Herzschlage gestorben — ein mäßiges Auskommen. Denn in diesem Erich Stupp hatte Dillburg seit Jahren nicht nur seinen politischen, sondern einen persönlichen Gegner gehaßt; der Kaufmann erwiederte diese Feindschaft; um ihr Genüge zu thun und

seinen Feind bis in das tiefste Herz zu kränken, sollte er das alte Schloß gekauft haben. In der Stadt hatten beide Familien einander gegenüber gewohnt; aus kleinen Verhältnissen war der Kaufherr durch Thätigkeit, Fleiß und Sparsamkeit langsam, stetig emporgestiegen. Seine Geschäfte dehnten sich aus, über die Erde hin wanderten die Arbeiten seiner Fabriken. An mancherlei Reibungen zwischen dem Präsidenten und ihm hatte es nie gefehlt. Erich Stupp gehörte zu der liberalen Mehrheit des Landes, in der Stadt entschied bei allen Wahlen sein Einfluß auf die Bürger und Arbeiter zu Gunsten des Fortschritts. Um Reden, die er gehalten, Aufrufe, die er erlassen, war er wiederholt gebüßt worden. „Ihr Recht", hatte er im Eifer einmal Dillburg zugerufen, „ist das abscheulichste Unrecht, das je geübt. Sie wollen ein Edelmann sein und sind nichts als der Diener roher Gewalt." Vielleicht trug diese persönliche Erbitterung, die ihre politische Gegnerschaft angenommen, nicht wenig dazu bei, die Grundsätze beider Männer zu spitzen und zu schärfen. „Wenn dieser Dillburg es nur könnte", sagte Stupp im Kreise seiner Freunde, „morgen würde er mich hängen lassen." In ihrer milden und ausgleichenden Weise hatte Frau Luise zuweilen eine Annäherung an die Familie des Kaufherrn versucht, kalt und kühl wurde sie zurückgewiesen, noch mehr als ihr Gemahl,

fühlte Frau Christine Stupp den Werth und die Macht ihres Reichthums, sie lehnte jede nähere Verbindung mit den Adeligen ab. Unter andern Umständen würden die Dillburgs niemals dem Verkauf ihres Schlosses an Erich Stupp zugestimmt haben, aber das Angebot seines Notars überstieg die aller andern Bewerber um mehre tausend Thaler: dies entschied, in ihrer Noth, bei der Krankheit ihres Gatten, sah Frau Luise keinen andern Weg zur Rettung.

Fünf Jahre waren seit diesen Vorfällen dahingegegangen: Frau Luise hatte sich ohne Murren in ihre bescheidene Lage, ihr einsames Leben in der kleinen Stadt gefügt. Wer viel verloren hat und oft getäuscht wurde, dessen Blick schärft sich für die kleinen Freuden, welche ein schöner Frühlingstag, eine gute Nachricht, ein Fest bei den Nachbarsleuten bringt. Auf den Umgang mit der Natur und den Büchern angewiesen, hatte Luisens Wesen eine Weihe und Ruhe erhalten, die sie gleichsam über die engumgrenzte Wirklichkeit stellte. Es war, als ob nur das Schönste und Edelste ein Anrecht auf dies Herz hätten. In diesem August hatte die Ankunft Friedrichs, aus der fernen norddeutschen Hauptstadt des Königreichs, wo er bei einem Gerichte arbeitete, die heitere Ruhe im Hause unterbrochen. Welche Mutter hätte diesen Sohn nicht geliebt! Schon sein Aeußeres,

seine adelige Erscheinung nahmen für ihn mit günstigem Vorurtheil ein; sich fernhaltend von den Vergnügungen und dem wilden Lebensgenusse der „goldenen Jugend“ — eine Entsagung, zu der ihn mehr noch als seine beschränkten Verhältnisse, ein festgewurzelter Trübsinn und eine große Verachtung des Vergnügens trieben — schien er allein mit seinen Studien und der Sorge für sein Emporkommen beschäftigt. Diesen brennenden Ehrgeiz hatte die Mutter früh in ihm erkannt und sich bemüht, ihn zu besänftigen. Vergebens, der Einfluß des Vaters und die Macht der Dinge waren stärker als sie. Friedrich von Dillburg wollte und konnte sich mit keiner untergeordneten Stellung begnügen, in keinem mäßigen Glück Beruhigung finden. Unzufrieden mit sich, hadernd mit der Welt und dem Geschick trachtete er nach einem ungewöhnlichen Loose. Sein Schweigen antwortete beredt auf die Ermahnungen der Mutter; was sie getröstet, war kein Trost für seine jungen Jahre. Aengstlich, da er die Mutter liebte, suchte er jede Veranlassung zu einem Zusammenstoß ihrer so verschiedenen Lebensanschauungen zu vermeiden und kämpfte seine böse Laune männlich nieder, um sie wenigstens nicht in Worte ausbrechen zu lassen. Aber seinem Antlitz konnte er nicht den Ausdruck des Frohsinns befehlen; je länger er still auf dem Sessel dasaß, der Mutter gegenüber, desto

stärker regte sich sein Unmuth, kaum hielt er noch an sich. Aufspringend reichte er der Mutter die Hand: „Auf Wiedersehen am Abend, ich muß noch in den Wald hinaus."

Zärtlich hielt sie ihn fest. „Mußt Du? Was quält Dich nur heute, Friedrich? Du solltest Dich hier von Deinen Mühen ausruhen, reinere Luft und volleren Sonnenschein genießen. Aber die Schönheit der Natur scheint keinen Eindruck auf Dich zu machen, willst Du wieder zu Deinen Freunden, in die Stadt?"

„Ich verstehe Deinen Vorwurf, liebe Mutter; kaum bei Dir angekommen sich wieder fortzusehnen, wie undankbar! Gieb mir nur noch einige Tage Ruhe, dann hoffe ich Alles überwunden zu haben und so zufrieden zu blicken, wie Du."

„Ja, was hast Du zu überwinden?"

„Du begreifst eben meine Empfindungen nicht; bitte, deute mir das Wort nicht übel. Du hast Dich darin ergeben, daß dieser Boden, auf dem Du noch vor Jahren Herrin warst, Andern gehört, daß sie mit ihrer Pracht Dir ins Angesicht spotten!"

„Wie Du wieder übertreibst und stürmst! Es ist kein glücklicher Zufall, daß Herr Erich Stupp gerade jetzt das Schloß bezogen hat, aber schwerlich hat er damit uns zu beleidigen gedacht. Zwischen uns hat das

Geschick eine so starke Schranke aufgerichtet, daß jeder von uns sicher auf seiner Seite weilen kann, der Andere wird ihn nicht belästigen."

„Du kannst vergessen, ich nicht", versetzte er hart. „Das ist im Grunde der ganze Unterschied zwischen uns. Wohin ich hier die Augen wende, begegnen mir die Spuren dessen, was meine Vorfahren gebaut, gethan. Sie haben aus dieser Gegend eine lachende, fruchtbare Landschaft geschaffen, Häuser und Schlösser und Kirchen gegründet; warum wandere ich nun auf diesen Stätten wie ein Heimathloser und Ausgestoßener umher?"

„So klagte der Vater auch. Als ob uns das Unheil gestern getroffen, als ob wir diesen und jenen dafür verantwortlich machen könnten! Ein Jahrhundert hat uns erhöht, ein anderes gestürzt. Und bist Du nicht Manns genug, Dir ein eigenes Schicksal zu bereiten?" Und da er schwieg, fuhr sie mit ihrer sanften Stimme fort: „Du wendest Dein Gesicht immer rückwärts, Friedrich, sieh doch muthig hinaus in die Zukunft, in ein neues Leben. Tausende erreichen niemals, was Du schon erreicht hast; eine ehrenvolle Bahn eröffnet sich vor Dir, mit Ehren durchschritt sie Dein Vater. Mußt Du denn all' Dein Dichten und Trachten an verlorene Wünsche hängen, an Hirngespinnste? Ich glaube an unheimliche Mächte, die in unser Dasein

hineingreifen, aber wir sind es, die ihnen den Zugang ebnen. Hätte doch schon der Großvater jenes Schloß verkauft, das für Deinen Vater die Wurzel seiner Sorgen und seines Elends wurde, das jetzt auch alle Deine Gedanken in Anspruch nimmt."

„Es ist die Stätte meiner Kindheit. Weißt Du es nicht mehr, wie Du mit mir auf den Rasenplätzen des Gartens gespielt? Siehst Du nie mehr im Traum das Steinbecken des alten Springbrunnens, darauf Du die Schiffe schwimmen ließest, die mir Jakob aus Borke geschnitzt? Und die langen, kühlen, halbdunklen Corridore, die Säle mit ihren halberloschenen Bildern, die stolzen alten Bäume .. nein, Du verhüllst Deine Augen, liebe, gute Mutter, Du hast es so wenig vergessen wie ich."

Eine Weile rührte sich nichts in der Laube, als das Rauschen der Blätter, und das Athmen des Windes. „Laß es dahin sein", sagte Frau Luise und nahm die Hand vom Gesicht. „Dahin und verloren. Du erweckst grausame Erinnerungen, die Dir wie mir Kummer ohne Ende schaffen. Es war auch nicht alles sonnig, als wir dort wohnten, Deiner Kindheit nur blieben die Sorgen Deiner Aeltern verborgen. Und auch sie, die sich jetzt unsers Besitzes freuen, werden ihren Antheil von

den Leiden des Lebens haben. Hoffe, beneide sie nicht, Friedrich ..."

„Leb' wohl, Mutter!" Hastig drückte er einen Kuß auf ihre Finger und verließ mit eilenden Schritten den Garten. Es war ihm unmöglich, länger in ihrer Gegenwart zu verweilen. Die Pläne des Ehrgeizes, der Rache, die seine Stirn durchzuckten, hätten ihre Seele nur zerrissen. Besser, er trug seine Verzweiflung allein. In der Hauptstadt, mit den Pflichten seines Amts beschäftigt, in seinen Arbeiten verloren, hatte Friedrich weniger diesen Stachel des Schmerzes empfunden. Dahin und dorthin wurden seine Gedanken abgelenkt, die Menschen, mit denen er in Berührung kam, kannten seine früheren Verhältnisse nicht, wußten nichts von der Vergangenheit seines Geschlechts. Hundertmal hatte er in den fünf Tagen, die er bei der Mutter während der Gerichtsferien zugebracht, seine Thorheit verwünscht, welche ihn aus dem sicheren Asyl hierhergeführt — hierher, wo Jeder neugierigen Auges auf ihn schaute, wo jeder Baum und Stein ihn an glücklichere Tage gemahnte. Zu seinem und ihrem Herzleid hatte er den Bitten der Mutter nachgegeben, die den Sohn nach jahrelanger Abwesenheit wieder in die Arme schließen wollte. Der kurzen Freude des Wiedersehens folgten Aufregungen, Schmerzen. Die Heimath zeigte dem

Heimgekehrten ein strenges, hartes Gesicht. In der ganzen Gegend lebte noch vielgeschmäht und gescholten das Gedächtniß seines Vaters. Man konnte ihn keiner ungesetzlichen Handlung beschuldigen, aber man warf ihm seine Unerbittlichkeit, den grausamen Haß vor, mit dem er seine politischen Gegner verfolgt. Während des Aufstandes in Baden hatten auch in dieser Landschaft Tollkühne Tumulte angestiftet und den öffentlichen Frieden gebrochen. An die Spitze eines außerordentlichen Gerichtshofes gestellt, belegte Franz Dillburg damals die Schuldigen mit den schwersten Strafen, wie bei allen ähnlichen Processen war mehr als ein Unschuldiger unter den Verurtheilten. In Jammer und Elend hatte er viele Familien gestürzt, diese waren ausgewandert, jene hatten dreizehn Jahre im Kerker geschmachtet und waren nur durch eine Amnestie, die der neue Fürst bei seiner Thronbesteigung erlassen, daraus befreit worden. Wohin darum Friedrich auf diesen Boden trat, beschwor er feindliche Empfindungen und Erinnerungen gegen sich herauf. Ahnungslos, daß sich so große und schwere Feindschaften gegen ihn gesammelt, war er gekommen; nun aber reizte es ihn, Allem zu trotzen. Er verachtete die öffentliche Meinung, von jeher hatte er die politischen Grundsätze seines Vaters getheilt. Zu viel verdankte sein Geschlecht dem Königthum, als daß ein Dillburg

die Krone in ihrem Kampf wider die anschwellende Fluth der Volksherrschaft hätte in Stich lassen können. Jedem wollte er gerne eine gewisse freie Bewegung im gewohnten Leben gönnen, aber ein Recht, in Staatsdingen mitzusprechen, besaß nach seiner Meinung der Adel allein. Den unbeschreiblichsten Widerwillen empfand er, wie die meisten scharfsinnigeren Denker, gegen die moderne Form der Staatsleitung, die wir die constitutionelle nennen; gegen ein System, das auf den unhaltbarsten Voraussetzungen beruht, den Mächtigen das Schwert in den Händen läßt und die Schwachen durch ein Blatt Papier und den durchlöcherten Schild der Gesetzlichkeit zu schirmen wähnt. Nur fand er in der Heimath Niemand, der seine Meinungen billigte. Schweigend zogen sich selbst seine Jugendfreunde von ihm zurück. Dazu mochte sein Trübsinn, sein scheues und abstoßendes Wesen eben so viel wie seine politische Gesinnung beitragen: der Erfolg war derselbe, Friedrich grübelte sich immer tiefer in Menschenhaß und Weltverachtung hinein.

Dicht hinter dem Hause der Mutter stieg der Weg eine waldige Anhöhe empor, ihn hatte der junge Mann eingeschlagen. Hier beobachteten wenigstens nicht wie in den Straßen des Fleckens neugierige Blicke seine Schritte. Trotz des heißen Tages wehte vom Strome und aus dem Waldgrunde eine kühlere Luft, leichter hob sich die

beklemmte Brust. Einsam ging Friedrich den stillen Waldsteg. Bis auf das leise Summen der Käfer und das Gesäusel in den Wipfeln ruhte alles Leben umher. Hier voller und glänzender, dort gebrochener durch Zweige und Gebüsche lag das Sonnengold auf dem trockenen graugrünen Rasen. Eichen wechselten mit Buchen und Linden in der Runde. Aber Friedrich war kein liebender Betrachter der Natur, seine Gedanken und Wünsche flüchteten aus ihren magischen Kreisen in den bewegten Strudel des Lebens. Oben auf der Spitze des Felsens hielt er inne. Von der uralten Feste der Dillburgs erhob sich noch eine epheuübersponnene Mauer, Steine waren weithin über den Boden gestreut, Haidekräuter, Gras und Moos wucherten aus der Erde und den Fugen der zersplitterten Mauerstücke. Dieser melancholische Ort mußte eine besondere Anziehungskraft haben; als er den Gipfel erreicht, bemerkte Friedrich einen Mann im grauen Rock, der abgewandt von ihm auf einem Stein saß und nach Osten in das tiefer gelegene Land hineinsah. An seiner gebückten Haltung, seiner Kleidung und der schwarzen seidenen Mütze auf seinen spärlichen grauen Haaren erkannte ihn Friedrich. „Guten Tag, Rupert“, sagte er, ihm leicht auf die Schulter schlagend. „Sie sind's, Junker“, fuhr der Angeredete in die Höhe. „Ich dachte mir's wohl, daß Sie kommen würden.“ —

„Warum?“ — „Herr, bin ich doch der Einzige, mit dem Sie von den alten Zeiten reden können; von Ihrem Herrn Vater und dem reichen Schuft dort unten, der Sie um Ihr Gut gebracht.“ Dabei wies er mit der Hand in die Ferne, wo auf einem etwas niedrigeren Hügel als der war, auf dem sie weilten, weißschimmernd im Sonnenglanz sich ein Schloß mit Thürmen, Erkern und Balkonen aufbaute.

Friedrich's Gesicht verdüsterte sich. „Halte Deine Zunge im Zaum, Rupert“, sagte er indeß, „Du redest Dich noch in das Gefängniß hinein; Erich Stupp ist reich und ein unversöhnlicher Feind, hat man ihn gereizt.“

„Mögen sie mich doch in das Loch stecken, wenn ich nur meinem Grolle gütlich thun kann“, murrte der Alte und richtete sich auf. Eine starke knochige Gestalt, mehr aus Gewohnheit als aus Schwäche vornüber geneigt. Zwei heftigere Feinde des Kaufherrn hätten nicht leicht zusammentreffen können, als der junge Dillburg und der alte Rupert. Bis zum Verkauf des Schlosses hatte Rupert als Kastellan darin gewaltet. Sein Großvater war schon in demselben Amt gewesen, wie ein Stück der Erbschaft hatte es die Familie angesehen. Auch ihre Geschicke waren mit den Mauern, die jetzt ein Anderer besaß, aufs innigste verwachsen. Mit wun=

dem Herzen hatte sich Rupert losgerissen, aber weder wollte er einem neuen Herrn dienen, noch war Erich Stupp geneigt, einen treuen Diener der Dillburgs in seinem Hause zu dulden. Für seinen Unterhalt brauchte der Alte nicht zu sorgen; er hatte sich ein kleines Vermögen durch Fleiß und Glück erspart, sein Sohn war Förster in dem am jenseitigen Ufer gelegenen königlichen Forste, seine Tochter gut verheirathet an einen Gastwirth auf der Kunststraße, die den Fluß entlang zur Stadt führte. Die Kinder hatten ihm angeboten, abwechselnd die eine Hälfte des Jahres im Walde, die andere in der großen Wirthschaft bei ihnen zu wohnen, er aber es vorgezogen, in der Nähe des Schlosses zu bleiben. Außerhalb des Fleckens lag ein kleines, hölzernes Haus, darin lebte er; ein altes Mütterchen sorgte nothdürftig für die Wirthschaft. Täglich sprach er bei der gnädigen Frau Luise vor und war hocherfreut, wenn sie ihm irgend eine Bestellung auftrug, einen Dienst von ihm forderte. Er hatte sich einen Gemüsegarten angelegt, darin zu arbeiten machte seine liebste Beschäftigung aus. Viel streifte er in der Gegend umher, in grauem Rock, mit einem mächtigen Knüttel, als gälte es, sein Leben zu vertheidigen. Mit den Wenigsten redete er, verkehrte freundlicher mit Keinem und lebte still und starr vor sich hin. Für ihn war die

Ankunft des jungen Friedrich eine wahre Erquickung. Wie sehr auch Jahre, Stand und Bildung beide Männer von einander schieden, ein gemeinsamer Haß einigte sie. Dabei hatten sie merkwürdig genug ihre Rollen getauscht; die des Besänftigers fiel dem jungen Friedrich zu. Rupert hatte seinen Ingrimm so lange in sich verschlossen, daß er nun, bei der ersten sich darbietenden Gelegenheit in einer schrecklichen That auszubrechen drohte. Von fern her war dieser Stupp gekommen, um ihn von Haus und Hof zu vertreiben; so faßte er die Sache auf; ein durch den Schweiß und die Ausnutzung seiner Arbeiter reich gewordener Glückspilz, ein Gottesläugner und Feind des Königs. Man würde kein großes Unrecht thun, meinte er öfters zu Friedrich, wenn man dem das Schloß über dem Kopf ansteckte, lieber möchte es ein Trümmerhaufe, d'rin Krähen und Dohlen nisten, als eine Wohnung für die Stupp's sein. Friedrich mußte den alten Mann fort und fort zur Ruhe mahnen, ihm vorhalten, daß jede Gewaltsamkeit zuletzt doch nur auf sein eigenes Haupt zurückfallen würde, daß die Stupp's in gerechtem, unantastbaren Besitz wären. „Da sei solch' Recht zu den Teufeln in die Hölle verflucht!" sagte der Alte darauf. Was Friedrich im Gebiete des Staatsrechts theoretisch behauptete, daß die Macht besser und würdiger ist, als

alles Recht, wollte Rupert einmal praktisch gegen Erich Stupp beweisen.

Auf den Steinen saßen die beiden Männer noch eine längere Frist, wortlos, in den Thalgrund hinabblickend. „Wie geht es der gnädigen Frau Mutter?“ begann Rupert zuerst, „als ich im Hause vorsprach, traf ich sie nicht.“ — „Ihr geht es gut, sie ist eine sanfte und nachgiebige Frau.“ — „Gott erhalte sie Ihnen, Junker.“ — „Sie war heute in der Frühe schon an dem Waldsaum, ein Haus ist dort in der Nacht abgebrannt und die Leute sind hülflos, sie sollen Alles verloren haben.“ — „Die gnädige Frau war immer ein Schutzengel der Armen.“ — „Hast Du das Feuer nicht gesehen?“ — „Ob ich es gesehen! Ich war gleich aus meinem Garten hinaus und einer der ersten am Orte. Da war nichts mehr zu retten; das Nest liegt auf einer steilen Höhe und rings umher fehlt es an Wasser.“ — „Es sollen gute Leute sein, die das Unglück betroffen hat.“ — „Der Mann arbeitet im nahen Steinbruch, der auch dem Stupp gehört, der mag für ihn sorgen.“ — „Und die Frau, erzählte mir die Mutter, hätte uns im Schlosse gedient.“ — „Die Gertrud? Ja! Das ist eine verwickelte Geschichte.“

Damit versank er in sein früheres Stillschweigen und Friedrich hatte nicht die geringste Lust, diese ver-

wickelte Geschichte aus Rupert's Munde zu erfahren. Ihm entlockten die Geschicke der Andern keine Theilnahme; er konnte die Armuth unterstützen, aber ihre Klagen anzuhören, war er zu hochmüthig. Noch blieb er, den Kopf auf den Arm gestützt, auf dem Steine sitzen. Die Sonne stand ihnen im Rücken und die Gründe zu ihren Füßen füllten sich mit tieferen Schatten.

„Willst Du mich begleiten? Ich gehe zum Walde und zum Fluß hinab", wandte er sich an Rupert.

„Wenn es dem Junker recht ist; ich könnte dabei nach meiner Tochter sehen."

„Warst Du so lange nicht in der Sonne?"

„Rose's Mann gefällt mir nicht mehr; schwatzt fortwährend von der schlechten Regierung und daß er nach Amerika auswandern müßte, wenn's nicht bald besser im Lande würde. Was hat solch' ein Gelbschnabel sich um das Land zu kümmern? Aber die neumodische Weise greift um sich; in den fünf Jahren, daß unser seliger Herr im Grabe liegt, ist viel Wasser in den Rhein geflossen und viel Unkraut gesäet worden."

Die letzten Worte verschluckte er halb, auch hörte sie Friedrich nicht; denn er war schon aufgestanden und schritt den gewundenen Pfad von der Höhe nieder, in respectvoller Entfernung folgte ihm der Alte, der trotz

des längst gelösten Verhältnisses sich noch immer als der Diener des jungen Herrn von Dillburg betrachtete.

Auf dieser Seite des Berges trat der kahle Fels hervor, nur an wenigen Stellen war er mit Erde bedeckt und spärlich übergrünt. Die Bäume, die ehemals hier gestanden, waren niedergeschlagen, neue Anpflanzungen nicht geschehen. Aus der Tiefe grüßten dagegen die hohen Wipfel, das schillernde Band des Flusses. Rasch auf den Füßen, wie sie es waren, hatten die Männer nach einem kurzen, angestrengten Gange das Thal erreicht.

„Was giebt's dort drüben?" deutete Friedrich nach der andern Seite und blieb stehen. „Was wollen die Menschen dort?"

„Da stand gestern noch die Hütte Bernhard's, die Leute sind wohl hinübergegangen, um sich die Brandstätte anzuschauen und sich allerlei in die Ohren zu zischeln."

„Im Ernst, Rupert, Du führst die wunderlichsten Reden. Ist da etwas gegen die Gerechtigkeit geschehen?"

„Kann wohl sein! Das Recht wird ja überall gebeugt." — „Die Hütte ist angesteckt worden?" — „Ich sage nicht: nein!" — „Aber von wem?" In Friedrich erwachte jener „criminalistische" Zug junger Rechtsgelehrten, die in einer verwickelten Frage, in der Auf-

klärung eines geheimnißvollen Vorgangs ihren Scharfsinn üben wollen. Was er nun von dem Alten auf ihrem Gange zur Brandstätte erfuhr, befriedigte seine Neugierde in keiner Weise. Bernhard und Gertrud waren seit zwei Jahren verheirathet und ihre Ehe hatte bisher für eine der glücklichsten gegolten. Schätze hatten sie nicht, aber gesunde Arme und frische Herzen. Es ging ihnen knapp, doch war die eigentliche Noth ihnen fern geblieben. Erich Stupp bezahlte seine Arbeiter im Steinbruch ausreichend, durch Fleiß und Geschicklichkeit hatte sich Bernhard zu einer höheren Stellung aufgeschwungen. Das war vor etwa sieben Wochen geschehen und damit, nach Rupert's Ansicht, das Unglück über Bernhard gekommen. Seine Ehe erlitt eine gefährliche Störung. Auf dem Schlosse weilte ein Neffe Erich Stupp's., Waldemar, ein junger Mann, aus London, wo er die Handlung gelernt, zurückgekehrt; Rupert schilderte ihn in den schwärzesten Farben, als einen geldstolzen, sittenlosen und boshaften Menschen; der sollte der schönen Gertrud nachgestellt und ihre Liebe gewonnen haben. Darüber hätte sich Bernhard der Faulheit, dem Müßiggang und dem Trunk ergeben.. „Und doch nicht in der jüngst vergangenen Nacht sein Haus angesteckt?" unterbrach Friedrich den Erzähler. — „Muß er es denn just gewesen sein?" erwiederte Rupert mit listigem Blick. —

„Du willst doch nicht sagen, daß Herr Waldemar Stupp ein Mordbrenner sei? Welche Flausen stecken in Deinem Kopf, Alter!" — „Wer kann wissen", .. weiter ent- entgegnete Rupert nichts auf das ungläubige Lachen Friedrich's.

Indessen hatten sie sich dem Schauplatz des Unglücks genähert. Unten, am Fuß des Hügels, auf dem das Haus gelegen, wogte die Volksmenge auf und ab, im eifrigsten Gespräch, in Reden für und wider. Es war an einem Sonnabend, die Arbeiter hatten eine Stunde früher als an den andern Tagen der Woche im Steinbruch und in den Eisenfabriken umher zu arbeiten aufgehört. Aus dem Flecken waren neugierig Männer und Frauen hinausgegangen; etwas mußte doch an den Erzählungen Rupert's wahr sein, Friedrich hätte sich sonst nicht die allgemeine Theilnahme erklären können, die das Ereigniß in allen Schichten des Volkes zu erregen schien. Frau Gertrud, hieß es, halte sich in der Hütte einer armen Frau auf, einer Verwandten von ihr, man zeigte Friedrich jenseits eines kleinen Bachs, der hier aus den Bergen kommend vorüberfloß, das Häuschen, dorthin habe sie sich mit ihrem Kinde beim Ausbruch des Feuers gerettet, im bloßen Hemde sei sie aus dem Fenster gesprungen, so nahe sei es ihr an das Leben gegangen. „Und wo ist der Mann?" fragte

Friedrich. Darauf gab man ihm keine Antwort, man zuckte die Schultern, man sah ihn mißtrauisch von der Seite an. Einige flüsterten mit einander: „Es ist Dillburg's Sohn!“ — „Er soll noch schlimmer sein, als der Alte.“ — „Sie trauen uns Arbeitern da oben nicht.“ — „Ueberall haben sie ihre Spione.“ Weder Friedrich noch Rupert beachteten solche Worte, in denen sich das Mißtrauen der Menge gegen den Sohn des verhaßten Präsidenten und ihre Besorgniß, mit der Justiz in Berührung zu kommen, aussprach. Eine rohe Holzbrücke führte über den Bach zu dem Hause hin, darin Gertrud ein Obdach gefunden. Einmal in die abenteuerliche Geschichte hineingerathen, wollte Friedrich ihren Verlauf verfolgen und eben über die Brücke schreiten, als er einen Weinschenk aus dem Flecken traf. Der war, schon seines Gewerbes wegen, mittheilsamerer Natur; er kam von der unglücklichen Frau und mußte seine ganze Wissenschaft so schnell als möglich an den Mann bringen. Seit dem Morgen sei der Bernhard fort, Niemand könne sagen, wohin; die Landgensdarmen seien ihm nachgeschickt, denn dringender Verdacht läge vor, er selbst habe das Feuer angelegt, drinnen sitze nun die arme, verlassene Frau, verstört, verwirrt, abwechselnd herze sie ihr Kind und zerraufe sich die Haare, es sei ein klägliches Schauspiel.

„Und Sie glauben an Bernhard's Schuld?"

„Bewahre! Ich habe nicht ja, nicht nein gesagt, Herr von Dillburg. In der letzten Zeit soll es mit ihm nicht ganz richtig gewesen sein — eifersüchtige Grillen, viel Gezänk. Aber man muß nicht Alles an die große Glocke hängen und das Schlimmste für das Wahrscheinlichste halten. Manche Leute" — und hier traf sein Blick Rupert — „manche Leute hören das Gras wachsen und verläumden die ehrenwerthesten Männer. Man haßt den braven Herrn Stupp, man hetzt die Arbeiter gegen ihn auf, man" ...

„Was soll mir das Alles?" entgegnete Friedrich in kühlster Ablehnung. „Ich kenne Herrn Stupp nicht und seine Verhältnisse gehen mich nichts an."

„Mich ebenso wenig, allein ich kann die Unruhstifter nicht leiden" — und wieder blickte er mit eigenem Augenblinzeln Rupert an, der kaltblütig seinen grauen, militairisch geschnittenen Schnurrbart drehte und sich an dem Eifer des Weinwirths ergötzte. „Und wenn Sie Herrn Stupp nicht kennen, so mögen Sie jetzt die Bekanntschaft seiner Tochter machen: da kommt Fräulein Thekla Stupp."

Drüben auf der Schwelle der Hütte erschien eine schlanke Mädchengestalt; sie drückte einer alten Frau die Hand, winkte ihr zurück zu bleiben und näherte sich

der Brücke. Eine peinliche Verlegenheit bemächtigte sich Friedrich's. Was sollte er thun? Bleiben wie Gehen war gleich bedenklich; er und Thekla waren Nachbarskinder. Trotz der Feindschaft ihrer Väter war nicht jeder Verkehr zwischen ihnen unterblieben. Zuweilen waren sogar Pausen in dieser Feindschaft eingetreten, wo die Väter eine Annäherung ihrer Kinder nicht ungern sahen: so noch kurz vor dem Bankerott Dillburg's, als die Stadt dem Fürsten ein prächtiges Fest gegeben und Thekla und Friedrich zusammen in einem lebenden Bilde gestanden. Das Alles fiel jetzt Friedrich schwer auf das Herz. Offenbar hatte sie ihn schon vom andern Ufer her erkannt; wenn er sich entfernte, ohne sie zu erwarten, mußte sie ihn nicht der Unhöflichkeit zeihen? Und wenn er blieb, konnte er sie begrüßen, mit ihr reden? Schneller als seine Ueberlegung zu einem Entschlusse reifte, war Thekla indeß über die Brücke gekommen; mehr unwillkürlich als absichtlich griff er nach seinem Hut. Ihm war es, als dankte sie mit besonderer Freundlichkeit, als weilten ihre Augen länger, mit bewegterem Ausdruck auf ihm . . „Herr von Dillburg“; so sprechend näherte sie sich ihm, streckte ihm halb, wie zum Willkommen, die Hand entgegen, zog sie aber schüchtern wieder zurück, da er keine Bewegung machte, die dargebotene zu ergreifen. „Mein Fräulein!“ Nun erst,

aus seiner Verlegenheit, schien auch ihr eine Ahnung des Bedenklichen und Peinlichen bei diesem Zusammentreffen aufzudämmern. Aber sie glaubte doch auch wieder schon zu weit gegangen zu sein, um ohne Aufsehen zurücktreten zu können, und begann mit leise zitternder Stimme ein Gespräch, anknüpfend an das Unglück, das sie hergeführt. Friedrich antwortete einsilbig; inzwischen war auch ihr Wagen, der wegen der Menge beiseit gefahren, herangekommen; sie stieg ein und grüßte noch einmal den jungen Mann. So dicht hatten sich die Menschen zusammengedrängt, daß der Kutscher nur langsam fahren konnte und Friedrich, der nicht von seinem Platze gewichen war, noch lange den flatternden Schleier ihres Huts im Auge behielt. Als der Wagen den Wald erreichte, begegnete ihm ein Reiter auf einem lichtbraunen Pferde, er wechselte einige Worte mit dem Fräulein und ritt dann nebenher in den Wald hinein.

Bei dem Anblick des Reiters hatte Friedrich eine jener unerklärlichen Empfindungen des Unbehagens und Widerwillens gefühlt, die für unser künftiges Verhältniß zu dem entscheidend sind, dessen Erscheinung sie in uns erregte. Der Zufall gefällt sich darin, unsere scheinbar grundlose Abneigung durch Thatsachen zu bestärken, uns in Zwistigkeiten mit dem Gegner zu verwickeln. In diesem Vorgefühl blickte sich Friedrich nach Rupert um, von

ihm den Namen des Reiters zu erfahren oder nur eine Bestätigung seiner Vermuthung, daß es Waldemar Stupp wäre. Allein der Alte hatte sich im Gedränge verloren; einsam machte sich Friedrich Bahn durch die Volksmassen. Einzelne hatten wie er dem Wagen des Fräuleins nachgeblickt und den Reiter bemerkt, böse Worte und Verwünschungen sandten sie ihm nach. Es war denn wirklich Waldemar Stupp, der einzige Neffe des reichen Kaufherrn, und auch Rupert's Meinung, daß er sich um die schöne Gertrud beworben, fand hier und dort in der Menge einen Verfechter. „Und diesen Laffen soll das gute Fräulein heirathen", sagte einer, „es ist Jammerschade." — „Der alte Stupp wird doch nicht ein solcher Narr sein?" — „Sie sind so gut wie verlobt." — „Daß sich die Heiligen des armen Mädchens erbarmen!" — „Geht doch mit den Heiligen! Dem Alten müßten die Augen über den sauberen Neffen aufgeknöpft werden." Nur obenhin hörte Friedrich alle diese Reden, zu erfüllt, zu beschäftigt war seine Seele von dem Wiedersehen Thekla's. An glücklichere Zeiten erinnerte ihn das Mädchen, wo er den Druck seines Daseins noch nicht gefühlt, der Glanz der Dillburgs nicht erloschen war. Wie hatte auf dem letzten Feste, das sie zusammen erlebt, der Fürst seinen Vater ausgezeichnet, wie war er beneidet worden! Damals hätte

es sich die bürgerliche Thekla Stupp beinahe als eine Ehre anrechnen müssen, daß er, der junge Cavalier, nicht von ihrer Seite gewichen, daß ein Strahl der Majestät auch sie getroffen. Friedrich that sich mit solchen Gedanken selbst unrecht, sie entsprangen aus seiner Verbitterung und seiner Lage. Im Glück, in der Freude des Festes war er viel zu jung und harmlos gewesen, um seinem Adel ein sonderliches Gewicht beizulegen und seine Empfindungen für seine schöne Tänzerin und Tischgenossin grüblerisch zu untersuchen. Da war sie die kleine, hübsche Thekla, mit der er so oft, obwohl es der Vater nicht gern sah, auf dem Schulwege geredet, mit der er denselben Tanzunterricht genossen. Denn merkwürdiger Weise machen die Tanzlehrer keinen Unterschied zwischen den Kindern des Adels und denen des Bürgerstandes, zwischen Weißen und Rothen — eine Verachtung aller Grundsätze der Ordnung und Sittlichkeit, über die Friedrich heute entrüstet war.

Es war kein Wunder, wenn er, in solche Grübeleien verstrickt, nicht mehr an das Wirthshaus dachte, das er mit Rupert hatte aufsuchen wollen, und statt den geraden Weg zu ihm einzuschlagen, sich tiefer in den Wald verlor. Der Wald war ein altes Besitzthum seines Hauses gewesen, aber die eine Hälfte hatte man schon zur Zeit

der französischen Revolution an die Gemeinde des Fleckens verkauft, die andere in der Nähe des Schlosses Erich Stupp erstanden. Eine große Lichtung, die sich bis zu dem Flusse ausdehnte, trennte beide Theile, Friedrich aber achtete der Grenze nicht und befand sich, ehe er es ahnte, auf dem Grund und Boden derer, die er sich nun einmal gewöhnt hatte als seine Feinde zu betrachten. Sanft stieg der Steg, den er verfolgte, an, bog darauf seitwärts in eine breite stattliche Buchenallee ein und lief auf dem Rücken des Hügels entlang. Wie im Traum wandelte Friedrich und schrak zusammen, als er das Schloß vor sich liegen sah. Für ihn war es wirklich wie aus dem Boden gewachsen. Der Urgroßvater hatte es Monplaisir genannt und der Name war seitdem in der Familie geblieben, während die Umwohner fortfuhren von Schloß Dillburg zu reden. Auch der neue Besitzer hatte darin nichts geändert. Dennoch hatte das Gebäude selbst durch ihn eine große Umwandlung erfahren. Das Verfallene und Verkommene war verschwunden. Alles prangte in neuem Glanze. Einen Eckthurm, der die Façade entstellte, hatte der Kaufherr abbrechen lassen und dem Ganzen einen gleichmäßigeren Charakter — dem der französischen Schlösser des Renaissancestils nicht unähnlich — gegeben. In der Front des Stockwerks, das er aufgesetzt, waren je

zwischen zwei Fenstern Nischen angebracht und mit Statuen, Gestalten der griechischen Mythologie, geschmückt. Musicirende Engel zierten in Hautreliefs die Fensterwölbungen. Staunend und unwillig betrachtete Friedrich das Gebäude: das alte Haus war nicht wieder zu erkennen; Barbarei schalt er in seinem Herzen die Aenderungen, die man vorgenommen. Jeder Schmuck des Alterthümlichen und Romantischen fehlte, eine gewisse Nüchternheit war trotz der steinernen Arabesken, Reliefs und Figuren darüber gebreitet. Die drei Linden vor dem Portal, Friedrich's Freude, hatte Stupp niedergeschlagen und so eine weite Aussicht auf den Fluß und die Fahrstraße hin gewonnen; von einem Balkon des zweiten Stockwerks mußte man jetzt sogar die grünen Fluthen des Rheins gewahren. Der schärfste Pfeil des Schmerzes aber war Friedrich noch vorbehalten. Auf dem Platz vor dem Schlosse sah er mehrere Arbeiter, sie schienen eben erst ihr Geschäft beendigt zu haben; was sie vollführt, darüber blieb er nicht lange im Zweifel. Ueber dem freistehenden Portal, wo sonst von zwei Greifen gehalten das Wappenschild seines Hauses geprangt, hatten sie ein neues Bildwerk aufgestellt: wider seinen Willen schaute er zu ihm hinauf, es war eine Gruppe in Erz: ein St. Georg, der den Drachen niederstößt; für die Höhe des Thores etwas

zu klein gerathen, machte das Werk, näher betrachtet, doch keinen ungefälligen Eindruck. Die Formen waren richtig, die Bewegung lebendig und schwungvoll. Darunter stand in goldenen Buchstaben die Inschrift: „Dem Rechte Schutz, dem Unrecht Trutz.“ Ein anderer, als Friedrich, würde bei diesem Anblick ein herzliches Gelächter nicht unterdrückt haben: ein reicher Kaufmann und Fabrikant, der seine Villa gleichsam dem heiligen Georg widmet und sie, wenigstens der Inschrift nach, zu einer „Herberge der Gerechtigkeit“ macht, fällt vielleicht ohne es zu wissen aus seiner Rolle und wird ein Gegenstand des Humors. Zu solchen Betrachtungen war Friedrich zu ernsthaft und schwermüthig, er hatte nur Sinn und Schmerz dafür, daß man sein Wappen von der Stelle entfernt, auf der es Jahrhunderte geprunkt; wie ausgelöscht von der Tafel der Lebendigen kam ihm sein Name vor. Zornig drückte er den Hut in die Stirne und wandte sich um, nach dem Weg, den er gegangen, zurück; an den lachenden und jubelnden Arbeitern mochte er nicht vorübereilen, wie leicht könnte ihn einer erkennen! Da hörte er eine Stimme hinter sich rufen: „Herr von Dillburg“ .. und ein kleiner, wohlbeleibter Mann, mit spärlichem grauen Haar an den Schläfen und klug blitzenden Augen, die seine Jahre Lügen straften, trat ihm entgegen, den Strohhut in der

Hand. „Herr von Dillburg“ .. Röthe und Blässe wechselten in Friedrich's Angesicht: der ihn so begrüßte, war Erich Stupp, und in seiner raschen und liebenswürdigen Lebendigkeit, ließ er den jungen Mann gar nicht zur Sammlung kommen: „Meine Tochter hat mir so eben von Ihrem Hiersein erzählt, daß sie sich einander schon begrüßt; seien Sie auch mir freundlich willkommen, Herr von Dillburg! Ja, der Rhein, der Rhein! Wer an seinen Ufern geboren ist, den zieht's immer wieder dahin zurück. Wie wird sich Ihre Frau Mutter freuen, Sie einmal wieder zu haben.“

Gern hätte Friedrich den alten Herrn wie einen Lästigen von sich abgeschüttelt oder wäre ihm rauh und heftig begegnet, allein die aristokratischen Formen, in denen er erzogen, erlaubten einen solchen Verstoß gegen die Sitte nicht. Der letzte Vorzug des Edelmanns gegenüber dem Bürgerlichen bleibt die Feinheit und das Rücksichtsvolle seines Benehmens. „Meinen Dank für Ihre herzliche Begrüßung, Herr Stupp“, entgegnete er darum nur mit ablehnender Kälte. „Ich hätte eher einen Verweis verdient, daß ich ohne Erlaubniß den Fuß auf Ihren Boden gesetzt.“

„In der That? Da möchte ich Ihnen eine Strafe auferlegen. Was halten Sie von meinem St. Georg? Er steht erst seit drei Stunden und es hat den wackern

Leuten dort Mühe genug gekostet, ihn zum Stehen zu bringen."

„Ich bin kein Kunstkenner."

„Oho, hatten Sie nicht bei dem Königsfeste die schönsten Bilder erfunden?"

„Für den König, nicht für die Freiheit."

„Hm!" Herr Erich Stupp schob seine Hände in die weiten Taschen seines Sommerrockes, kniff seine hellgrauen Augen ein wenig zusammen, öffnete sie dann und schaute Friedrich mit durchdringendem Blicke an. „Noch immer der alten Meinung?"

„Ich hoffe, Herr Stupp wird von meiner Wahrhaftigkeit und Unerschütterlichkeit gerade so überzeugt sein, wie ich von der seinigen."

„Ich bin's. Aber wir Alten hoffen und wünschen stets, die Erfahrungen des Lebens würden die Jungen allmählig zu unsern Ansichten bekehren."

„Mit noch größerem Rechte könnten wir Jungen erwarten, daß uns das Alter in der Heilighaltung des Königthums und der staatlichen Ordnung ein Beispiel gäbe."

„Das erwarten Sie von mir nicht, Herr von Dillburg", lachte gutmüthig Herr Erich Stupp. „Der Drache, den mein St. Georg niederstößt, ist das Unrecht, die Gewaltthat und die Tyrannei. Ich liebe die

Könige nicht und habe keine Ursache, sie zu lieben. Den Adel knüpft zum Theil ein persönliches Band an den Fürsten, er hat mit dem Monarchen ein sehr natürliches Interesse an der Aufrechthaltung des gegenwärtigen Zustandes" . .

„Sie etwa nicht?" fragte Friedrich bitter.

„Nicht das geringste. Ich hatte Glück und hab' redlich gearbeitet. Warum sollt' ich mit Fleiß und Glück in Amerika nicht dasselbe erworben haben, wie hier? Gewiß hätte ich dort nicht so viel Strafgelder zu bezahlen brauchen, wie im Vaterlande."

Ein politisches Gespräch übte eine eigene Anziehungskraft auf Friedrich aus. Dabei lag in dem Wesen des Alten ein Etwas, das man achten mußte, dem man nicht gram werden konnte. Auch wollte sich Friedrich nur in seinem Trotz nicht gestehen, daß die Freundlichkeit der Tochter und des Vaters ihn wohlthuend berühre, heimlich empfand er doch die Wirkung. „Warum verlassen nicht Alle, die wie Sie denken, das Land?" entgegnete er auf Stupp's letzte Aeußerung.

„Da wären Sie freilich der Unruhstifter los, allein wir haben die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß die Mehrzahl einmal unsere Ansichten theilen und — was noch besser ist — auch die Macht haben wird, sie zu verwirklichen."

„Niemals!"

„Kommt Zeit, kommt auch Rath und That. Ja, Herr von Dillburg, wenn der Gedanke der politischen Freiheit so kurzlebig wäre, wie Sie oder ich, dann könnte unsere Sache als eine verlorene erscheinen. Aber Sie sehen wohl die Könige sterben, doch die Freiheit und die Revolution nicht."

„Giebt Gewalt Recht? Wollen Sie mit der Guillotine eine neue Weltordnung schaffen?"

Herr Erich Stupp zuckte die Schultern. „Nicht wahr, ich bin kein Robespierre? Indeß erschrecken Sie mich mit der Guillotine nicht. Bis Sie selbst kein anderes Mittel erfunden haben, Ihre Gegner zu bändigen und zu bekehren, als Ketten, Pulver und Blei, behalten wir die Maschine als Vogelscheuche."

„Sie hegen den Wahn des dritten Standes, man könne die Revolution in der Mitte ihres Laufes durch ein Zauberwort festbannen. Umsonst, diese wilden Rosse sind nicht zum Stillstand zu bringen. Haben Sie ihnen einmal die Zügel schießen lassen, rasen sie unaufhaltsam bis zum Ende der Welt. Man fragt nach der Ursache, die Napoleon trieb, beständig Krieg zu führen. Bald klagt man seinen Ehrgeiz an, bald schiebt man seiner Leibesbeschaffenheit die Schuld zu. Ich glaube, er fand in dem Kriege das einzige Mittel, sich der entfesselten

Massen zu entledigen. Er konnte nur Herr in Frankreich bleiben, indem er die Unruhigsten auf den Schlachtfeldern sterben ließ. Jetzt hat der Drang nach Besitz und Reichthum kriegerische Gelüste aus dem Volke verbannt, mit Siegen und Eroberungen wird man die hungernde Menge nicht mehr abspeisen. Wenn Sie mit ihr den Thron umstürzen — angenommen, Sie könnten und wollten es — wird der nächste Angriff der Revolution nicht dem Eigenthum gelten?"

„Damit hat Ihr seliger Herr Vater mich nach dem tollen Jahre eingeschüchtert", meinte Herr Stupp, „seitdem bin ich klüger geworden. Der Umsturz der Gesellschaft: es klingt fürchterlicher, als es in der Wirklichkeit sein wird. Der Eine prophezeit das Chaos, der Andere das goldene Zeitalter, nach der Vernichtung der despotischen Willkür, unter der wir, trotz der Verfassung und ihrem Firlefanz, leben. Warten wir es ab, lieber Herr von Dillburg, zur Vollkommenheit wird dem neuen Zustande noch Vieles fehlen, aber besser als der alte ist er gewiß. Ich war zweimal, auf Geschäftsreisen, drüben in Amerika: eine Weise des Lebens ist dort, die mir nicht zusagt, indeß von europäischen Vorurtheilen wird man von der gesunden Luft im Nu geheilt. Jeder treibt, redet und handelt, was und wie er will, Alles hat einen großartigen Charakter, bei allem Humbug,

Schwung und Glanz. Die Maschine geht ohne König und sogar ohne die nothwendigen republikanischen Tugenden, Ehrlichkeit und Enthaltsamkeit, die Bestechung soll an der Tagesordnung sein. Meinetwegen; weder in Monarchien noch in Republiken werden die Menschen zu Engeln; ein unverlöschliches Gepräge aber haben diese amerikanischen Dinge: die Freiheit. Man steht auf freiem Boden ... ja, wir plaudern da, wie Till Eulenspiegel und Don Quijote unter freiem Himmel und ich bin so unartig gewesen, Sie noch nicht einmal zu bitten, bei mir einzutreten. Vergebung, wenn ich im Eifer bin — und nicht jeden Tag finde ich einen solchen Gegner wie Sie, Herr von Dillburg."

„Zu viel Ehre", verbeugte sich Friedrich. „Ich bedauere, Ihre Einladung nicht annehmen zu können, Herr Stupp."

„Haben Sie es so eilig?" Der alte Herr schien gar nicht zu bemerken, wie peinlich sein Drängen dem Andern fiel.

„Ein Versprechen" —

„Dann sind Sie entschuldigt, doch nur für heute! Sie schlagen, hoffe ich, eine förmlichere Einladung nicht aus, Sie müssen mir noch Rede stehen, bis auf den letzten Mann."

„Ich werde Sie nicht überzeugen", antwortete Friedrich

mit aufwallendem bittern Gefühl, „auf diesem Gebiete bin ich der Geschlagene.“

Aus seiner ruhigen Gelassenheit fuhr Herr Stupp in die Höhe, er hatte das Gefühl, zu dieser herben Anspielung durch keine Miene und kein Wort Veranlassung gegeben zu haben, und eine harte Erwiederung saß ihm auf der Lippe. Dennoch bezwang er sich und ging schweigend einige Schritte mit Friedrich an der Façade des Schlosses entlang, bis da wo ein Fußsteg sich den Hügel hinabsenkte.

„Guten Abend, Herr von Dillburg!“

„Guten Abend, Herr Stupp.“

Während Friedrich niederwärts ging, kehrte Erich Stupp, die Hände in den Rocktaschen, mit krausem Gesicht zu seinen Arbeitern zurück, welche die Gerüste, Hebel und die andern Geräthschaften zur Aufstellung des St. Georg, fortschafften; „ein unverbesserliches, hochmüthiges Geschlecht, die Dillburg's“, murmelte er zwischen den Zähnen.

Obgleich so viele Gegensätze und Mißverständnisse die beiden Familien trennten, beschäftigte man sich doch im Schlosse wie in dem kleinen Hause angelegentlich in Gedanken mit einander. Friedrich hatte bei seiner Rückkehr der Mutter in kurzen Worten seine Begegnung

mit dem Vater und der Tochter erzählt, Frau Luise darauf die Bescheidenheit und das edle Herz Thekla's gelobt, das in tausend kleinen Zügen sich offenbare; damit schien dieser Gegenstand des Gesprächs erschöpft, aber allein in seinem Gemach hing ihm Friedrich noch lange nach, er stritt noch weiter mit Erich Stupp, er sah noch immer den grünen Schleier Thekla's vor seinen Augen flattern. Lebhafter ging es im Schlosse her; noch im vollen Eifer und Aerger war der alte Herr in den Gartensaal gekommen, wo die Tochter am Klavier saß, ohne doch zu spielen, und die Finger nur zuweilen über die Tasten gleiten ließ und der Neffe, an die offene Glasthür gelehnt, nachdenklich seine Cigarre rauchte; hastig und heftig hatte er seinen Unmuth über den jungen Dillburg hervorgesprudelt, Thekla die Partei des Angegriffenen genommen; von den Personen wandte sich bald die Unterredung auf die Feindschaft zwischen Bürgerthum und Adel, bis Waldemar sich einmischte und das Gespräch wieder zu seinem Ausgangspunkte, auf Friedrich Dillburg, zurückführte. Er äußerte sich in sehr unfreundlicher Weise über ihn, über die Anmaßungen des armen, mittellosen Adels: diese Menschen seien die geborenen Feinde jedes Fortschritts, die Blutsauger des Staats, auch sei er überzeugt, daß bei der nächsten europäischen Revolution diese verarmten Edelleute mit

den Arbeitern und Proletariern, zu denen sie ja gehörten, gemeinschaftliche Sache gegen die Besitzenden machen würden. „Ich kenne Herrn von Dillburg nur obenhin“, fuhr er fort, „zweimal bin ich ihm in diesen Tagen auf meinen Spaziergängen begegnet, beidemal war der alte Rupert bei ihm, einer der gefährlichsten Menschen in der Umgegend.“ — „Der Rupert gefährlich?“ lachte Stupp auf. „Neffe, Du bist ein Narr! Rupert hat den Dillburgs lange treu gedient und sieht uns nicht gern an ihrem Platze.“ — „Das ist es, mein Oheim, der Mensch ist im Stande, noch einmal die Arbeiter gegen uns aufzuhetzen und Herr von Dillburg, glaub' ich, gießt Oel ins Feuer.“ — „Dummes Zeug! Hochmüthig, unfreundlich und überspannt ist Friedrich Dillburg, aber unedel ist er nicht.“

So erreichte das Gespräch sein Ende; aber statt seine Abneigung zu mildern, schürten die Worte seines Oheims den Haß gegen Friedrich in Waldemar's Brust. Waldemar Stupp hatte seinen Vater früh verloren und der Oheim sich seiner angenommen, unter seiner Obhut hatte sich das kleine Vermögen des Neffen beträchtlich vermehrt. Indeß war Waldemar damit nicht zufrieden, all' sein Sinnen und Trachten richtete sich seit Jahren auf den Reichthum des Oheims, auf eine Heirath mit seiner Base Thekla. Nur waren weder der Vater noch

die Tochter geneigt, seine Wünsche zu erfüllen. Waldemar hatte bisher noch nicht jenes „kaufmännische Genie" gezeigt, das Erich Stupp von ihm erwartet; von seinem mehrjährigen Aufenthalt in Paris und London hatte er überdies ein Auftreten und Benehmen heimgebracht, ein Geckenthum, das dem Oheim durchaus mißfiel. „Ich kann die echten Barone nicht leiden", sagte er ihm, „die angestrichenen verachte ich." Diese Mahnung hatte Waldemar wohl beherzigt, allein der erste, schlimme Eindruck, den er gemacht, war nicht leicht zu verwischen, um so schwerer, da Thekla seine Bewerbungen mit kühler Freundlichkeit ablehnte und ihre Haltung auch die ihres Vaters bestimmte. Dennoch standen die Würfel nicht ungünstig für Waldemar; er lebte unter demselben Dache mit Thekla, er war ein Kind des Hauses. Noch hatte die Gegenwart keines andern Bewerbers seine Ruhe gestört, seine Eifersucht hervorgerufen. So oft er es wollte, begleitete er seine Verwandte, sie hatte ihn niemals zurückgewiesen. Mit ihr zu reden, sie zu unterhalten, das war freilich für ihn eine so schwierige Aufgabe, daß er sich ihr nicht allzuoft unterzog. Ihre „Gelehrsamkeit" jagte ihm Furcht ein, schon ihr ernster prüfender Blick behagte ihm nicht. Er hatte sich daran gewöhnt, die Frauen für Spielwerke seiner Laune zu betrachten. Entweder in bacchantischer Lustigkeit, mit

aufgelöstem Haar und leichten Gewändern, wildfrohe Dirnen bei dem Gastmahl der Männer, oder beschränkt in ihren Ansichten und ihrem Wirkungskreise, langweilige Matronen: in diese beiden Klassen theilte er das weibliche Geschlecht. Daß er Thekla zu keiner zählen konnte, verdroß ihn. So schön war sie doch nicht, daß sie seine Sinnlichkeit mit unbezwinglicher Gewalt gereizt, im Gegentheil, das, was er ihre Kälte nannte, spiegelte sich auch in ihrer Erscheinung wieder. Ohne sein Abenteuer mit der schönen Gertrud wäre ihm das Landleben mit dem Oheim und der Base unerträglich gefallen; er liebte hohes Spiel, rauschende Gelage: diese Stille und Einförmigkeit rieb ihn auf. Wie erheiternd trat ihm da diese romantische Waldidylle entgegen! Nur hatte sie einen so tragischen Ausgang genommen, der ihn ernstlich zu bekümmern anfing. Wenn dieser Bernhard von der Polizei ergriffen, als Brandstifter vor Gericht gestellt wurde, wenn dann in öffentlicher Gerichtsverhandlung sein eignes Verhältniß zu Gertrud zur Sprache kam: unruhig schritt Waldemar Stupp, trotzdem es schon Mitternacht geschlagen, in seinem Zimmer auf und ab; eine finstere Wolke schwebte herauf, die den glänzenden Stern seines Glücks mit ihrem Dunkel zu verschlingen drohte. In seinen Grübeleien vereinigten sich Bernhard, Rupert und Friedrich zu einem Bunde wider

ihn. War es nur die Angst seines Gewissens oder gab es in Wahrheit ein geheimes Einverständniß zwischen diesen Männern? Er hatte bei seinen Zusammenkünften mit Gertrud seine Vorsichtsmaaßregeln so gut getroffen, daß, wenn nur Gertrud sich selbst treu blieb und schwieg, ein Beweis seines Vergehens gegen ihn gar nicht geführt werden konnte. Aber bei dem empfindlichen Ehrbegriff des alten Stupp genügte schon die öffentliche Anklage, unterstützt von dem Verdacht des Volks, um den Neffen in seiner Meinung zu stürzen: Waldemar hätte jeder Hoffnung auf die Hand seiner Base entsagen müssen. Und wäre der Alte auch durch Bitten und den Schein der Besserung allmählig wieder zu versöhnen gewesen, wie hätte er Thekla gewinnen können? Welche Waffe hätte sie mit dieser einen Thatsache für immer gegen ihn in Händen gehabt? Und weniger als je war Waldemar zu einem Verzicht auf das Vermögen Thekla's geneigt. Er verbrachte eine schlaflose Nacht. Daß die Erde diesen Bernhard verschlucke, rief es oft in seinem Herzen.

Und seltsam war es in der That, daß auch im Verlauf der nächsten Tage Bernhard von seinen Verfolgern nicht aufgefunden wurde. Wald und Fels umher boten keinen Zufluchtsort dar, der den Augen der Häscher hätte entgehen können; die Vermuthung drängte sich denen, die Theil an dem

Schicksal des Unglücklichen nahmen, immer gewisser auf, er habe in seiner Verzweiflung den Tod in den Wellen des Rheins gesucht. Durch alle diese Gerüchte, die sich die Menschen einander zutrugen, erhielt das traurige Ereigniß eine doppelte Bedeutung. Laut und lauter ward auch Waldemar Stupp's Name schon in Verbindung mit dem Geschehenen gebracht. In schroffer Weise sprach sich die Meinung gegen ihn aus. Der alte Herr war am Montag im Steinbruch gewesen, um bei den Arbeitern Erkundigungen über Bernhard einzuziehen. Mit gefurchter Stirn kehrte er zurück; bei Tische antwortete er kaum auf Thekla's dringende Fragen nach seinen Nachrichten, sondern sagte nur: „Ich habe schlimme Dinge gehört", und warf dem Neffen einen langen nichts Gutes verheißenden Blick zu. Waldemar fühlte, daß er seinerseits etwas thun müsse, dem heranschreitenden Verhängniß zu begegnen.

Zum Erstaunen aller Bewohner im Städtchen fuhr indeß in der fünften Stunde der Wagen Erich Stupp's vor das kleine Dillburg'sche Haus. Das war seit dem Tode des Gerichtspräsidenten, als der Kaufherr der Wittwe seinen Condolenzbesuch gemacht, nicht geschehen. Herr Stupp stieg aus und ließ die gnädige Frau um eine Unterredung bitten. Dem Sohn, der ihm entgegen kam, sagte er mit einem Aufblitz seines Humors: „Ich

erwiedere Ihren Besuch vom gestrigen Tage“, aber seine Mienen drückten keine sonderliche Munterkeit aus. Die beiden alten Leute mußten sich viel zu sagen haben, die Unterredung währte lange; dennoch verscheuchte sie nicht alle Sorgen und Falten aus dem Gesichte Stupp's. Als er mit Frau Luise aus dem Zimmer trat, wandte er sich an Friedrich: „Ihre Mutter weist mich an Sie mit meiner Bitte. In einer für mich wichtigen Angelegenheit wäre es mir erwünscht, den alten Rupert ohne Zeugen zu sprechen. Wollen Sie mich zu ihm führen und für mich eintreten, da der Brummbär mir wahrscheinlich schweigend den Rücken drehen würde?“ Ohne Zögern erklärte sich Friedrich dazu bereit, konnte er als Edelmann eine Bitte abschlagen? Mit wunderlich gemischten Gefühlen nahm er neben dem Kaufherrn im Wagen Platz; wenn es ihm unangenehm war, mit Erich Stupp zusammen gesehen zu werden, schmeichelte es ihm auf der andern Seite, dem reichen Manne einen Dienst zu leisten.

Wortlos fuhren sie durch den Flecken. Erich Stupp schien gedankenvoll seinen Schlachtplan zu ordnen, Friedrich wies dem Kutscher den Weg nach dem Häuschen Rupert's. „Dies ist wenigstens ein unbestreitbares Verdienst des Adels“, sagte da unerwartet Herr Stupp, „er hat sich immer treue Diener zu erziehen und zu erhalten gewußt.“

„Sollte es dem Bürgerstande schwerer fallen, sich Vertrauen und Anhänglichkeit zu erwerben, zu verdienen?" — „In diesen Tagen gewiß, die Welt ist so weit, die Veränderungssucht der Menschen so groß. Wer möchte beständig still auf der Scholle sitzen? Das sind Duckmäuser; der muthige Mann macht sich sein Schicksal." — „Dann werden zuletzt noch die Diener die Herren werden." — „Kann sein! Die Unterordnung und Unterthänigkeit wird sicherlich aufhören, welche die Ritterbürtigen ihren Leibeigenen einzuflößen oder einzubläuen verstanden. Mißverstehen Sie mich nicht, Herr von Dillburg! Ich liebe, ich schätze die Treue, vor Allem, wenn sie so uneigennützig ist, wie die Rupert's, aber ich behaupte, sie entspringt in ihrer ersten Wurzel aus einem Gefühl geringer Selbstachtung. Der Diener blickt zu seinem adeligen Herrn wie zu etwas Höherem, einem Wesen auf, das der Gottheit näher steht, als er selbst." — „Auf diesem Gefühl beruht alle Ordnung der Welt." — „Die alte", rief Stupp eifrig, „die alte Ordnung! Die neue soll sich auf Selbstachtung und Gleichberechtigung gründen. Aber da sind wir wohl vor der Höhle des Bären?"

Unter einem Baum am Wege mußte der Wagen halten; nur ein schmaler Fußsteig führte zu dem Hause Rupert's. Schon in einiger Entfernung eilte ihnen die

alte Frau aus dem Garten entgegen, sie mochte die beiden Männer herankommen gesehen haben. Rupert war fortgegangen, sie konnte nicht sagen, wohin. Dem jungen Gerichtsassessor fiel eine gewisse Befangenheit und Unruhe der Frau auf, sie schien es nicht gern zu sehen, daß sie, während sie mit ihr redeten, dem Hause immer näher schritten. Aber vielleicht erschreckte sie die Anwesenheit, das Drängen des Kaufherrn; war ihr doch Rupert's Groll gegen die Familie Stupp kein Geheimniß. Aergerlich drehte Herr Erich Stupp seine silberne Tabaksdose zwischen den Fingern, öffnete den Deckel und klappte ihn wieder, jedes Mal schneller, zu. Auf Rupert's Rückkehr zu warten, war nicht empfehlenswerth. „Haben Sie A gesagt, so sagen Sie B", faßte der Alte seinen Entschluß, „fahren Sie mit mir nach dem Schlosse und laden Sie den alten Landläufer dorthin ein. Mütterchen, wenn der Rupert vor Mitternacht nach Hause kömmt, soll er noch hinauf ins Schloß, der Herr von Dillburg will ihn sprechen, nicht ich. Verstanden? Und wasch' dem Landstreicher gehörig den Kopf. Warum bei allen zehntausend Heiligen sitzt er nicht gemächlich auf der Bank vor seiner Thür, wenn man ihn braucht? Also, Du schickst ihn zu dem jungen Herrn, mach' es dringend." Und ehe nun Friedrich noch Worte gefunden, den Vorschlag abzulehnen, saß er

wieder im Wagen an der Seite Stupp's und rollte die hochgewölbte Buchenallee zu dem Hause seiner Väter entlang.

„Ich wette", begann Erich Stupp, „mein Benehmen fordert Ihren juristischen Scharfsinn heraus. Was habe ich mit Rupert zu schaffen? Es ist keine Geheimnißkrämerei von mir, daß ich schweige; es handelt sich in diesem besonderen Falle eben nicht um mich allein." — „Ganz recht", entgegnete Friedrich, den seine Gedanken weitab gelenkt und der seinen Begleiter wohl hatte sprechen hören, doch ohne ihn zu verstehen. Dies wunderliche „Ganz recht" gab dem altem Herrn seinen Humor wieder. „Wahrlich", rief er, „es ist Zeit, die trocknen Geschäfte zu vergessen. Was kommen soll, werden wir nicht ändern. Es ist schlimm, daß wir die Sünden der Andern mitertragen müssen und oft mehr von ihnen leiden als die Schuldigen, aber das ist der Lauf der Welt."

Wie ein Träumender betrat Friedrich das Schloß, in dem er geboren war — sein Schloß, das doch Andern gehörte. Die Schamröthe stieg ihm auf die Wangen; mit gesenkten Blicken schritt er durch das Portal, er wagte nicht zu dem St. Georg hinaufzuschauen. War es ritterlich, daß er im Hause seiner Feinde weilte, die Gastfreundschaft derer genoß, die ihm

sein Erbtheil abgekauft? „Was willst Du hier?“ schienen ihn mit ihrem Gesäusel die Bäume des Parks zu fragen. Es war ihm, als müßte jeder Stein aufschreien, den sein Fuß berührte. Wiederholt hatte er umkehren, sich gewaltsam losreißen wollen, aber eine stärkere Macht zog ihn vorwärts. Am Springbrunnen begrüßte ihn Thekla. „Da bring' ich Dir einen Gast mit“, sagte der Vater. Der Vetter, der Friedrich's hin- und herschwankende Stimmung durch seine Erscheinung in Unmuth und Zorn hätte umschlagen lassen, war nirgends zu sehen. So konnten ungestört die Erinnerungen, die Sanftmuth Thekla's wohlthuend auf sein erregtes Gemüth einwirken und seine Unlust in gefällige Harmonie auflösen.

War es doch der Garten seiner Jugend, seiner ersten Spiele und phantastischen Hoffnungen, in dem er mit dem guten, holden Mädchen wandelte. Sonnenbeschienen lag er vor ihm. Die nothwendigen Veränderungen waren geschmackvoll, ohne die ursprüngliche Anlage ganz zu zerstören, ausgeführt worden. Das Verfallene war wieder hergestellt, das Verwilderte geordnet. Den ältesten, im französischen Geschmack angelegten Theil des Gartens hatte der Gärtner in demselben Stil erneut; da war die Muschelgrotte, die seltsame Felswand in Tropfstein-Nachahmung; zwei Marmorstatuen aus der

Roccocozeit, eine Bacchantin und einen Pan kannte Friedrich noch nicht; Herr Erich Stupp hatte sie bei der großen Versteigerung eines fürstlichen Nachlasses auf Bitten seiner Tochter erstanden. Ein hübsches Vogelhaus stand in der Mitte dieses Raums. Darüber hinaus gestaltete sich der Garten zu einem Park; mit breiten Baumgängen wechselten Rasenplätze und Wiesen ab. Von einer Erhöhung des Bodens genoß man einen herrlichen Umblick. Die Gartenseite des Hauses hatte in einer Terrasse, zu der rechts und links steinerne Treppen mit vergoldetem Geländer hinaufführten, einen verschönernden Schmuck erhalten, der dem Gebäude vielleicht auch den letzten Rest des Alterthümlichen geraubt, es aber dafür wohnlicher und reizender gemacht. Prächtige Hortensien blühten um das Schloß. Im Glanz der Nachmittagssonne schimmerte der Wasserstrahl, den ein Triton aus seiner Muschel emporblies. Wie so bekannt und doch so fremd erschien Alles Friedrich. Es waren dieselben Bäume, in deren Schatten er so oft gesessen, aber voller, kräftiger entwickelt. Grüner, sammetweicher breitete sich der Rasen aus. Ueberall machte sich die sorglichste Pflege bemerkbar, jede Nachlässigkeit war verbannt. Mit seiner zauberischen Gewalt hatte der Reichthum die traurigen, der Verfallenheit anheim gegebenen Stätten in ein lachendes, leuchtendes Paradies ver-

wandelt. Und nicht der Reichthum allein; im Gespräch mit Thekla lernte Friedrich bald das tiefe Naturgefühl des jungen Mädchens, ihren feinsinnigen Geschmack und ihr Verständniß landschaftlicher Schönheit kennen, es war für ihn eine süße Gewißheit, daß sie in „seinem Garten“ waltete. Bescheiden gestand sie, daß sie zuweilen dem Gärtner ins Handwerk pfusche, daß sie diese Baumgruppe vor der Axt gerettet und jenen Platz habe herstellen lassen. „Ich folge darin den Eingebungen meines Herzens“, sagte sie, „was mir einmal lieb und werth geworden, das mag ich nicht ändern lassen. Die Natur hat eine Empfindung für das Harmonische, ihr in freiester und schönster Weise Raum zu schaffen, darauf beruht die ganze Gartenkunst, wie ich glaube. Nicht wir mit unserem Eigensinn, unserer Vorliebe, die Natur muß das erste Wort führen“ . . .

Voll mannigfacher Anregung floß ihnen das Gespräch hin. In beiden lag ein Kern des Ernstes, der trotz der scherzhaften Einreden, die Herr Erich Stupp dazwischen warf, wenn sie an seinem Sessel vorübergingen, immer ihre Aufmerksamkeit auf die tieferen Bezüge des Lebens und der Dinge lenkte. Ihre gegenseitige Stellung bot so viele leicht verletzliche Punkte, daß sie am Besten daran thaten, aus der Enge ihrer persönlichen Verhältnisse in ein allgemeines und weiteres Gebiet zu flüchten. Während

die Politik die Menschen trennt, pflegt die Kunst sie inniger zu verbinden. Friedrich und Thekla liebten, wie sich bald im Gespräch herausstellte, die Malerei; wenn sie auf ihren Reisen, nach Paris und Italien, die sie in den letzten Jahren gemacht, mehr Kunstwerke als er gesehen, so ersetzte er diesen Mangel durch eine gründlichere Kenntniß der geschichtlichen Entwickelung der Kunst. In beflügelter Eile entschwanden ihnen die Stunden; Herr Erich Stupp horchte mit halbem Ohr der Unterredung zu und gab zuweilen durch Kopfnicken seine Zustimmung zu erkennen, im Uebrigen hatte er sich in seine Zeitungen und Briefe vertieft. Von Friedrich's Seele war jeder Druck, der ihn beim Eintritt in dies Haus belastet, gewichen, er fühlte sich heimisch, sanft gebunden. Das zarte und anmuthige Benehmen Thekla's, die auch die leiseste Anspielung an die Vergangenheit zu vermeiden wußte, als hätte sie die Reizbarkeit ihres Gastes geahnt, verfehlte ihre Wirkung auf ihn nicht. Im Grunde war er ihr auch nie gram und feindlich gewesen. Was konnte sie für die politischen Meinungen ihres Vaters? Sie hatte an den Kränkungen keinen Antheil, die ihre Familie der seinigen zugefügt. Und waren diese Kränkungen denn so schlimmer, so unverzeihlicher Art? Mußten sie nicht zwischen politischen Gegnern entstehen? Daß ein böses Geschick seinen Vater getroffen, die Feindschaft

verbittert hatte, trug der Kaufherr daran die Schuld? Ist es nicht thöricht, den Einzelnen zu hassen, weil in ihm ein allgemeines Gesetz, das uns niederschlägt, zur Erscheinung kommt? Der Rückgang des Adels vor dem Bürgerthum vollzieht sich unaufhaltsam in jedem Lande Europas, selbst die grundbesitzende Aristokratie Englands muß schrittweise den durch Handel und Fabrikwesen emporsteigenden Mittelklassen den Platz räumen. Zwischen seinem Vater und Erich Stupp hatte dieser allgemeine Kampf eine persönliche Färbung angenommen, weniger aus der Absicht der Beiden, als durch die Nothwendigkeit und den Zwang ihrer Stellung.

Ein Diener, der dem Kaufherrn eine Meldung brachte, unterbrach Friedrich's Gedankengang: der alte Rupert warte vor dem Schlosse und wünsche den Herrn von Dillburg zu sprechen. „Warum hast Du ihn nicht eintreten lassen?“ fragte Stupp. — „Er weigerte sich.“

Ueber Friedrich's Gesicht lief eine brennende Röthe, der Alte hielt fester an seinen Grundsätzen als er.

Finster zog Rupert seine buschigen Augenbrauen zusammen, als er Friedrich mit Stupp aus dem Portal des Schlosses treten sah. Der alte Herr blieb, an den Thorpfeiler sich lehnend, stehen, während Friedrich auf Rupert zuging; sein Herz klopfte ihm stärker. „Du

kannst uns einen Dienst erweisen", begann er mit stockender Stimme.

„Ihnen, Junker?"

„Mir und noch mehr Herrn Stupp."

„Dem da?" er lachte bitter auf. „Und dazu haben Sie mich hierhergerufen? Muß ich darum das verfluchte Ding da oben ansehen, von wo sie unser Wappenschild herabgerissen?"

„Davon ist nicht die Rede, Rupert. Herr Stupp wünscht eine Gefälligkeit von Dir, er hat die Mutter und mich gebeten, sein Gesuch bei Dir zu unterstützen. Auch seinem Feinde muß man helfen, das ist Christenpflicht."

Rupert schlug mit den Fingern ein Schnippchen, aber die Erwähnung seiner „gnädigen Frau" machte doch einen gewissen Eindruck auf ihn, daß er Friedrich ruhiger anhörte. „Vernimm, was Herr Stupp will, Du kannst Dich immer noch nachher entscheiden, Unehrenhaftes wird er nicht von Dir fordern."

„Als ob ein solcher Geldmensch und Wucherer Ehrgefühl im Leibe hätte! Wüßte, wie es einem alten, ehrlichen Soldaten des Königs zu Muthe ist!"

Den Kaufherrn plagte die Ungeduld, er liebte den raschen, entschlossenen Angriff, nähertretend sagte er: „Lieber Herr von Dillburg, gehen Sie wieder zu meiner

Tochter, die Ihre Abwesenheit schon vermissen wird, wir beiden alten Knaben werden hoffentlich nun allein mit einander fertig."

Rupert's Züge verzogen sich zu einem spöttischen Grinsen, das einem Andern, als Erich Stupp, Bedenken erregt; er aber kniff nur seine Augen ein wenig zusammen, blinzelte und fuhr mit freundlicher Handbewegung gegen den Alten fort: „Wenn es Ihnen nichts verschlägt, reden wir dort unter den Buchen. Hier zieht's und die Diener möchten lange Ohren machen."

„Ist's so geheimnißvoll?"

„Wie man's nimmt, Herr Rupert. Sie waren ein guter Freund von dem armen Bernhard —"

„Herr!"

„Ohne Eifer. Ich weiß seit einigen Stunden Alles, weiß auch um das Abenteuer meines Herrn Neffen . ."

„Ein sauberes Früchtchen, gratulire, Herr Stupp!"

Gelassen nahm der Kaufherr eine Prise, als wollte er sich damit die Grobheit versüßen, die er eben einschlucken mußte. „Das ist nun einmal geschehen, das Unglück ist da" . .

„Aber die Geschichte ist noch nicht zu Ende. Es gäbe ja gar keine Gerechtigkeit im Lande, wenn dieser

Herr Waldemar Stupp nicht bestraft würde. Das Ding muß vor die Gerichte" . .

„Halt da", sagte Herr Stupp mit starker Stimme. „Vor die Gerichte darf die Sache nicht kommen. Ich will meinen Namen nicht durch den Schmutz eines Criminalprocesses geschleift sehen."

„Oho", höhnte Rupert, „Sie haben Anwandlungen wie der beste Edelmann."

„Das macht der Boden, alter Knabe! Und im Ernst, Sie werden mir helfen, die Sache zu unterdrücken." Rupert wollte mit einer trotzigen Antwort ihn unterbrechen, allein Erich Stupp warf ihm einen so gebieterischen Blick zu — einen Blick, gegen den man nicht mit den Wimpern zucken durfte — daß er verstummte. „Wenn Bernhard fort ist, kann und wird man keinen Proceß anfangen" . .

„Die Polizei hat ihn nicht gefunden, er soll sich ertränkt haben."

„Nichts da! Bernhard lebt, hier in der Gegend, Sie halten ihn verborgen, morgen muß er jenseit der Grenze sein!" Das Alles sprach Stupp, hart auf den Alten zutretend, leise, bedeutsam, mit einem Ton, der keinen Widerspruch duldete. Trotz seines inneren Widerstrebens ward Rupert eingeschüchtert, der höhnische, überlegene Zug verschwand auf eine Weile ganz aus seinem

Gesicht, wie von einem Schlage getroffen, starrte er den Kaufherrn an. „Rede ich deutlich?“ fuhr der fort. „In der Nacht bringen Sie ihn über den Fluß, er besteigt die Eisenbahn und ist morgen in Brüssel. Hier ist ein Brief, den er an seine Adresse geben soll; der Mann wird ihn weiter nach Amerika befördern. Er ist nur ein kleiner Schelm, ein armer verrückter Narr, um den wird sich die Polizei nicht die Sohlen wund laufen. Da sind hundert Thaler für den ersten Zug. Für Frau und Kind werde ich sorgen. Wir beide, Herr Rupert, rechnen gelegentlich mit einander ab. Verstanden? Abgemacht!“

Aber Rupert schwieg noch immer, alle seine Vorstellungen hatten einen Umsturz erfahren. Das kurz Angebundene, Feldherrliche in dem Kaufherrn überraschte, schlug ihn nieder. Nach seiner Meinung mußte Erich Stupp ein Kleinigkeitskrämer, ein harter, geiziger Filz gegen die Armen, aufgeblasen und furchtsam zugleich sein. Statt dessen entdeckte er in ihm eine soldatische Weise, die sich Achtung erzwang, wo man sie ihr weigerte. Dieser moralische Zwang indeß schärfte auch wieder seine Abneigung, seinen Haß. Wenn er sich weigerte, auf die Forderung des Kaufherrn einzugehen, versetzte er dessen Ehrgefühl den stärksten Schlag, er hatte den reichen Kaufherrn so in seiner Gewalt und

konnte an ihm seine Racheluft befriedigen. Vor diesem lebhaftesten Gefühl trat die Sorge für Bernhard in den Hintergrund.

„Es geht nicht, Herr Stupp", entgegnete er trotzig. „Der Bernhard ist gar nicht bei mir, ich war nie sein Hüter" ..

„Alterchen, das sagt der Polizei, nicht mir."

„Und wenn nun der Bernhard nicht über die Grenze und das große Wasser will?"

„Ja, dann wird er im Zuchthaus seine Narrheit bereuen lernen."

„Und Ihr Herr Neffe?" grinste Rupert.

Herr Erich Stupp schlug den Deckel seiner Dose zornig zu, seine Geduld war gerissen. „Macht's kurz, wollt Ihr oder wollt Ihr nicht? Ich weiß nicht, was Ihr gegen mich oder meinen Neffen vorhabt. Ueberlegt's Euch wohl! Geld und Freiheit sollen besser sein als das Zuchthaus" ..

„Freilich, aber Euer Name ist schimpfirt, wenn Bernhard bleibt und die saubere Geschichte vor die Geschwornen und in die Zeitungen kommt" ..

Und wieder hatte sich Rupert in Bezug auf Erich Stupp gründlich verrechnet. Er hatte nicht an das Abbrechen der Unterhandlung gedacht, sondern sie noch eine Weile hinzuziehen gehofft, Bernhard's, sein eige=

ner Vortheil stritten noch mit seiner Begierde, seinem Hasse genugzuthun; da kehrte ihm der Kaufherr stolz und kalt den Rücken und ging, ohne sich umzublicken, nach dem Schlosse zurück. Drohend ballte Rupert die Faust hinter ihm.

Ahnungslos, daß sich draußen ein Sturm zusammengezogen habe, der auch ihr friedliches Beieinandersein bedrohe, saßen Thekla und Friedrich in dem Gartensaal. Ein Diener hatte Erfrischungen gebracht und mit vollendeter Anmuth übte Thekla die Pflichten der Wirthin. Auf den Marmortischen lagen Kupferstiche, Photographien von Landschaften und Kunstwerken in Mappen und Albums umher. Scherzende und sinnige Bemerkungen knüpften sie wechselseitig, darin blätternd, an dieses Bild, an jene Darstellung einer Aussicht, einer mittelalterlichen Ruine.

„Gestehe ich es nur“, sagte sie, „daß ich den vielgerühmten Burgtrümmern an unserm Strom nicht sehr zugethan bin. Mir vergegenwärtigen sie eine rauhe, finstere Zeit. Die Sagen und Geschichten, die von ihnen erzählt werden, bringen mir häßliche, entsetzliche Bilder vor die Seele, kämpfende Brüder, blutige Fehden. Man sagt wohl und ich begreife diese Wahrheit, daß jene Tage und Geschlechter nicht nach den Anschauungen der Gegenwart beurtheilt werden können, aber hebt das den wider=

lichen Eindruck auf, den sie mir bereiten? Es ist ein Mangel in meinem Wesen, daß es mir nicht gelingen will, mich mit vollem und ungetheiltem Herzen in die Vergangenheit zu versetzen."

„Sie kehren zu einseitig die Schattenseiten des Mittelalters heraus", bemerkte Friedrich. „Nicht immer wurden ja Kaufleute und Reisende geplündert, wie die dem Adel feindliche Geschichtschreibung es behauptet. Wie man die Gräuel übertrieben hat, die in den Klöstern geschehen sein sollen, so malt man auch die Bilder des Schloßlebens zu schwarz. Statt vom Waffengetöse hallte der Saal von Gesang und Zitherklängen wieder. Nicht jeder Ritter wird sein Gelübde, die Frauen zu ehren und zu schützen, gebrochen haben. Bunter, reicher, vielgestaltiger war damals das Leben" . .

„Enger erscheint es mir. Wem war denn der Blick über die Zinnen seiner Burg, die Mauern seiner Stadt erlaubt? Streng sondern sich die Stände, der Patricier verkehrt nicht mit den Gewerken und diese nicht mit den Arbeitern. Umgränzt, umschlossen ist jeder Weg. Nur die Kirche gestattet Allen gleichen Eintritt, nur in ihr mag der Sohn des Schäfers Bischof, Cardinal und Papst werden. Sonst sind überall Schranken errichtet; der Sohn übernimmt das Handwerk und Geschäft des Vaters. Das erste Recht des Menschen, die Wahl

eines Berufs, ist in kleinlichster und zugleich niederdrückendster Weise verkümmert, ja ausgelöscht. Frei ist im Grunde allein der Straßenräuber und der Bettler. Und diese so malerischen Städte! Eng zusammengedrückt die Gassen, ohne Luft und Licht. Nein, dieser mittelalterlichen Romantik gegenüber rühm' ich die nüchternen Bestrebungen unserer Gegenwart, Allen ein Obdach, Nahrung und Bildung zu verschaffen."

„Wer würde das Gute in diesen Bemühungen verkennen, wer überhaupt die Menschheit auf der Bahn des wahren Fortschritts hemmen wollen? Aber ist es Ihnen selbst, mein Fräulein, möglich, die Augen vor den Gefahren zu verschließen, welche diese Abkehr von den heiligen und sittlichen Mächten der Welt, diese Beförderung des Eigenwillens, dies Trotzen auf eigene Kraft, diese ungebändigten Wünsche allmählig hervorrufen müssen? Nur die Wenigsten sind zum Genuß der Güter des Lebens auserlesen, die Mehrzahl ist zur Arbeit, zur Armuth bestimmt. Dies Naturgesetz, können wir es umstoßen? Früher strebte man dahin, die Armen mit ihrem Loose zu versöhnen, ihre Begierden zu zügeln. Die heutige Weisheit macht sie unzufrieden mit ihrer Lage, ihren Verhältnissen, sie erweckt Hoffnungen, die sie doch niemals zu befriedigen vermag. Nach dem Umsturz der bestehenden Gesellschaft verspricht man

dem Volke goldene Berge. Und was ist die Folge? Nach jeder Revolution ist seine Lage eine schlechtere, als vorher, seine Unzufriedenheit größer."

„Und weil die Entwickelung der Menschheit sich in Schmerzen und Kämpfen vollzieht, weil jede Neuerung, nach dem Wesen des Irdischen, auch neue Uebel herbeiführt, darum sollten wir die Hände in den Schooß legen, nicht daran arbeiten, ein Jeder nach seiner Kraft, um die Hindernisse zu beseitigen, welche vielleicht die größte Schuld an dem Elend des Daseins tragen? Das kann nicht Ihre Meinung sein, Herr von Tillburg!" sagte sie in schöner, sie unbewußt fortreißender Erregung. „Wir sollten die Armen nicht unterstützen, weil die Armuth doch nicht aus der Welt zu schaffen sei, ihre Blicke nicht nach einem menschenwürdigeren Dasein emporrichten, da es nicht Alle erreichen? Ich hege einen anderen, einen tröstlicheren Glauben. Wenn die Vorurtheile geschwunden, welche die Menschen trennen, wenn eine gerechtere Vertheilung Arbeit und Lohn regelt, die Einrichtungen des Staats freier geworden sind, dann wird das Elend auf Erden geringer und das Glück vollkommener sein." Ihre Seele spiegelte sich in ihrem Antlitz wieder, unwillkürlich hatte sie sich erhoben und stand, ihre feine, schmale Hand auf die Tischplatte stützend, eine schlanke biegsame Gestalt; um das längliche, von

einem sanften Rosenschimmer übergossene Gesicht spielte in leichten Locken ihr braunes Haar und ihre Augen strahlten von jenem eigenthümlichen Glanze, den Friedrich auch in denen ihres Vaters bemerkt. Sie erschien ihm in der Aufwallung, in die sie beide das lebhaft geführte Gespräch versetzt hatte, wie die Göttin der Freiheit, nicht in ihrer schrecklichsten, sondern in ihrer lieblichsten und verführerischsten Gestalt. Auch er war von seinem Sessel aufgestanden, nicht als Geschlagener wollte er dies Gemach verlassen.

„Und können Sie von Unrecht und Gewaltthat Glück hoffen?" sagte er, „Alle gesellschaftlichen Zustände und Einrichtungen sind einer gewissen Verbesserung fähig, Ihr letztes Ziel aber müßte die Schöpfung einer neuen Welt sein. Sie ersehnen eine Vollkommenheit, die unmöglich ist. Immer höher steigt der Alpenwanderer einer Spitze zu, die ihm im Sonnenschein entgegenfunkelt, statt sie zu erreichen, stürzt er in den unermeßlichen Abgrund, der davor liegt."

„Kühnheit und Kraft überbrücken ihn. Und warum sollte, was heute ein Zwang ist, einem künftigen Geschlechte nicht zum Segen gereichen? Uebten die christlichen Bekehrer keinen Zwang gegen die Heiden aus? Der Staat, in dem wir leben, ist er nicht durch Kriege

und Gewaltthat zusammengeschmiedet worden? Wodurch regieren die Könige, wenn nicht durch die Gewalt?"

„Durch das Gesetz."

„Gesetz? Haben wir uns diese Gesetze gegeben, wurden sie uns nicht aufgezwungen? Kehren sie nicht beständig ihre Spitze gegen den Schwachen?" Sie hielt inne; war sie vielleicht in ihrem Eifer zu weit gegangen und hatte eine Gefühlssaite ihres Gastes verletzt? „Meine Sprache klingt Ihnen fremd, Herr von Dillburg", fuhr sie mit dem Ton der Entschuldigung fort, „Vergebung, wenn ich mich vergaß, Sie sind aber in einem republikanischen Hause."

Das Lächeln, das ihre sanften Züge verklärte, indem sie so sprach, würde über Friedrich's Verstimmung gesiegt haben, wäre nicht in demselben Augenblick Herr Erich Stupp eingetreten.

„Bravo, mein Kind", sagte er, noch ganz in seinem Aerger über Rupert's Weigerung, ihm zu gehorchen; „das ist ein republikanisches Haus; gut bürgerlich, fleckenlos und rein! Und so soll es auch bleiben, mag sich wider uns verschwören, wer will. Ich werde Ordnung schaffen." — Und mit starken Schritten, hart auftretend, ging er im Gemache auf und nieder, Friedrich nicht beachtend.

Eine verlegene, verdrießliche Pause stellte sich ein.

Als er den alten Herrn zornig zurückkommen sah, hatte Friedrich sich erbieten wollen, noch einen Versuch bei dem hartnäckigen Rupert zu wagen: ein dunkles Etwas hielt ihn davon ab. Die Aeußerungen Stupp's, in denen er mit allzu empfindlichem Ohr eine Verdächtigung heraushörte, bestärkten ihn in seiner Kälte und seinem Verdruß. Hinüber und herüber wurden noch einige Worte gewechselt, förmlich nahm Friedrich Abschied und lehnte den Wagen, den ihm der Kaufherr zur Verfügung stellte, mit kühlem Danke ab. „Nun denn, auf Wiedersehen", und er reichte seinem Gaste die Hand, „wir wenigstens hoffen, daß wir Sie nicht zum letzten Male bei uns gesprochen haben." Darauf hatte Friedrich nur eine ausweichende Antwort: die Zeit seines Aufenthalts in der Gegend sei beschränkt ... Kaum mochte er in seiner Hast, aus diesem Hause, dessen Boden unter ihm braunte, sich zu entfernen, die Blässe gewahren, die plötzlich Thekla's Wangen bedeckte.

Die Stufen des Gartensaales hinab begleiteten Vater und Tochter ihren Gast ... „Wenn Sie es gestatten, gebe ich Ihnen als Nymphe des Gartens das Geleit noch bis zum Thor", sagte Thekla, während der alte Herr zurückging.

Aber wie schwer war es, den zerrissenen Faden des Gesprächs wieder aufzunehmen, wie schwer, ein neues

anzuknüpfen! Jeder Schritt brachte sie der Stelle näher, wo sie scheiden mußten, mit jedem Schritte verloren sie einen kostbaren Augenblick. „Ihr Eintritt in diesen Garten war fröhlicher, als Ihr Ausgang", ermannte sich endlich Thekla. „Das ist ein Unglück dieser Tage, daß sie auch den Friedlichsten in eine kriegerische Stimmung treiben. Man beginnt die Unterhaltung von Blumen und Bäumen und wie von einem Strom erfaßt, dem man nicht widerstehen kann, wird man zu den großen Fragen des Lebens, zu leidenschaftlicher Parteinahme hingerissen und das Gespräch, das so melodisch anhub, schließt mit dem schrillen Mißton zersprungener Saiten."

„Niemand kann diese Störung tiefer empfinden, schwerer sich anklagen, sie hervorgerufen zu haben, als ich. Es ist die Pflicht des Gastes, das Hausrecht, die Ansichten und Gewohnheiten, die darin herrschen, zu ehren. Wie gröblich hab' ich diese Pflicht Ihnen ins Angesicht verletzt!"

„Von dieser Schuld entbinde ich Sie", erwiederte Thekla lächelnd, „denn die Hälfte derselben ist mein. Wir Stupps haben einen harten Kopf und nach der ersten Probe darf ich annehmen, daß ihnen die Dillburg's nichts nachgeben."

Friedrich war zu schwerfälligen und ernsthaften Geistes,

um auf den Scherz einzugehen, er freute sich ihrer Heiterkeit, aber er war nicht im Stande sie zu theilen. „Ich bin beglückt, wenn Sie mir nicht zürnen", sagte er, „und den heftigen Ausdruck meiner Meinungen verzeihen. Sie sind zugleich meine heiligste Ueberzeugung und das Erbtheil meines Vaters."

Das junge Mädchen unterdrückte eine Bewegung der Ungeduld, nach ihrer Ansicht hatte der Kopf lange genug geherrscht, um auch dem Herzen endlich sein Recht zu gönnen. „Und wollen Sie so bald wieder aus Ihrer Heimath scheiden? Genügt Ihnen unsere Stille und Einsamkeit nicht mehr?" begann sie.

„Sie sind meinem Wesen willkommener und wahlverwandter als das lärmvolle, unerquickliche Treiben großer Städte. Zum eigentlichen Wohlgefühl des Daseins kömmt man nur in der Stille, in der Entfernung von den Andern. Ich aber bin nicht in der Lage, meinen Neigungen folgen zu können, ich gehorche einem strengen Muß. Es ist eben nicht möglich, daß wir alle in der Sonne leben."

So waren sie bis an die innere Seite des Schloßthors gegangen, sie reichten sich stumm die Hände zum Abschied, fast war die Hoffnung auf ein Wiedersehen in ihnen erloschen.

Als Herr Erich Stupp damals in das Schloß

zurückgekehrt war, lief Rupert eine Weile hin und her im Walde, ohne Absicht, ohne Ziel. Er war mit sich selbst unzufrieden und wollte doch alle Schuld auf den Kaufherrn schieben. Jetzt machte er sich die bittersten Vorwürfe, daß er Stupp's Anerbieten ausgeschlagen, jetzt schwoll sein Herz rachebrütend vor Galle und Zorn. In der nächsten Stunde schon konnte ihn Stupp der Polizei angezeigt haben, er verhaftet sein. Von dem erzürnten Manne hatte er das Schlimmste zu gewärtigen. Und freilich hielt er Bernhard in dem Keller seines Hauses verborgen. Bald nach der schrecklichen That hatte er den Unglücklichen in den Bergen gefunden. Verzweifelnd wollte er die Hand an sich selbst legen. Rupert's Ermahnungen brachten ihn wieder zur Besinnung. Beide beschlossen, Bernhard sollte sich verborgen halten, bis der erste Eifer der Polizei geschwunden, dann würde es ihm leicht sein, über die Grenze zu entkommen. Noch war ihnen Alles nach Wunsch geglückt, Bernhard's Versteck nicht entdeckt worden. Einen solchen Ruf von Gesetzlichkeit und Strenge genoß Rupert in der Umgegend, war als Königsfreund bei den nächsten Behörden so wohlangesehen, daß gegen ihn am letzten der Verdacht sich regen konnte, einen flüchtigen Verbrecher zu beherbergen... Das war dahin, sein Trotz hatte ihn zu Fall gebracht. Sollte er Bernhard noch länger verbergen,

sollte er mit ihm fliehen? Die Sonne ging unter und noch hatte er keinen Entschluß gefaßt. Zur Flucht gehörte Geld, er besaß keins und hatte das ihm von Stupp angebotene zurückgewiesen. Wieder hob er seine Hand und drohte nach dem Schlosse hin. Ein unterdrückter Schrei entfuhr ihm, er fühlte einen Schlag auf der Schulter, Bernhard stand hinter ihm.

„Wo kommst Du her? Was ist geschehen? Sind die Gensdarmen in meinem Hause?“

„Nein, nein! Ich hielt's nicht länger in dem Keller aus, ich mußte ins Freie, zu Weib und Kind.. Rupert, ich muß ihn todtschlagen, ich muß, eher wird's hier nicht ruhig“, und er schlug an seine Brust.

Die Verstörung des Unglücklichen hatte den höchsten Grad erreicht. Ein kundigeres Auge, als es Rupert besaß, würde auf seiner Stirn das Zeichen des nahenden Wahnsinns erkannt haben. Aber die leidenschaftliche Aufregung des Alten verwirrte ihm selbst jede klare Einsicht, instinktmäßig zog er den nicht widerstrebenden Bernhard von dem offenen Pfade in das dunkle Walddickicht. Auf einem umgestürzten Baumstamm hockten sie nieder und redeten leise. Ueber die lange Abwesenheit Rupert's in Unruhe, von der Sehnsucht nach dem ungetreuen und doch immer noch geliebten Weibe ergriffen, hatte sich Bernhard aus seinem Versteck ge-

schlichen, der Gefahr nicht achtend, der er sich aussetzte. Wie ausgestorben war die Gegend, kein Mann, kein Weib in der Nähe. So konnte er am Waldsaum entlang unbemerkt zu Gertrud's Hütte kommen. Drinnen hörte er Stimmen, ein Schluchzen, Klagen und Streiten. Es ist Waldemar Stupp, der mit seinem Weibe redet. Blindwüthig will er hinein: da sieht er jenseit des Baches zwei Gendarmen. Die Angst ist stärker, ungestümer als die Eifersucht, zugleich öffnet sich auch die Thür der Hütte, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, in einen grauen Regenmantel gewickelt, tritt Waldmar aus der Hütte — und Bernhard ergreift die Flucht, in den Wald hinein. Wüst hingen dem Manne die Haare auf die Stirn, seine Augen funkelten blutunterlaufen, bald rang er verzweiflungsvoll, den Namen Gertrud stöhnend, die Hände, bald knirschte er mit den Zähnen. Das Wildthierische und Gefährliche der Menschennatur kämpfte in ihm mit einem Rest verständiger Ueberlegung und sanfterer Gewohnheit. „Laß mich“, sagte er aufstehend und suchte sich von Rupert loszuringen, „ich werde diesen Schurken finden, ich werde ihn erwürgen. Keiner soll's hindern, keiner! Mögen sie mich doch nachher aufhängen, dann bin ich todt und Alles ist gut. Ins Zuchthaus käme ich doch, da ist's besser, ich thue erst meinem Grolle gütlich.“ .. Und so ansteckend war seine Tobsucht,

so verwirrend ihre gemeinsame Gefahr, so überströmend ihr Groll gegen die Stupps, daß auch Ruperts Besinnung von einem Schwindel erfaßt wurde...

Auf weitem Umweg, damit der Zweck seines Ausgangs sich nicht errathen lasse, näherte sich in siegesgewisser Stimmung Waldemar dem Schlosse. Er hatte seine Verabredungen mit Gertrud so gut getroffen, durch Schmeichelkünste, Bestechungen, Liebesbetheuerungen wieder einen so großen Einfluß über sie gewonnen, daß er ihres Schweigens versichert war. Ihr Glaube, daß Bernhard sich das Leben genommen hätte, unterstützte seine Hoffnungen; das Gerede der Uebrigen mußte allmählig verstummen, wenn kein Kläger gegen ihn auftrat, wie die Gebirgsbäche im Sommer verlaufen, aus Mangel an Wasser. Den Mantel, den er nur umgehangen, um nicht so leicht erkannt zu werden, trug er lose über dem Arm, vor sich hin summte er eine Opernarie und entwarf dabei einen Plan seines künftigen Benehmens gegen den Oheim und Thekla. Man muß tugendhaft sein, ein Menschenfreund, philosophirte er bei sich, den wunderlichen Grillen des Alten nachgeben, wie sein St. Georg auf dem Portal gegen den Drachen der Gewalt auftreten.. wenn man reich ist, fallen diese freisinnigen Redensarten ins Gewicht, im Umdrehen der Hand ist man ein berühmter Mann und diese Beredtsamkeit ist so wohlfeil,

diese Freiheit so ungefährlich... Lärmschüsse, die in die Luft verpuffen... Was schiert mich das Volk? Reich sein, das ist's; der Besitzende ist der wahre König der Welt, er gestaltet und genießt das Leben, wie er will. „Horch!" zischelte im Dickicht, daran er vorüberschritt, Bernhard... „Still!" flüsterte Rupert noch und suchte ihn festzuhalten, weniger aus dem Schauer vor einer Unthat, als aus einer unbestimmten Angst, sie könne mißlingen, denn sein scharfes Ohr glaubte außer den Tritten Waldemar's noch die eines Anderen zu vernehmen.

Aber Bernhard sprang mit der Wuth und Kraft der Verzweiflung empor, aus dem Gebüsch.. jetzt faßte er den Arglosen, Zusammenschreckenden mit eisernem Griff an der Kehle: „Hab' ich Dich, Bestie!"

Der Hut fiel Waldemar vom Kopfe, er konnte keinen Laut hervorbringen, so fest umschnürten die Finger des Arbeiters seinen Hals, so entsetzlich war seine Bestürzung. Aus ihren Höhlen schienen ihm die Augen zu treten, sein Haar sträubte sich: die schreckliche Wirklichkeit borgte, um ihn ganz niederzuschmettern, noch die Schrecken der phantastischen Welt... Lebte Bernhard, war es ein Gespenst? Besaßen seine Augen noch ihre Sehkraft? Hülfesuchend sendete er seine Blicke umher: aus dem Dickicht grinste das trotzige Gesicht Rupert's

ihm erbarmungslos entgegen, in der Faust dessen, der ihn gepackt, blitzte die Klinge eines Messers . . .

„Schurken, was habt Ihr vor?"

Das klang noch verworren an ihm vorüber, betäubt sank er nieder . .

Der ihn aus der Gewalt seines Gegners gerettet, war Friedrich. Ein Zufall hatte ihn zu der Stelle des Verbrechens geführt. Gerade als Bernhard mit dem Messer ausholte, war er ihm in den Arm gefallen. Dennoch hatte Waldemar eine tiefe Stichwunde in den Hals erhalten, Friedrich war im Ringen mit dem Wüthenden an der Hand verwundet worden. Von Schmerz gepeinigt, hatte Friedrich den Mörder losgelassen und dieser den günstigen Augenblick zur Flucht benutzt. Friedrich verfolgte ihn nicht, dem Niedergesunkenen beizustehen, erschien ihm räthlicher. Mit welchen Gefühlen erkannte er in dem bleichen, entstellten, blutüberströmten Manne Waldemar Stupp! Dieselbe Empfindung der Abneigung beseelte den Verwundeten: die Augen öffnen, Friedrich anstarren und sie wieder schließen, war eins. Indeß hatte Waldemar's Noth und hülflose Lage den Haß in Friedrich's Seele zum Schweigen gebracht, aus einigen Kräutern und seinem Taschentuch machte er eine Art Verband: seine Bemühungen riefen den Ohnmächtigen zur Besinnung zurück.

„Beruhigen Sie sich, Herr Stupp, ich bin es, Friedrich von Dillburg .. Richten Sie sich auf, so — ich werde nach dem Schlosse eilen und Hülfe herbeischaffen.“

„Nein, lassen Sie mich nicht allein! Die Mörder könnten wiederkommen und ihr Werk vollenden. Ich blute, die Wunde ist gefährlich! Ich bin ein Kind des Todes“ ..

„Ich hoffe, nein. Gern biete ich Ihnen meinen Arm zur Stütze an, wenn Sie den Gang zum Schlosse wagen wollen.“

„Lieber sterb' ich auf dem Wege als hier .. Mein Kopf ist durch den Fall verwirrt, mir flimmert's vor den Augen, die fürchterlichsten Gestalten drängen sich um mich her, sie packen mich an, sie zerreißen mich“ ..

Waldemar's Zustand war beklagenswerth, zu dem Schmerz der Wunde gesellten sich die Wahngebilde seiner aufgeregten Phantasie, Friedrich hatte eine schwere Last, ihn mit sich zu führen. Eine leichte Blutspur bezeichnete ihren Weg. Fast waren auch Friedrich's Kräfte erschöpft, als sie die Buchenallee erreichten. „Ich kann nicht weiter!“ so sank Waldemar Stupp auf dem Rasen nieder. Zum Glück standen einige der Diener müßig vor dem Schlosse, Friedrich's Ruf nach Hülfe rief sie herbei. Von ihnen wurde Waldemar hinaufgetragen.

Da er nun, ohne seinen Willen in diese Geschichte mit verwickelt war, hielt Friedrich es für seine Pflicht, seine Rolle mit Anstand bis zu Ende zu spielen und dem alten Stupp in schonender Weise die Verwundung seines Neffen mitzutheilen. Er eilte den Trägern voraus, durch das Portal, über den Hof, nach dem Gartenhause; aber nicht den Kaufherrn, er fand Thekla.

Sie hatte ihn schon in einiger Entfernung bemerkt und kam ihm mit angstvollem Gesicht entgegen: „Sie haben uns eine traurige Nachricht zu bringen“ ..

„Ihr Herr Vetter, mein Fräulein“ —

„Um Gotteswillen, Sie bluten!“

„Das ist nichts, eine Schramme. Seien Sie auf ein größeres, Sie näher berührendes Unglück vorbereitet“ — und er deutete nach dem Thore hin, unter dessen Wölbung die Träger eben mit Waldemar erschienen. „Ihr Vetter ist verwundet, im Walde von einem heimtückischen Buben angefallen“ —

Eine leichte Blässe überzog Thekla's Wangen, aber ruhigen Gangs, in gefaßter Haltung näherte sie sich mit Friedrich dem Verwundeten, der in den Armen der Diener lag. Aus den Gemächern schaffte man die Wendeltreppe einen bequemen Armsessel hinab, um den Kranken so schneller hinaufzutragen. „Zum Arzt, nehmen Sie ein Pferd“, gebot Thekla einem Reitknecht. „Und

behutsam auftreten", ermahnte sie die Andern, „um den Vater nicht zu stören und zu erschrecken." Erst dann reichte sie Waldemar ihre Hand: „Muth, mein Vetter, Muth!" Einen langen, unbeschreiblichen Blick, der bei aller Schwäche doch einen lauernden Zug hatte, richtete Waldemar, in dem Sessel sich zurechtrückend, auf das Mädchen, auf Friedrich: „Es ist aus mit mir, Thekla.. die Wunde, die Nervenerschütterung — ohne Herrn von Dillburg wäre ich schon ein todter Mann." Mit fliegender Eile bat Thekla Friedrich, eine kurze Zeit im Gartensalon zu verweilen, bis sie die ersten und nothwendigsten Vorbereitungen zur Pflege des Vetters getroffen hätte; indessen würde auch der Vater seine Arbeit, bei der ihn Niemand unterbrechen dürfe, beendigt haben. — Friedrich verneigte sich schweigend, zum Zeichen seiner Einwilligung. Obgleich Waldemar, als übermanne ihn ein unerträglicher Schmerz, die Augen geschlossen hatte, vernahm er doch jedes Wort, das Thekla sprach, und jedes Wort war ihm ein Nadelstich; die Verbindung, die sich so zwischen dem Mädchen und Friedrich anknüpfte, konnte seinen Plänen viel gefährlicher werden, als die Stichwunde seinem Leben.

Träumerisch, den wunderlichen Verwickelungen, die ihn hergeführt, nachhängend, die Fäden dieser Zufälle weiter spinnend, saß Friedrich in dem Gartensaal. Die

Lampen darin waren angesteckt worden, durch die offenen Flügel der Thür wehte die Kühle, der Duft, das Rauschen des Springbrunnens hinein. Zum erstenmal dachte er länger an das Verhältniß, das nach der Meinung der Leute Thecla und Waldemar vereinte, oder doch bald vereinigen sollte. Diese Vorstellung wurde ihm peinlicher, schmerzhafter, je mehr sie die geschäftige Phantasie auszumalen strebte. Nie hatte es zwei Menschen gegeben, die weniger für einander bestimmt waren, als dieser eitle und falsche Mann, dies edle, hochsinnige Mädchen. Trotz seiner Verwundung flößte ihm Waldemar kein Mitleid, nur einen gesteigerten Widerwillen ein. Denn offenbar übertrieb er seine Schwäche, seine Schmerzen. Während Thekla voll schöner Hingabe und Aufrichtigkeit sich zeigte, war an Waldemar Alles ein klug berechneter Schein, Heuchelei und Verstellung seiner wahren Empfindungen. Wie hatte sie nur in das Verlöbniß mit ihm einwilligen können! War es Gewohnheit, Zwang, eine Irrung der Natur und des Herzens, die ihr Urtheil zu Waldemar's Gunsten bestimmt?

„Die Zeit ist Ihnen lang geworden, Sie sitzen so sinnend da“ — sagte sie plötzlich mit ihrer sanften, ihm wie holdeste Musik klingenden Stimme; er hatte sie nicht kommen hören, das Geräusch des Springbrunnens hatte ihren leichten Schritt übertönt.

„Nicht doch, mein Fräulein! Sie kehren schneller wieder, als ich mir zu hoffen erlaubte.. Von dem Krankenbett eines Verlobten“.. Ihm war das Wort entfahren, er wußte nicht, wie es geschehen. In erregten Zuständen tritt wohl der Gedanke ohne unsern Willen in das Wort, das ihn lebendig macht.

„Verlobten?“ wiederholte sie langsam und hielt ihre Augen unverwandt auf ihn geheftet. „Was verleitet Sie zu dieser Vermuthung? Mein Vetter, Waldemar Stupp, ist mein Verlobter nicht.“

Es war Härte, Entrüstung und Stolz zugleich in dem Ton, mit dem sie dies sagte, und Friedrich wurde dadurch so verwirrt, daß er nur mit einem Blick, nicht mit einem Worte ihre Verzeihung erflehte.

Herr Erich Stupp stieg die Treppe von der Terrasse nieder, ein Diener begleitete ihn. „Hübsche Geschichten, saubere Geschichten“, sprach er lebhaft. „Waldemar verwundet! Mörder im Walde, am hellen Tage! Und dafür bezahlen wir die Polizei und die kostspielige Gerechtigkeit? Saubere Geschichten“.. und damit trat er in den Saal zu den Zweien, die lautlos einer in des andern Augen ruhten . . .

Die Annäherung, die so durch eine Reihe kleiner Zufälligkeiten zwischen den beiden Familien geschehen,

machte in dem Flecken nicht geringes Aufsehen; aber ein plötzliches Abbrechen der Verbindung war um so weniger möglich, da die Krankheit Waldemar Stupps einen gefährlicheren Charakter annahm, als es den Anschein gehabt. Zu der Schwäche, die der starke Blutverlust herbeigeführt, gesellte sich am nächsten Tage ein Nervenfieber. Es war die Forderung der Sitte, die Frau Luise von Dillburg erfüllte, als sie nach dem Schlosse fuhr, um den Besuch des Kaufherrn zu erwiedern und sich theilnahmsvoll nach dem Befinden seines Neffen zu erkundigen.

Und noch durch einen andern, einen tragischen Umstand verschlang sich das Gewebe.

Am zweiten Tage nach dem Anfall auf Waldemar Stupp wurde die Leiche Bernhard's im Rhein aufgefunden: in dem Wahn, seinen Feind getödtet zu haben, in der sicheren Ueberzeugung, daß er nach diesem Verbrechen dem Arm der Gerechtigkeit nicht entgehen würde, schuldbeladen, schmerzzerrissen löste er sich durch einen Sprung in den Strom aus einem Dasein, das ihm zuletzt nur Qual, Verzweiflung, Sünde und Wahnsinn geboten.

Dieser erschütternde Vorfall rief unter den Arbeitern und den Armen der Gegend eine tiefe Bewegung, eine bedenkliche Gährung hervor. Alle hatten Bernhard als einen stillen, schlichten, arbeitsamen Mann gekannt, der

in seinem Weibe und seinem Kinde seine höchsten Güter sah und für sie einzig lebte. Laut und offen klagte man den Neffen des Kaufherrn an, diese glückliche Familie ins Unglück gestürzt zu haben. Man entschuldigte die Schwäche Gertrud's: sie ist eben ein Weib, putzsüchtig, den ganzen Tag, während der Mann im Steinbruch arbeitete, saß sie allein zu Hause, da kamen die schlimmen Gedanken und der Versucher; auf den wurde die ganze Schuld geworfen, sein Reichthum steigerte sie noch in den Augen der Armen. Niemals hatte Waldemar seine hochmüthige Geringschätzung der Arbeiter verborgen, rauh und gebieterisch fuhr er sie an und pflegte in seine Befehle noch hämische und spöttische Bemerkungen einzumischen, als gefiele er sich darin, den ohnmächtigen Zorn der Armen gegen sich herauszufordern. Das Alles wurde ihm jetzt in übelster Nachrede heimgezahlt. „Sie halten uns für Lumpengesindel, das sie mit Füßen treten können.“ „Unsere Weiber und Töchter verführen sie und wir dürfen uns nicht auflehnen.“ „Das Gesetz verbietet's!“ „Geht doch, das Gesetz ist nur für die Reichen.“ „Die Adeligen und die Reichen, die hacken einander die Augen nicht aus, ihr seht's ja wieder an den Dillburgs und den Stupps.“ „Es ist immer dieselbe Sippschaft.“ „Na, dem jungen Laffen ist nun sein Recht geschehen, der wird den Denkzettel nicht so bald vergessen.“ „Bist

ein Narr, die Reichen stehen sich mit den Doctoren gut, sie sterben nicht so rasch fort, wie wir; willst wetten, daß er in vier Wochen hier wieder herumstreicht, den Bart dreht und frech mit den Weibsbildern liebäugelt?" „Wollte Gott, der Bernhard hätte ihn besser getroffen!" „Wie lange dauert's und er beerbt den Alten, dann geht das Leiden erst recht für uns an." „Mit dem Alten ließ sich leben" . . „Ach, hole sie alle der Satan! Es wird nicht eher besser, bis wir eine große Revolte machen und die Fabrikherrn aufhängen" . . .

So wild und wilder gingen die Reden des Abends während des Heimgangs der Arbeiter und in den Schenken. Die Theuerung der Lebensmittel, der Wunsch nach Lohnerhöhung, die Nachrichten aus dem nahen Belgien, wo die Arbeiter hier und dort ihre Arbeit eingestellt, gossen beständig neues Oel in die Flammen. Ueberdies schien bei all' diesen Umtrieben eine geheime Macht thätig, die jeden Beschwichtigungsversuch der Ruhigeren und Verständigeren scheitern ließ. Noch war nicht die geringste Widersetzlichkeit von Seiten der Arbeiter geschehen, aber der Kaufherr, der jetzt häufiger in dem Steinbruch und den beiden Fabriken erschien, die er im Flecken besaß, erkannte die veränderte Stimmung. Er aber blieb sich gleich, freundlich zu Jedem, streng in der Aufrechthaltung der Ordnung, billigen Wünschen zu-

gänglich. Den Rath der Inspectoren, die Rädelsführer zu entlassen, verwarf er: das würde nur böses Blut geben und die Zahl der Landstreicher vermehren; nicht von denen, die arbeiteten, von den Müßiggängern und Nichtsthuern stamme das ganze Geschrei her.

Unberührt von dieser Unruhe, wie in einem glücklichen Lande der Phantasie, lebten Friedrich und Thekla. Herrn Erich Stupp schwanden die Furchen von der Stirn, die Sorgen aus dem Gemüth, in dem Anblick seiner Tochter. Nichts von dem Lärm und Aufruhr der Menschen draußen drang zu ihr, und Friedrich, mit seinen aristokratischen Neigungen und Gewohnheiten, hatte weder Muße noch Sinn, auf die Bewegungen in der Menge zu achten. Es war natürlich, daß er nach dem Befinden dessen fragte, den er aus augenscheinlicher Lebensgefahr gerettet, natürlich, daß er die Freundlichkeit und liebevolle Zärtlichkeit, mit der Thekla seine Mutter aufgenommen, durch Höflichkeit erwiederte. Gegenseitig lernten sich beide näher kennen, achten, schätzen; allmählig legte er den Ton gereizter Empfindlichkeit ab, in den er sonst bei jedem Widerspruch gefallen war. Das entschiedene, edelgefaßte Wesen Thekla's, das sich in ihren Ansichten und Handlungen aussprach, zog seinen ernsten Sinn an, ihre Behauptungen regten Gedanken an, ihre Anmuth und die ihr innewohnende Poesie verschönten

auch die trockenen Fragen der Politik. Zur rechten Zeit, wenn die Gegensätze der Meinungen sich zu erhitzen drohten, wußte sie dann einen geschickten Abbruch des Gesprächs zu finden. In vielen Fällen konnte Friedrich ihr nicht Unrecht geben, sie betrachtete die Welt freier, sicherer und harmloser als er. Höher stellte sie die freie, nach allen Kräften gleichmäßig entwickelte Persönlichkeit des Menschen, als die hergebrachten Einrichtungen des Staates und der Gesellschaft. Er mußte sich sagen, daß sie, an welcher Stelle sie auch geboren worden wäre, ihren Platz würdig ausgefüllt hätte. Niemals hatte er die Wahrheit des Dichterworts von dem erziehenden Einfluß edler Frauen tiefer empfunden, als jetzt. Was das Ende dieses, ihn beglückenden Verkehrs sein würde? Er bedachte es nicht. Bedenkt einer inmitten eines fröhlichen Festes den Ausgang, die Folgen, die es haben könnte? Sieht er statt der flammenden Kerzen erloschene, statt der blühenden Blumen verwelkte? Zuweilen, wenn er nach dem Schlosse eilte, das nun schon das tägliche Endziel seiner Spaziergänge geworden, wenn er zu dem St. Georg hinaufblickte, überwältigte der grüblerische Zug seines Geistes die Unbefangenheit und störte ihm den unbekümmerten Genuß der Stunde. Aber nicht Gedanken, nicht Entschlüsse, sie zu meiden, die Gegend zu verlassen, hielten vor Thekla's Er-

scheinung Stand. Der Einzige, der Friedrich's Gewissen und Willen gegen die schöne Zauberin wachgerufen hätte, war für ihn wie verschollen — Rupert fand sich nicht mehr wie früher an jedem Morgen im Dillburg'schen Hause ein.

Und auch sonst, auf den Bergen, im Walde gingen die beiden Männer sich am liebsten aus dem Wege, jeder aus leicht erklärlichen Ursachen. Friedrich erwartete von dem Alten eine harte und boshafte Strafrede, Ermahnungen, Warnungen, Erinnerungen an seinen Vater, Dinge, die er in seiner Stimmung nicht hören, die er sich so fern als möglich halten wollte. Mit Scheu und Scham hätte ihn die Gegenwart des alten Dieners niedergedrückt. Auf Rupert's Brust lastete dagegen ein Verbrechen, die Angst des Sünders. Als Friedrich Bernhard's erhobenen Arm ergriffen, hatte Rupert das Gesicht niedergeduckt, als wäre ein Blitzstrahl vor ihm in die Erde gefahren; während des Ringens der Beiden war er entflohn, auch hinter ihm schwebten die Furien. Mit seinem Gegner beschäftigt, hatte ihn Friedrich nicht wahrgenommen, in Waldemar's Fieberträumen mischte sich Alles wirr und räthselhaft in einander: so ahnte Niemand, welche Rolle Rupert in dieser verhängnißvollen Geschichte gespielt. Bernhard hatte er nach der That nicht wiedergesehen; er war in die Schenke, zu seinem

Schwiegersohn, gegangen, und hatte dort zechend und lärmend, wie es vorher nie seine Gewohnheit gewesen, bis nach Mitternacht gesessen. Wollte er im Voraus die Meinung der Leute irre führen, gleichsam, im Fall der Anklage, den Beweis eines Alibi haben? Die Menschen schwiegen, wie die Bäume und die Steine, in ihm aber tobte und grollte es um so wilder. Hat dich der junge Dillburg gesehen; wird er dich verrathen? Das war die Frage. Die Stupps und Dillburgs hatten sich versöhnt, er wurde das Opfer dieses neuen Bundes. In der eigenthümlichen Sophistik aller Schuldigen kehrte sich auch bei ihm das Verhältniß um, er war der Angegriffene, Verletzte. Sein Haß erhielt neue Nahrung. Die Feuersbrunst, das Messer, die Thaten Bernhard's gestalteten sich in seinen Träumen zu wunderlichen Phantasieen: er zündete das Schloß an, er bohrte Waldemar Stupp das Messer in die Brust. Wirklichkeit und Phantastik wirbelten zusammen. Und zuletzt nahm Friedrich Dillburg die Züge des ehernen Ritters über dem Burgportal an und stieß ihn, den alten getreuen Rupert, nieder. Einmal aus dem Gleichgewicht seines bisherigen Lebens gerückt, taumelte der Alte hinüber und herüber, seine Furcht, sein inneres Schuldbewußtsein spiegelten ihm die Dinge größer, gefährlicher vor, als sie in der That es waren, seine finstere und

leidenschaftliche Gemüthsart drängte ihn zu irgend einem Unternehmen vorwärts.. Wären die Menschen um ihn in gewohnter Ruhe und Thätigkeit ihren Arbeiten, Geschäften und Vergnügungen nachgegangen, so hätte Rupert's Zustand allmählig eine Aenderung zum Bessern erfahren. Die allgemeine Bewegung aber hielt ihn in beständiger Spannung und steigerte seine Heftigkeit, sein unstätes Wesen. Er war es, der in den Versammlungen das lauteste Wort gegen die Stupps führte, der heimlich diesen und jenen aufhetzte, die Erbitterung schürte, die gehässigsten Gerüchte aussprengte.

Der sechste Tag seit dem Mordanfall auf Waldemar Stupp war gekommen, ein Sonntag, und in der Schenke zur Sonne hatte sich eine zahlreiche Versammlung eingefunden. Da gab es nun ein Erzählen, ein Reden hin und her, für und wider. Bernhard's Geschichte bildete an allen Tischen den Hauptgegenstand des Gesprächs. Das Loos der Armen, die Willkür und die Genußsucht der Reichen wurden mit Heftigkeit erörtert, die Sommerhitze und der Wein thaten das Ihrige, die Gemüther noch mehr zu entflammen und die Ströme der Volksberedtsamkeit nicht versiegen zu lassen. Und wo die Mäßigen den Unruhstiftern Raum abgewannen, kam Rupert diesen zu Hülfe und blies die verglimmenden Kohlen wieder an. „Das war vor Kurzem noch

ein so gesetzter Mann", sagten die Bürger aus dem Flecken, die mit ihren Frauen abseits von dem lärmenden Haufen unter schattigen Nußbäumen saßen, „jetzt ist er der Aergste" — und sie schüttelten die Köpfe. Von den Arbeitern war die Mehrzahl hinausgegangen, sich mit Spiel und Tanz in dem geräumigen Garten der Schenke und auf der Wiese, die daran stieß, zu erlustigen, allein die Tobsucht, das Wohlgefallen an Lärm, Geschrei, großwuchtigen Worten verdrängten bald harmlosere Freuden. Freiheit und Gleichheit, Tod den Reichen, Lohnerhöhung, mehr Brod und weniger Arbeit: wo hätten diese Zauberworte jemals ihre Wirkung verfehlt? Sie blenden und verwirren wie die Strahlen der Sonne, wenn man in sie hineinschauen will. Mitten in diesem Tumult — sie standen in dichten Haufen auf der Wiese — erhob einer seine Stimme und rief: „Wie wär's, wenn wir nach dem Schlosse hinaufzögen und fragten, wie es um unsern guten Herrn Waldemar Stupp stände?" Der so sprach, dachte nichts Sonderliches dabei und einige fingen darüber wie über einen schlechten Spaß zu lachen an. Für Andere aber war der Einfall der Funke, der eine Pulvertonne entzündet. Aus dem unnützen Geschwätz wuchs eine That vor ihnen auf. „Nach dem Schloß!" schrieen sie. Rupert schwang einen Knüttel um sein Haupt: „Recht so, Jungens, ich werde

Euch führen!" Vergebens warfen sich die Einsichtigeren der ungestümen Schaar entgegen, baten: sie möchten keinen Unfug anstiften, stellten vor, daß Waldemar Stupp durch seine Krankheit hart genug bestraft sei, warnten vor dem Einschreiten der Behörden, Alles blieb umsonst, die Menge war in Bewegung gerathen und wie ein Roß, das des Zaumes ledig, wollte sie ihren Willen durchsetzen. Die Wenigsten unter denen, die nun die Schenke verließen, hatten eine bestimmte, verbrecherische Absicht, die Meisten trieb die Neugierde an: was denn aus dem ganzen abenteuerlichen Zuge werden würde? Frauen und Kinder liefen mit; diese steckten grüne Zweige auf ihre Hüte, jene trugen Kränze darum. Wohl fielen tolle Reden, dann wurde wieder gesungen und gelacht. Das Ende konnte so gut eine Komödie wie eine Tragödie sein.

Zu seinem Glück oder Unglück — je nachdem sein Erscheinen besänftigend oder erbitternd auf die Menge gewirkt hätte — war Herr Erich Stupp an diesem Tage, wo man ihm einen so unerwarteten Besuch zugedacht, nicht in seinem Schlosse. Am vergangenen Abend hatten ihn wichtige Geschäfte, die seine persönliche Gegenwart forderten, nach der großen Fabrikstadt gerufen, über seine Wiederkehr wußte er der Tochter keine bestimmte Auskunft zu geben. Um ihr, der Einsamen,

Gesellschaft zu leisten, war Frau Luise mit Friedrich heraufgekommen. In dem stillen Garten saßen sie, im friedlichen Beisammensein. Von der Dienerschaft hatten einzelne ihren freien Tag, die Andern plauderten im Hofe, in den Gängen des weitläufigen Hauses, zwei lösten sich in der Pflege und Bewachung Waldemar's ab. Von Stunde zu Stunde verließ Thekla ihre Gäste, um sich selbst von dem Befinden des Kranken zu überzeugen. Auch über diese Sorge hinaus bedrückte sie eine gewisse Unruhe, die sie Friedrich nicht verbergen konnte und wollte.

„Es ist mir, als wäre mein Blut heute schwerer als sonst, mein Blick bewölkter", sagte sie zu ihm. „Der Vater nahm mit so eigenem Gesicht gestern von mir Abschied: morgen ist Sonntag, da wird nichts geschehen, meinte er. Ich gab nicht Acht auf die Worte, erst heute in der Frühe fielen sie mir wieder ein und beängstigen mich seitdem mit dunklem Schrecken."

„Wie die Zeitungen melden, greift die Arbeiterbewegung in der Provinz um sich; Ihr Herr Vater wird befürchten, daß auch hier seine Arbeiter sich ihr anschließen... Wenn ich nicht Ihre Besorgniß sähe", fuhr er mit einem Tone des Scherzes fort, „könnte ich triumphiren. Das ist nun die Frucht liberaler Gesinnungen! Sie wie Ihr Vater thun das Möglichste

für diese Leute und der Dank, den Sie erndten, sind Auflehnungen, unbillige Ansprüche: immer wird der Arbeiter in dem Fabrikherrn seinen Feind sehen und nicht begreifen wollen, daß ihr Vortheil Hand in Hand geht, daß Arbeit und Kapital gegenseitig ihr Dasein sich fristen."

„Beklagen Sie die Armen lieber, statt sie zu verurtheilen. Ihre Noth ist so groß und im Vergleich zu ihr unser Leben so heiter und wolkenlos. Weil wir nicht die Leiden erdulden, von denen sie heimgesucht werden, glauben sie, wir lebten ohne Kummer und Sorgen. Wir werden reich und sie erschwingen kaum die Nothdurft des Lebens. Daß, um sie Alle glücklich zu machen, unser Reichthum nicht ausreichte, daß er nur als ein Tropfen in das Meer des allgemeinen Elends sänke: die Erfahrung allein könnte sie davon überzeugen. Ich habe Mitleid mit den Armen, auch wo sie mich beleidigen."

„Sie sind immer von gleicher Güte und Langmuth."

„Schmeicheln Sie doch nicht, Herr von Dillburg, ich suche nur, so viel ich kann, nicht zu vergessen, daß wir im Grunde alle Brüder und Schwestern sind."

Einer aus der Schloßdienerschaft war mit der andern Menge auf der Wiese bei der Sonnenschenke ge-

wesen, er hatte zu denen gehört, die zum Guten riethen und den Zug mißbilligten. Ueberstimmt, überschrieen, von den Ausgelassensten mit Schlägen bedroht, hatte er die Flucht ergriffen und war nach dem Schloß geeilt; athemlos stürzte er jetzt in den Hof, in den Garten, berichtete, was er gesehen, gehört — eigentlich nur, was ihm die Angst vorspiegelte, geschaut und vernommen zu haben — den Anzug einer wild aufgeregten Menge, einer drohenden Gefahr. Nach ihm hatten die Leute geschworen, von Schloß Dillburg keinen Stein auf dem andern zu lassen; die Stupps hätten Schuld, daß die Hütte Bernhard's in Flammen aufgegangen, nun sollte ihr Palast eben so niedergebrannt werden. Was thun? so fragten sich die Diener unter einander, blickten fragend zu dem jungen Fräulein, zu Friedrich und der alten Dame auf, die mit gelassener Würde, Thekla die Hand reichend, in ihrer Mitte stand, und machten bedenkliche Gesichter. Friedrich war in dem ganzen Feuer eines kriegerischen Edelmanns, der mit den Mächten der Unterwelt den Kampf mit Blut und Eisen ausfechten möchte. „Wir sind sechs rüstige Männer“, rief er, „Herr Stupp hat einen Schrank trefflicher Flinten, bewaffnen wir uns, vertheidigen wir uns! Diese Aufrührerrotte soll nicht über uns Herr werden!“ Dazu aber, zu einem solchen Streit auf Tod und Leben waren

die Diener nicht geneigt, nur die beiden Jäger hätten gern auf jede Gefahr hin mit den neuen Flinten, die Herr Stupp jüngst aus Belgien erhalten, einen Probeschuß gethan. Zuletzt siegte die Meinung der Frauen, die zur Mäßigung und zum Erwarten des Kommenden riethen ...

„Um Ihret-, um unserer willen", zog Friedrich das Fräulein heimlich zur Seite, „besteigen Sie mit meiner Mutter einen Wagen, noch ist der Weg frei, fahren Sie nach dem Städtchen hinunter. Ich verspreche Ihnen, so lange ich lebendig bin, betritt keiner dieser Schurken diesen Garten."

„Nein, Herr von Dillburg", und sie berührte mit leisem Druck seine Hand, „ich danke Ihnen, wir sollen nun einmal von Tag zu Tag mehr Ihre Schuldner werden, allein die Vertheidigung meines Eigenthums überlasse ich keinem andern, dies ist meine Pflicht." Mit freundlichem Drängen führte sie Frau Luise nach dem Gartensalon zurück, gebot den Mägden im Hause zu bleiben, sie lächelte, als sie wieder nach dem Hofe zurückkehrend, doch einige der Leute mit Büchsen bewaffnet sah. „Für den äußersten Nothfall", entschuldigte Friedrich sein eigenmächtiges Handeln.

„St. Georg auf dem Thor, St. Georg im Hofe, wie könnten wir an unserm Siege zweifeln?"

Friedrich's Augen flammten; in dieser Minute verkörperten sich für ihn alle Heldinnen der Sage und Geschichte in Thekla. Daweilen war die Spitze des wunderlichen Zuges auf dem freien Raum vor dem Schlosse angelangt, Müßiggänger, Neugierige, Strolche, die keine Gelegenheit Lärm zu machen versäumen, bildeten sie; die Anstifter des Ganzen hielten sich noch im Hintergrund. Unentschlossen, ohne Führer stand die Menge schweigend, nur ein halblautes Gemurmel durchlief die Reihen. Die Ruhe und friedliche Stille, die über Schloß und Wald ausgebreitet lagen, hatten etwas Bannendes für diese rohen Seelen; die Feierlichkeit des Tages prägte sich auch in der Natur aus. Hier und dort waren die Jalousien vor den Fenstern niedergelassen, andere standen offen, die Flügel des Thores waren nicht geschlossen, nur das eiserne Gitter nach dem Hofe zu gesperrt, daran lehnte in voller Livrée ein Jäger, als erwartete er die Ankunft des Herrn. Nichts drückte Besorgniß, Unruhe, die Absicht der Vertheidigung aus. Im Sonnenglanz schimmerte das Standbild des heiligen Georg wie von purem Golde und die Inschrift darunter leuchtete weithin. Nun waren auch die Letzten den Buchengang hinaufgekommen und riefen, als seien sie am Ende aller Mühsal: „Hurrah!“ Es mochten etwa zweihundert Menschen sein. „Was bedeutet denn die Fratze da

oben?" begann einer und zeigte nach dem Erzbilde. „Bist Du ein so schlechter Katholik, daß Du den Erzengel Michael nicht kennst, der den Drachen tödtet?" „Es ist nicht Michael, es ist der heilige Georg." „Geht mir doch", schrie Rupert und drängte sich in die erste Reihe, „der Stupp ein frommer Mann? Gott weiß, was der glaubt! Ich will Euch das Ding erklären; auf unsere Verhöhnung ist es abgesehen. Wir sind der Drache, welchen der reiche Mann mit den Hufen seines Pferdes niedertritt. Den König wollen sie fortjagen und den Papst. Warum? Damit wir armen Leute gar keinen Schutz haben und sie im Lande machen können, was sie wollen. Der Waldemar Stupp hat's ja oft genug gesagt." Der Name des verhaßten Mannes rief der Menge plötzlich die Absicht, die sie hergeführt, wieder ins Gedächtniß zurück. „Ja, Waldemar Stupp!" „Heraus mit ihm!" „Er soll Abbitte leisten." „Er liegt am Nervenfieber." — „Hm, vertreibt ihm das Fieber!" „Schickt eine Deputation zu ihm." „Wie geht's Euer Gnaden?" Nun ein allgemeines Gelächter, ein Jauchzen, ein Schreien.. „Und vergeßt den Alten nicht!" „Eine neue Fabrikordnung." „Keine Stückarbeit mehr!" „Einen besseren Tageslohn!" „Der alte Stupp ist ein braver Mann, auf den lasse ich nichts kommen." „Du, Gelbschnabel, Du verstehst etwas Rechtes!"

„Die goldenen Buchstaben da, woher stammen sie? Aus unserem Schweiß!" „Klopft doch einmal an!" Und aus der hintersten Schaar, von ruchloser Hand geschleudert, flog ein Stein gegen die Fenster des ersten Stockwerks, traf und zersplitterte eine Scheibe. Das Klirren des Glases brachte eine mächtige Wirkung hervor, ein lautes „Hurrah!" folgte ihm und die gaffende, bisher gelangweilte Menge griff nach Steinen, brach die Aeste der Bäume ab, um das Werk der Zerstörung zu beginnen. Wie im Kinde ist bei der Masse dieser Trieb der Vernichtung der stärkste. Das Glück aber, das an diesem Tage das Schloß beschützte, fügte es so, daß nicht allzuviel Steine in seiner Nähe aufzufinden waren und wenn man, wie Rupert schrie, etwas Ordentliches ausrichten wollte, mußte man durch das Portal und das Gitter in das Haus selbst eindringen. Dazu waren die Vordersten nicht geneigt, indeß stießen und schoben die hinter ihnen Stehenden, die Schaar kam allmählig in Fluß, dem Schlosse näher. Mit tollem Geschrei, mit einzelnen Steinwürfen, mit dem Rufe: „Werft das Schandbild hinunter!" „Nur vorwärts!" ermunterten und ermuthigten sie sich unter einander.

In dieser Noth nun, wo ein Handgemenge zwischen den Dienern und den Angreifern unvermeidlich schien, Friedrich schon die geladene Büchse bereit hielt, um den

Ersten niederzuschießen, der seinen Arm auf das Gitter legen würde, bei der steigenden Erbitterung auf beiden Seiten, sagte Thekla zu dem Jäger: „Oeffne!" Sie hatte den Ton, den Blick ihres Vaters, der keinen Widerspruch duldete; kaum konnte Friedrich, die Waffe in der Hand, ihr nachstürzen, sie zurückzuhalten war unmöglich. Als die beiden jugendlichen Gestalten, Thekla voran, in kleiner Entfernung hinter ihr mit zornblitzenden Augen Friedrich, unter der Thorwölbung hervortraten, stutzten die, welche bisher fast wider ihren Willen vorgedrängt worden, stemmten sich dagegen und so stand, wie auf ein gegebenes Zeichen, die ganze Schaar, mit emporgereckten Köpfen, der neuen Dinge begierig. „Was wollt Ihr, Leute?" fragte Thekla, zu den Ersten herantretend. „Was sucht Ihr bei uns? Ihr wißt, daß wir einen Kranken im Hause haben, dessen sollt Ihr schonen. Mein Vater ist in der Stadt; habt Ihr ihm Bitten, Vorschläge, Forderungen vorzutragen, so thut es, ihm ins Angesicht, mit Anstand, wie es sich ziemt, nicht mit diesem Unfug und Lärm. Ich habe Euch nie beleidigt, dies Haus, was kann es Euch gethan haben? Viele haben an seiner Schwelle Brod und Kleidung empfangen, Niemand ist unbeschenkt von hinnen gegangen. Mancher unter Euch wird meine Worte bestätigen können, er trete jetzt vor und gebe der

Wahrheit die Ehre. Ich fürchte Euch nicht, ich hasse Euch nicht, mitten unter Euch stehe ich da. Kann ich, ein schwaches Mädchen, Euren Frauen, Euren Kindern helfen, so sagt es. Eurer aber, der Männer, ist es unwürdig, ein friedliches Haus zu überfallen, mit Eurem Toben den Sonntag zu entweihen. Was beabsichtigt Ihr denn? Die Arbeit wird nicht reichlicher, das Brod nicht billiger werden, wenn Ihr diese Mauern zerstört habt. Und ehe Ihr Euer Ziel erreicht, hat Euch strafend die Gerechtigkeit ergriffen" . . Während sie sprach, röthete sich ihr blasses Gesicht ein wenig, ihr Herz klopfte ungestüm, angstvoll, nichts indessen verrieth ihre geheime Furcht, hoch und stolz hielt sie den Kopf, so ging sie von einem zum andern. Ihre Schönheit, ihr Muth, ihre Stimme zwangen auch die Verwegensten und Rohsten, so lange sie redete, zum Schweigen; ein beifälliges Gemurmel erhob sich sogar, als sie geendet und sich zu einer der Arbeiterinnen gewandt, die, ein Kind auf dem Arm, mit niedergeschlagenen Blicken dastand: aus Scham, so vor der stehen zu müssen, aus deren Hand sie so manche Wohlthaten empfangen hatte. Die Menge war rathlos, einige riefen schon: „Nach Hause! Nach der Schenke!" Wäre Friedrich vertrauter mit der rasch wechselnden Stimmung des Volkes gewesen, hätte er diese armen Leute, denen doch im Grunde

nur ihre Unbildung, ihre Rohheit vorzuwerfen waren, — Sünden, die mehr aus der verkehrten Einrichtung der Welt als aus ihrem Gemüth entsprangen — nicht so gering geschätzt und jede Nachgiebigkeit Schwäche und Verbrechen gescholten, würde er dem und jenem die Hand gedrückt, ihnen einen guten Trunk haben austheilen lassen und der Aufzug hätte mit einem „Hoch die Stupp's und die Dillburg's!“ geschlossen. Statt dessen rief er trotzig: „Zieht heim! Gebt Raum!“ Das war Wasser auf die Mühle der Unruhigen, denen das Schauspiel schon längst nicht mehr gefiel. „Was will der Gelbschnabel?“ „Wir haben nur mit dem Fräulein zu thun.“ „Was mischt sich der Bursche in unsere Angelegenheiten?“ „Es ist Friedrich Dillburg!“ „Sein Vater hat manchen ins Zuchthaus gebracht.“ „Fort mit ihm! Schlagt ihn nieder!“ „Nieder mit ihm und dem Drachenritter!“ „Aus dem Wege, Frauenzimmer!“ „Nieder!“ Und nun fingen sie wieder an mit den Knütteln zu drohen, die Diener rissen das Gitter auf, um ihrer jungen Herrin beizuspringen, und da . .

Einen großen Feldstein hatte Rupert aufgerafft und, als alle wild durcheinander tobten, zur Seite tretend und sich Raum machend, weit ausholend zum Wurf, ihn gegen das eherne Standbild geschleudert. So gut traf der Stein den erhobenen Arm des heiligen

Georg mit der Lanze, daß er abbrach: er mochte nur schlecht verlöthet sein — und mit schwerem Fall, durch die Luft sausend, zur Erde fiel, hart an Friedrich vorüber, daß die eherne Lanze seine Schulter streifte.. „Er ist todt!“ schrieen Einige.. „Friedrich!“ rief Thekla in der Selbstvergessenheit der Furcht und Liebe und eilte zu ihm, mit ihren Armen ihn, der, vom Schlage erschüttert, zu sinken drohte, umfassend. Aber ihre Berührung beseelte ihn mit neuer Kraft, er blieb aufrecht, er stützte sie, die Büchse erhebend, wenn die Wüthenden einen Angriff machen sollten.

Für die Menge war der herabfallende Arm St. Georg's gleichsam die sichtbare Hand Gottes: sie wagten sich nicht weiter vor. Den Einen schien Friedrich's Rettung ein Wunder, die Andern fürchteten, das eherne Bild würde in dem nächsten Augenblicke herunterstürzen, die Aengstlichen behaupteten schon, daß es schwanke und vornüberneige. Hatte der Finger Gottes den einen bewahrt, einen andern hatte er um so stärker getroffen. Das Geschehene riß Rupert aus dem unheimlichen Rausch und Taumel, in dem er sich die letzten Tage hindurch bewegt. Als das Erzstück, den einzigen Sohn seines geliebten Herrn bedrohend, niederstürzte, durchfuhr es ihn vom Kopf zur Sohle: der Mann zitterte an Händen und Füßen, Thränen strömten ihm aus den

Augen, „Vergebung! Vergebung!“ rufend, stürzte er aus dem dichtesten Haufen und fiel Friedrich und Thekla zu Füßen nieder. „Ich bin der Schuldige“, rief er thränenüberströmt und raufte sich den Bart. „Ich habe sie aufgestiftet, ich habe den Stein geschleudert — ich bin ein ewig verdammter Sünder!“ Und während sich Thekla, auch um ihre Schamröthe zu verbergen, liebreich zu dem Alten neigte und ihn aufzurichten suchte, redete er weiter, mit gebrochener Stimme, Bekenntnisse, Anklagen, Worte der Reue. Von dem rührenden Schauspiel ergriffen, stand Alles so lautlos, daß man ein Blatt hätte fallen hören müssen, wie viel eher den gleichmäßigen Hufschlag eines Gespanns, das Heranrollen eines Wagens . .

Im offenen Wagen kam Herr Erich Stupp die Buchenallee daher; seine Geschäfte hatte er schnell und zur Zufriedenheit beendigt, in seinem gutmüthigen und klugen Gesicht glänzte die Freude. „Mein Vater!“ Thekla flog ihm entgegen, noch immer hielt sie Friedrich's Hand gefaßt und zog ihn, der nicht widerstrebte, in dem Jubel ihres Herzens mit sich. Die früher die lautesten und übermüthigsten Schreier gewesen waren, hielten es jetzt für die höchste Zeit, sich still davon zu schleichen und den unliebsamen Ausgang des verfehlten Unternehmens nicht abzuwarten. Denn mit beiden

Füßen war Erich Stupp aus dem Wagen gesprungen, stand da, überschaute die Scene, reimte sie zusammen, drückte erst der Tochter, dann Friedrich die Hand, blinzelte mit den Augen und sagte: „Guten Abend, Leute! Danke Euch für den Empfang! Dem St. Georg habt Ihr den Arm abgeschlagen, nun, wir werden ihm einen neuen gießen lassen. Besinnt Euch doch; wenn Ihr die Fabriken zerstört, mit Eurer Arbeit werden sie wieder aufgebaut. Es ist immer das alte Lied von Armuth und Reichthum, unsere Vorfahren haben es gepfiffen und unsere Nachkommen werden es auch noch pfeifen. Aber wie? Geht's Euch nicht besser als Euern Großvätern? Habt Ihr nicht bessere Wohnungen, mehr Verdienst? Macht, daß es Euren Kindern wieder besser gehe, als Euch. Schickt sie in die Schule, laßt sie lesen und schreiben lernen. Dann werden sie klüger sein als Ihr und sich nicht an einem leblosen Stück Erz vergreifen, wie Ihr. Die Arbeit ist heilig, sollte Euch, den Arbeitern, doch heilig sein. Der arme St. Georg! Was that er denn? Er tödtete den Lindwurm, der das arme Volk verschlang. Nicht das Geld frißt Euch auf, die Knechtschaft ist's. Freie Männer solltet Ihr sein . . nun, genug mit der Nachmittagspredigt! Heinrich, Hans, haben wir noch ein Weinfaß im Keller? Die Leute sind durstig. Macht's Euch bequem, lagert Euch

auf dem Rasen. Wenn die Polizei kommt — und sie soll schon von Eurem Zuge gehört haben — war's ein Scherz, ich werde mit den Herren reden. Keine Polizei, selbst ist der Mann! Ich für Euch, Ihr für mich" — und damit steckte er seine Hände in die Taschen: „Guten Abend!" und ging in das Schloß.

Ein Lebehoch nach dem andern erscholl dem freigebigen Herrn, und als gar das Weinfaß herangerollt und angezapft wurde und das Glas in die Runde ging, gab es am ganzen Rhein, nach der Meinung der Trinkenden, keinen wackerern Herrn, als Erich Stupp. Der sagte indeß im Garten zu Friedrich, der ihm wegen seiner unzeitigen Güte Vorstellungen machte: „Lieber Herr von Dillburg, der Gewalt des Staates darf man nicht einen Finger hinhalten, sonst ergreift sie die Hand. Ausgleichung ist das Beste. Heute wären die Leute auseinander getrieben worden, morgen hätten sie in den Fabriken gemurrt, gefaulenzt, die Arbeit ganz eingestellt. Meine Kur macht sie lustig und heiter; ist der Stupp ein fideles Haus, sagen sie morgen und arbeiten noch einmal so rüstig . . Nach dem heutigen Sturm, es lebe die Freiheit!"

Die Sonne war gesunken, die Menge hatte sich zerstreut. Den Platz vor dem Schlosse reinigten die Diener.

Alles nahm wieder seinen ursprünglichen Charakter des Stillen, Friedlichen und Lieblichen an.

Am Springbrunnen standen Thekla und Friedrich, lautlos, sie die Augen mit den Wimpern verschattend, er das Worte der Liebe auf den Lippen, sie antwortete nicht, aber sie standen Hand in Hand. Ueber ihnen schimmerte der Himmel, wie ihre Zukunft, in einem Meer von goldenem und rosigem Licht.

9809

Americana in "Auf stiller Haide"

I p. 273 America
283 "

